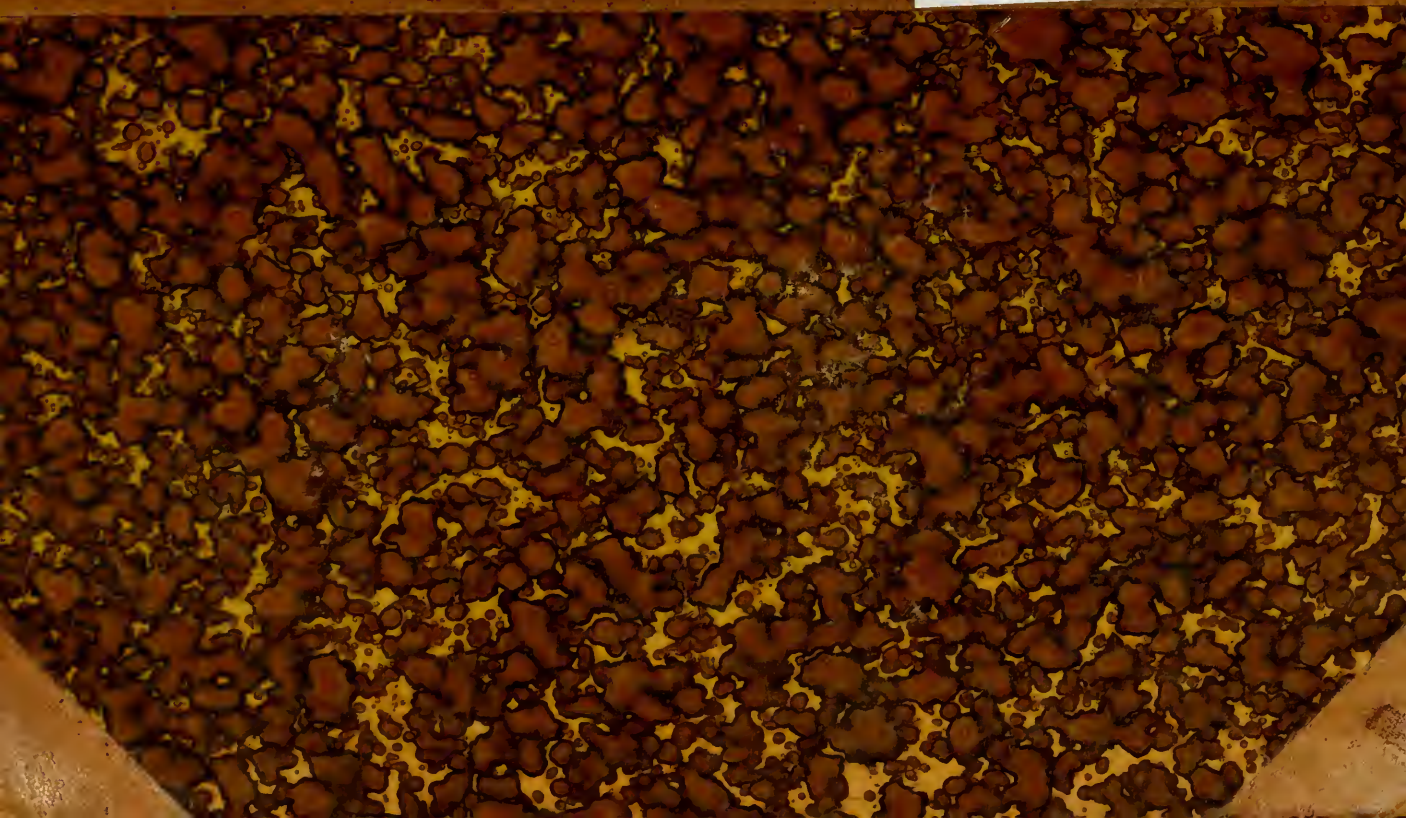
3 1761 07361738 3



SET OF SEVEN

£4·00

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/novellen01bl

Novellen

von

Eduard von Bülow.

Erster Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

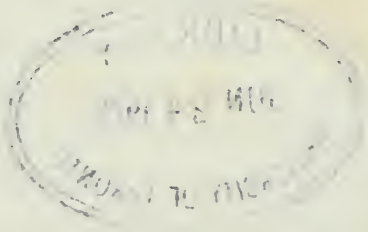
1846.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Seiner Majestät

dem

Könige von Preußen.



PT
1828
B76
A15
1846
Bd.1

LIBRARY
JUN 24 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

Allerdurchlauchtigſter, großmächtigſter König!

Allergnädigſter König und Herr!

Ihre Königliche Majeſtät

haben mich durch die huldvolle Erlaubniß Ihnen dieſe erſte Sammlung meiner ſonſt ſchon einzeln gedruckten und jetzt umgearbeiteten Novellen zu widmen wahrhaft beglückt und ich lege hiermit dieſe gereiften Früchte meiner poetiſchen Thätigkeit zu den Stufen Ihres Thrones nieder.

Iſt es ſchon an und für ſich ein erhebendes Gefühl, alſo dem geheiligten Oberhaupte eines Staates nahen zu dürfen, den unſere Liebe wie Ueberzeugung zu unſerem wahren

Vaterlande machen; um wie viel höher muß daſſelbe nicht in einem Freunde und Schüler Ludwig Tiecks geſteigert werden, der, wie ich von demſelben ſeine höhere geiſtige Ausbildung empfangen hat, und die Freiheit, Ihre Königliche Majeſtät in dieſer Widmung anzureden, nicht anders zu benützen weiß, als um Ihnen mit gerührteſtem Herzen den erſten öffentlichen Dank dafür auszuſprechen, daß Ihre Königlichen Wohlthaten das Alter des größten lebenden deutſchen Dichters ſo ſorgenfrei und heiter

gestaltet haben und Sie ihn so wie noch kein deutscher König einen deutschen Dichter ehren.

Tausende von treuen deutschen Herzen werden diese Gesinnung, als eine Gesammtangelegenheit unseres Vaterlandes mit mir theilen und der große Gedanke der Gegenwart, alle deutschen Lande immer unzertrennlicher zu einigen, kann gewiß nicht wirksamer als durch die Liebe und das Vertrauen gefördert werden, welches sich die Throne mit dem Schutze der

edelſten Geiſteskräfte des Volkes zu erwecken wiſſen.

Ich erſterbe in tiefſter Ehrfurcht

Ihrer Königlichen Majeſtät

unterthänigſter

Eduard von Bülow.

Inhalt.

	Seite
Der Verstand des Zufalls	1
Das Gewissen	73
Ein Frühlingstraum	151
Die Brunnenkur	205
Die neueste Melusine	279
Ein Wiedersehen	329

Der Verſtand des Zufalls.

Sir Edmund Jackson, ein reicher egoistischer Engländer, galt in seinem Vaterlande eben darum für einen Sonderling, weil er keiner war, und hatte England schon seit Jahren verlassen, weil er, als parteiloser Vaterlandsfreund, in einem Lande, wo alles Partei ist, mit Jedermann mißvergnügt und zerfallen war.

Er lebte, ohne Beschäftigung, auf dem Continente, und reiste bald in dieses, bald in jenes Land. In den Jahren 1830 und 1831 interessirte er sich lebhaft für Polens Schicksale und in dem danächst folgenden Jahre stand sein Enthusiasmus eben noch in vollster Blüthe, als er in einer größeren Stadt Norddeutschlands eine schöne junge Polin kennen lernte, die wir Gräfin Caliste Chlapowska nennen. Die Gräfin hatte sich als siebzehnjährige Jungfrau an die Spitze einer Schwadron gestellt, die sie auf ihren Gütern beritten gemacht und bewaffnet, und hatte nicht nur in manchem Treffen mit dem Feinde gekämpft, sondern auch bei der Befestigung von Warschau unermüdet mit Schanzarbeiten verrichtet, ohne daß sie sich dadurch

abhalten lassen, mit all der Kunst zu intriguiren, die den Polinnen zu Gebote steht, vor wie nach dem Kriege zum Nachtheile der Feinde thätig zu seyn.

Sir Edmund hatte von Calisten in den Zeitungen gelesen und schon ehe er sie kennen gelernt, ihrer Thatkraft seine Bewunderung gezollt. Ihr Umgang fesselte ihn später in der That an sie und er erwarb auch ihre Freundschaft in dem Grade, daß, als sie den Ort ihres Zusammenlebens in verschiedenen Weltrichtungen verließen, er in einen Briefwechsel mit ihr hatte treten dürfen.

Persönliche Bekanntschaft hatte dem Bewunderer der Männlichkeit und Vaterlandsliebe der jungen Gräfin danächst Verehrung ihrer Schönheit aufgedrungen. Die Lektüre ihrer Briefe lehrte ihn ihr zartes gebildetes Gemüth und Gefühl, ihr tüchtiges Urtheil, ihren feinen Geschmack lieben.

„Welch einziges Geschöpf!“ rief er danach bei sich aus: „Welcher Verein von Tugenden und Vorzügen! Welche Anspruchslosigkeit! Welche Selbstverläugnung, gerade das Edelste in sich so wenig zur Schau zu tragen, daß man Wochen, ja Monate täglich mit ihr umgehen kann und es nicht ahndet! Nur das Vaterland gilt ihr Etwas, erfüllt sie ganz; außer ihm denkt und will sie nichts, und darum läßt sie sich auch nie herab, in der Gegenwart der Freunde von Anderem als dem zu sprechen, was sie in Briefen ungefährdet nicht berühren darf.“

Sir Edmund konnte solcher Liebenswürdigkeit nicht widerstehen. Sein Herz war verloren und er trug es wohl oder übel der Geliebten an, die es schon besaß, indem er in einem seiner Briefe um ihre Hand bat.

Eine erwartungsvolle Zeit, ehe Caliste erwiederte. Endlich traf die lang verzögerte Antwort ein und brachte die Erfüllung dessen was der Baronet wünschte: das Ja der Gräfin und zugleich die Verheißung baldigen Wiedersehens, wenn sie mit ihrer Tante, der Baronin d'Orville aus Preußen, die seit dem Tode ihrer Eltern Mutterstelle an ihr vertrat, auf einer Badereise durch die mitteldeutsche Residenz kommen werde, in der Sir Edmund sich zur Zeit aufhielt.

Jackson war so voll von seinem Glücke, daß er es Jemand anvertrauen mußte, und eröffnete es nach Empfang des Briefes der hochgebildeten Familie des reichsten Bankiers der Stadt, von Birkholz, der, von altem Adel wie er war, bei so günstigen Verhältnissen, eines der angesehensten Häuser machte und dessen Frau und Tochter Sir Edmund auch in ihrem häuslichen Kreise Abends bei sich sahen.

Beide waren über die unerwartete Kunde erstaunt, da sie geglaubt hatten, der Britte werde seinen eingewurzelten Hagestolz im Leben nicht loswerden, und das Fräulein verhehlte ihr Behagen an dem fast romantischen Verhältniß dieser Liebe nicht. Der geschmeichelte Baronet willigte mit Vergnügen ein, als man es ihm zur Pflicht machte, ein Mehreres von

seiner Braut zu wissen zu thun und zu dem Ende ihre Briefe an ihn vorzulesen.

Man setzte einen der nächstfolgenden Abende zu der Lektüre fest, an dem man hoffen durfte ungestört zu bleiben, und hatte Mühe gehabt, ihn aus dem beginnenden Wirrwar der Karnevalsfeste herauszufinden, an denen die Familie Birkholz in den meisten Fällen genöthigt war, Theil zu nehmen. Heute erleichterte ein großer Ball in einem Hause, mit dem sie auf einem gespannten Fuße lebte, die erwünschte Einsamkeit und war es dem Bedienten auf dem Vorsaale eingeschärft worden, daß die Herrschaft für etwanige Besuche nicht zu Hause sey.

Sir Edmund fand sich zu der erwarteten Stunde ein, und man setzte sich, derweil es draußen stürmte und schneite, mit Behaglichkeit um die Kohlenflamme des Kamins. Der Fremde auf den Divan, die Frau vom Hause in ihren bequemen Sorgenstuhl, die lebensfrohe Clara auf ein Tabouret hinter dem dampfenden Theekessel, und bald las der Baronet einen Brief vor, bald besprach man bei Thee und Sandwiches das Gehörte.

„Welch liebenswürdiger Charakter," rief Clara einmal um das andere, wenn Sir Edmund nach einem neuen Briefe eine Pause machte. Frau von Birkholz sprach: „Ich bewundere zumeist, wie die junge Dame das Heroische ihres Wesens mit dem, ich möchte sagen, Heimischen zu vereinbaren im Stande ist. Wer hätte einer Polin so viel Gemüth zugetraut!"

Sir Edmund freute sich der Wirkung seiner geliebten Briefe und entgegnete: „Ich war selbst so überrascht, nach und nach diese Entdeckung zu machen, daß ich es wie ein Wunder oder Mährchen des Gemüths ansah. Ich verblende mich nicht gegen die Schwächen meines Charakters und wußte, bei dieser Uebereinstimmung auf der Stelle, daß gerade das mir an meiner künftigen Lebensgefährtin nothwendig sey. Ich hatte dabei die Empfindung, die ein Bettler haben mag, der, dem Verhungern nahe, ein großes Loos gewinnt. Ich dachte in Betreff der Ehe stets: aut Cæsar, aut nihil. Sie verzeihen, meine Damen, wenn Ihnen dies ohne genugsame Bescheidenheit gesprochen scheint. Ich hielt mich aber in Ansehung dessen was manche unserer Brittinnen sind, für viel zu gut für die Ehe. Solch patentirte Sillineß, wofür man deutsch keinen die Sache genau nachtönenden Ausdruck hat, hätte ich mir nimmermehr antrauen lassen. Ja, ich würde unvermählt geblieben seyn, wenn ich nicht gerade diese Frau gefunden hätte, die zugleich Heldin und Hausfrau seyn kann, zugleich begeisterte Bürgerin und Hälfte meiner Seele ist. Und wäre die Schreiberin dieser Briefe die Häßlichkeit selbst, in so unangenehmen Verhältnissen als sie seyn könnte: ich würde keinen Augenblick anstehen, mich mit ihr zu verbinden."

„Darin weicht mein Gefühl von dem Ihrigen ab," versetzte Clara, „und ich sehe die Möglichkeit dessen nicht ein, was Sie sagen. Nach meiner Meinung

muß in der Liebe, oder Ehe, wenn Sie wollen, alles auf das Sehen ankommen. Es kann uns Alles in der Welt täuschen, nur der erste Eindruck nicht, den Jemand auf uns macht. Dem richtigen Gefühle meines Herzens würde ich in der Beziehung unbedenklich und gewiß auch ungefährdet mein Schicksal anvertrauen. Hätte ich einen Mann nur ein einziges=mal gesehen und wüßte weiter nichts von ihm: ich reichte ihm, wenn er mein Herz gerührt hätte, meine Hand."

In dem Augenblick ward draußen stark die Klingel gezogen.

„Ein Besuch?" sagte die Frau vom Hause. „Wer mag es seyn? Friedrich ist doch auf dem Platze, oder hat die Anderen unterrichtet, daß wir nicht zu Hause sind? Für alle Fälle," fuhr sie fort und zog desgleichen an dem Klingelbande neben ihr: „will ich es noch einmal in Erinnerung bringen."

Man harrte einen Moment, daß Eins der Leute nach Befehlen fragen solle. Man hörte im Vorzimmer rasche Schritte, es rauschte ein seidenes Gewand, die Thüre ward aufgerissen.

„Gnädige Frau! ich weiß nun einmal, daß Sie zu Hause sind, und lasse mich nicht abweisen."

Mit diesen Worten drang eine schwarz gekleidete, von Eleganz und Schönheit strahlende, Patchulliduft ausströmende junge Dame in den Saal und hüpfte gerade auf die Frau vom Hause zu.

„Comteſſe Stephanie!“ lachten Mutter und Tochter, wie aus einem Munde.

„Meine liebe gnädige Frau,“ fuhr die Sprecherin ſchmeichelnd fort: „verzeihen Sie meine Dreiſtigkeit. Ihre Diener ſind nicht Schuld, daß ich hereindringe und haben ihren Spruch ordentlich abgeſagt. Zeuge deſſen iſt der arme verblüffte Friedrich, der die offene Thüre für den Nothfall noch immer in der Hand behält.“

Frau von Birkholz winkte und die Thüre ging leiſe zu.

„Ja, ich kann dir nicht helfen, Clara,“ ſprach Gräfin Löwenhaupt weiter: „ihr müßt mich mit meiner Arbeit heute Abend hier behalten. Mama iſt in's Palais befohlen, um mit den Majeſtäten Boſton zu ſpielen, und ich konnte es allein zu Hauſe vor Langerweile und Aerger nicht aushalten, wenn ich bedachte, daß die fatale Trauer um den Onkel mich um den Ball gebracht hat, den ich wenige Häuſer von uns muß verlauten hören.“

Mutter und Tochter betheuerten verlegen, daß die Freundin ihnen willkommen ſey und ſagten, ſie hätten ſich nur, Sir Edmunds wegen, der ihnen vorgeleſen, vor Jedermann verläugnen laſſen.

„Sir Edmund, Ihre Dienerin!“ wendete ſich Stephanie zu ihm: „ich hoffe, Sie laſſen ſich durch meine Gegenwart nicht ſtören; ich höre mit Vergnügen zu.“

Der Baronet verbeugte ſich und erwiederte, die Lektüre ſey beendet.

„Das scheint noch nicht der Fall zu seyn," blieb die Gräfin dabei, indem sie den Tisch überschaute, auf dem, rechts und links von Sir Edmunds Platze, Briefe lagen: „Und was ist gelesen worden? Wie ich sehe, Briefe? Reisebriefe? Mein Himmel! was für eine reizende Handschrift! Wie schöne, edle, reine Züge! Ich möchte wohl wissen, wer die Briefe geschrieben hat."

Nach einigem Zögern konnte man nicht umhin zu antworten: „Es sind Briefe von Sir Edmunds Braut."

„Sir Edmund Bräutigam?" fuhr die Gräfin neugierig auf: „Und mit wem, wenn man fragen darf?"

Man enthielt ihr den Namen der Braut nicht vor. Sie schrak zurück, wiederholte ihn langsam und bedeutungsvoll, lachte laut und sagte: „Nun, das ist eine Neuigkeit! Da nehmen Sie sich in Acht, mein sehr ehrenwerther Herr: mit solchen Heldinnen ist in der Ehe nicht gut scherzen."

Die Damen vom Hause erröteten über die Unbescheidenheit und der Britte entgegnete: „Nicht alle und nicht blos Heldinnen sind unweiblich, meine Gnädige;" indem die Gräfin, um ihre Unart wieder gut zu machen, selbst hinzufügte: „Sie werden überdies insofern nichts von ihr zu fürchten haben, als Sie, Gewaltiger, ein so überstolzes Herz so bald bezwingen konnten. Ich habe die Gräfin Caliste Chlapowska immer hochgeschätzt und ihr meine gesteigerte

Bewunderung nicht versagen können, so oft ich eine neue Heldenthat von ihr in den Zeitungen las."

„Auch außer ihrem Heldenthum," bemerkte Frau von Birkholz: „hat die junge Gräfin das weichste weibliche Herz." Und nun drangen Mutter und Tochter, die zuvor gewünscht hätten, das Geheimniß vor Stephanien nicht zur Sprache zu bringen, selbst darauf, daß Sir Edmund fortführe zu lesen, um die scharfe Zunge der Comtesse zu lähmen und ihr eine richtige Ansicht der Sachlage aufzunöthigen. Jackson weigerte sich erst, Folge zu leisten und erklärte endlich: „es sey überhaupt nur noch ein Brief vorhanden, der etwa mitgetheilt zu werden verdiene."

„O, bitte, lesen Sie uns nur noch den," sprach Stephanie, „da es freilich unbescheiden wäre, Ihnen die Wiederholung der früheren zuzumuthen. So werde ich doch einigermaßen in den Stand gesetzt, über den liebenswerthen Charakter der Gräfin und die warme Theilnahme unserer Freundinnen zu urtheilen."

Sir Edmund sagte: „Es ist der letzte ausführliche Brief, den ich von Caliste erhalten habe, die Antwort auf meine Bitte um ihre Hand."

Die Damen bezeigten ihr Verlangen nach einem so wichtigen Zeugnisse des Geistes der schönen Polin, und nachdem der Baronet, den Brief in beide Hände fassend, sich zum letztenmal geräuspert hatte, begann er wie folgt zu lesen:

Mein geliebter Freund!

Ich bin auf das höchste überrascht worden, daß Sie mir in Ihrem jüngsten Briefe Ihre Hand antragen. Ist es immer gut, wenn etwas geschieht, wenn wir etwas unternehmen, worauf wir so wenig vorbereitet waren? Ich weiß es nicht und hätte seither vielmehr das Gegentheil geglaubt. Indessen — — — — Sie haben mit mir meinen Schmerz um den Untergang meines Vaterlands getheilt, Ihre Thränen sind mit den meinen zusammengeflossen, Sie hassen so glühend wie ich unsere Ueberwinder, die auch die Feinde Ihres Volkes sind, Sie wurden der Vertraute meiner finstersten Stunden und Erinnerungen, meiner Sorgen und Bekümmernisse, ich durfte mein ganzes Herz in Klagen vor Ihnen ausschütten, Sie haben die Verzweifelnde getröstet und wieder zur Hoffnung aufgerichtet, ich bin Ihnen als meinem treusten Freunde so hundertfach verpflichtet, Sie haben meinen unglücklichen Landsleuten mit Rath und That gedient und werden mir auch ferner Ihren Beistand dazu nicht versagen, die Zeit wird sobald nicht eintreten, in der das Vaterland mich Ihnen abfordert und mein Daseyn in Anspruch nimmt: warum sollten wir also nicht mit einander glücklich seyn und uns genügen, da uns alle Bande der Dankbarkeit und des Vertrauens zu einander ziehen? —

So spricht, Sir Edmund, zu Ihnen die eine Stimme meiner Brust, die Stimme der Gräfin Calisto

Chlapowska zu Sir Edmund Jackson und deutet damit das offene Verhältniß an, wie es seither zwischen uns bestanden hat. Es gibt jedoch noch eine begleitende Stimme meines Innern, die mit der der Gräfin nichts gemein hat und nicht unterlassen mag, für meinen theuersten Freund einige Worte hinzuzufügen.

Als ich Sie das erste Mal sah, und Sie mir vorgestellt wurden, küßten Sie mir, ohne ein Wort an mich zu richten, die Hand. Wir wußten uns beide nichts zu sagen und ich bemerkte nur, daß Sie mich mit Wohlwollen zu erforschen suchten. Ich brauchte Sie nicht zu erforschen, ich wußte, woran ich mit Ihnen war, und was ich in meinem Innern, unausgesprochen für Sie empfand, sprach mir selbst ein Traum aus, den ich nicht lange darauf hatte. Sie standen in ihm abermals vor mir und küßten mir die Hand. Wir waren lange Zeit allein und nicht von so vielen Leuten wie vorher umgeben. Jedoch sagten Sie auch gegenwärtig nichts, bis mein Gefühl um so viel stärker als ich selbst ward, daß es mit meiner Vernunft durchging. Ich bog mich unwillkürlich nach Ihnen vor, küßte Sie leidenschaftlich auf die Stirn, und, — von dem ersten Sonnenstrahl getroffen, erklang in Ihnen die Memnonssäule der Liebe. Sie schloßen mich mit entzückten Worten in Ihre Arme und es behinderte nichts mehr das Verständniß unserer Herzen. Nun ist, mein Freund, wie ich mir wohl vorstellen darf, Ihr Brief Ihr erster Kuß auf meine

Hand, und meine Antwort sey hiermit mein erster Kuß auf Ihre Stirn. Ich wecke mit ihm den Geist, der hinter dieser Stirne schweigt, daß er, als Wächter des Herzens, mich in das Reich einführe, das ich vielleicht mit einigem Rechte berufen bin zu beherrschen.

Was für eine Replik ertheilen Sie mir auf meine Antwort?

Steht dem noch sonst etwas im Wege, daß, nach dem Vorbilde jenes Traums, das Zwiegespräch unseres Lebens beginne? Es haben im persönlichen Beisammensеyn diese innersten Stimmen noch niemals etwas zwischen uns zu besprechen gehabt. Wir könnten uns mit einander verbinden, ohne daß das Bedürfniß in uns rege würde, sie zu erwecken. Wie viele Ehen werden geschlossen, ohne daß sie während eines ganzen Lebens Gelegenheit fänden, sich auch nur mit einem freundlichen Worte zu begrüßen! Und es ist zu ihrem Glücke, daß es nicht geschieht. Sie könnten ja nur laut werden, um gegen die Gewalt zu eifern, die man ihnen durch die Ehe anthut. Ich kann indessen nicht umhin, die Sturmglocke zu ziehen, um diese Stimmen in uns wach zu läuten. Ich weiß nicht, was darauf erfolgen wird; es erfolge aber was da will, es führt zu unserm Besten. Da ich Sie weit aufmerksamer beobachtet zu haben meine, als Sie mich, so darf ich dessen versichert seyn. Ich kenne Sie und weiß, welchen Charakter Ihre Gattin haben muß. Ich glaube, ich kann die Rechte seyn und sage Ihnen dies ohne

allen Eigennutz. Beachten Sie das Wort: ich bin kein Egoist! — So viel von meiner Selbsterkenntniß darf ich auszuplaudern wagen. Allein trauen Sie mir nicht auf's Wort. Prüfen Sie meine Handlungsweise, meine Beweggründe, warum ich die Ihrige seyn will, streng: ob Sie keine Spur von Eigennutz entdecken. Wir sind zuweilen gerade in das Laster recht versunken, von dem wir uns ganz unangesteckt wähnen. Ich beschwöre Sie: lernen Sie mich besser kennen, bevor Sie den für Ihr Leben entscheidenden Schritt thun. Sie würdigten nur erst meine äußere Erscheinung Ihrer persönlichen Aufmerksamkeit; geistig verband uns, so lange wir zusammen lebten, immer nur ein Drittes außer uns. Meine geringen Reize machten einen günstigen Eindruck auf Ihr Herz und das freut mich unbeschreiblich. Allein es reicht nicht zur Nahrung eines Lebensglückes hin. Die Jahre altern und verändern uns, die Zeiten und Verhältnisse ändern sich, und was bleibt uns hinterdrein, sobald Schönheit und Hoffnung verschwunden sind, bis zum Tode übrig? — Nach unserem Reiseplane sehe ich Sie bereits in Kurzem, da ich mit meiner Tante d'Orville den Monat April dort zuzubringen gedenke. Lassen Sie uns dann noch recht unbefangen mit einander seyn und vergessen Sie ja meine Bitten nicht.

Die Ihrige, sobald Sie es wünschen,

Caliste Chlapowska.

Sir Edmunds Lektüre war beendet und er sah mit leuchtenden Blicken im Kreise seiner Zuhörerinnen umher.

„Himmlisch, herrlich, wunderhübsch!“ sagte die gemüthliche Frau von Birkholz, deren Entzücken für Jemand, der sie näher kannte, allerdings nicht viel besagen wollte, da ihre leicht befriedigte Gutmüthigkeit den Gegenstand nicht ansah, über den sie es in reichem Maße ausgoß.

Jackson war der deutschen Sprache mächtig genug, um von dem stoffartigen, kleiderhaften „wunderhübsch“ einigermaßen betroffen in die Höhe zu sehen. Stephanie ward dadurch in dem scharfsinnigen Nachdenken gestört, mit dem sie in das Anschauen der bläulich um den Theekessel schlagenden Spiritusflamme versunken war. Sie sagte: „Es bleibt bei alledem etwas Unverständliches in dieser so zu nennenden Doppelnatur der Gräfin, oder den beiden Stimmen ihrer Brust, und ich begreife nicht, wie sie allezeit mit einander auskommen. Es muß zu Hause mitunter schlimme Tänze zwischen ihnen geben.“

Sir Edmund wußte nicht, wie er das leichtfertige Wort aufnehmen solle, und schwieg auch zu dem Lobe des Briefes still, das die junge Dame hinterdrein schickte.

Fräulein Birkholz äußerte: „Ein seltenes Wesen und ein reicher Geist! Ich bewundere sie, wenn ich mich ihr auch nicht verwandt fühle und die in ihr

nicht abzuläugnenden Widersprüche nicht zu vereinigen weiß. Sie sind jedenfalls ein beneidenswerther Mann, Sir Edmund, einen solchen Schatz gehoben zu haben."

„Die zweite Stimme," fuhr Stephanie in der Reihenfolge ihrer Gedanken fort, ohne auf Clara zu achten, „müßte wenigstens die erste unterdrücken, wenn sie so stark ist als sie scheinen will, die Persönlichkeit das Vaterland, die eine Leidenschaft die andere. Wie so zarte deutsche Liebe aber in einer Polin, mit ihrer sarmatischen Männlichkeit, möglich ist, weiß ich nicht."

„Und wie hatte es nur geschehen können," sagte Clara, auf diese Ansicht eingehend: „daß Sie in dem persönlichen Verkehr mit Ihrer Braut niemals diese zweite Stimme ahndeten?"

„Auch kann ich mir den wiederholten Ausdruck: Ich bin kein Egoist, nicht erklären," sprach Stephanie mit einem Seitenblicke auf den Britten.

Er erröthete und erwiederte leise, er verstehe einigermaßen, was sie damit meine.

„Sie hat also aussprechen wollen, Sie seyen einer," sagte Stephanie mit einer gewissen impertinente curiosidad, ihrer Hauptleidenschaft: „das Beruhen darauf erklärt es dennoch nicht."

„Mein Gott!" antwortete die Mutter auf jene Frage Clara's: „das ist ja leicht gedacht. Das Brautpaar, wie ich verstanden habe, hat sich nur so kurze Zeit gesehen; und wir erfahren oft nach Jahren erst, was in oder an einem unserer Bekannten oder Freunde

war. Man ist so gern geneigt von vorn herein alle Menschen für vortrefflich zu halten, daß man wohl vergessen kann, darauf zu achten, wie sie wirklich sind."

„Die Bemerkung paßt nicht ganz hierher, Mama," sagte Clara: „Sie sind etwas zerstreut. Es gefällt mir aber von Ihrer Braut, Sir Edmund, daß sie, wie sie schreibt, bei Ihrem ersten Anblick Liebe zu Ihnen empfunden hat. Meiner Unbesonnenheit ist sie im Allgemeinen freilich zu ernst und ich verstehe die Leute nicht, die von sich sagen: ich bin kein Egoist. Ich bin es ganz gewiß und wir sollten es nur Alle seyn, um des Lebens Freuden harmlos zu genießen. Daß Sie von Calistens Liebe so gar nichts wahrgenommen haben, ist ein Beweis, wie sehr Sie in ihrem Beiseyn durch Ihre eigne Liebe zerstreut waren."

„Ich versichere Ihnen," versetzte der Baronet, „ich war damals nicht verliebt und hätte auch in der Gräfin keine Spur von Liebe wahrnehmen können. Ich wunderte mich anfangs allerdings, als ich jene Behauptung von ihr in ihrem Briefe las. Denn ein wie volles Recht sie dazu haben mochte, hielt ich sie bei unserer persönlichen Bekanntschaft in der That für egoistisch und fühlte darum damals blos Freundschaft für sie. Ich würde, ohne ihre Briefe, nimmer auf den Gedanken gekommen seyn, sie zu heirathen."

„Würden Sie Ihre Correspondentin auch heirathen, wenn sie nicht zugleich die Heldin wäre?" fragte Stephanie.

„Ohne besondere Anregung," entgegnete der Britte, „hätte ich niemals die Entschlossenheit gehabt. Eine Heldin unter solchen Nebenbedingungen aber als Frau zu besitzen, mußte allzugroßen Reiz für mich haben, gesetzt auch, die Zartheit ihrer Empfindungsweise hätte mich nicht genöthigt, sie anzubeten. Zerstreut war ich in Calistens Gegenwart gewiß; jedoch nur nicht aus Liebe. Ich war es aus Unwillen über das Fräulein d'Orville, das sie allerwärts begleitete, und von dem ich leider nicht hoffen darf, daß es jetzt weniger als zu jener Zeit von ihr unzertrennlich seyn werde. Das Daseyn des unangenehmen Wesens legte mir, wenn ich mit Calisten sprach, gleichsam einen Dämpfer auf den Mund, oder schnürte mir die Kehle zu."

„Einer Zerstreutheit in dem Falle," warf Stephanie ein, „kann immer nur Verliebtheit zu Grunde liegen. Ich darf das wohl behaupten, da ich mit Zerstreutheiten bekannt genug bin. Ein ehemaliger standhafter Anbeter von mir litt daran in hohem Grade."

„Du sprichst von dem Grafen Magnus?" fragte Clara.

„Von dem Grafen Magnus Brahe," erwiederte Stephanie: „ich mache kein Geheimniß aus Stadtkundigem. Er war aber allerdings schon vor seinem Sündenfall in Liebe ein Virtuos in der Zerstreutheit, und es würde Anmaßung von mir seyn, alle die berühmten Geschichten, deren Held er vor meiner Zeit geworden war, auf Rechnung seiner in ihm keimenden zärtlichen Gefühle für mich zu schreiben."

„Ist denn aber auch Alles wahr, was man von ihm sagt?“ zweifelte Frau von Birkholz. „Einer solchen Persönlichkeit werden so viele fremde Sünden aufgebürdet, daß man im Glauben daran nicht behutsam genug seyn kann.“

Sir Edmund sagte: „Wenn der Graf Magnus Brahe, von dem Gräfin Löwenhaupt spricht, wie ich nicht zu zweifeln brauche, der schwedische Diplomat dieses Namens ist, kann auch ich ein glaubwürdiger Zeuge seiner Zerstreutheiten seyn. Ich kenne ihn persönlich sehr genau und .....“

„Sie sind ein Bekannter des Grafen Brahe?“ rief Stephanie leicht erröthend: „dann war es freilich indiscret von mir .....“

Der Baronet fuhr lächelnd fort: „Und traf mit dem edlen Manne schon vor Jahren bei einem Aufenthalte in Dresden zusammen, wo ich mich schnell mit ihm befreundete.“

„In diesem Falle interessirt es Sie gewiß, zu hören,“ nahm Clara das Wort: „daß Graf Brahe alsbald hier seyn wird. Er hat den erledigten Gesandtschaftsposten an unserem Hofe überkommen und ist bereits von Stockholm abgereist.“

„Ich habe davon vernommen,“ erwiederte Sir Edmund: „und freue mich, ihn wieder zu sehen. Er ist wirklich einer der zerstreutesten Männer, die ich kenne, oder die mir denkbar sind. Wenn ich die Comtesse um die eine oder andere Geschichte von ihm bitten dürfte,

stünde ich dagegen mit einigen Erlebnissen in Betreff des Grafen zu Diensten, die den Damen gewiß neu seyn würden."

Frau von Birkholz und Clara baten den Baronet, zu erzählen und Stephanie sprach: „Ich gehe den Tausch mit Neugier ein. Ich habe mich nun doch einmal preis gegeben, und übel kann durch weitere Verhandlungen in der Sache nicht ärger werden. Auch bin ich überzeugt, daß die gesegnete Zerstreutheit des Grafen ihn seiner dereinstigen Aufmerksamkeiten für mich schon völlig uneingedenk gemacht hat, und vergehe mich deßhalb nicht an ihm, wenn ich sie erwähne, da er mich, im Fall er davon hörte, ihrethalb mit gutem Gewissen Lügen strafen könnte. Ich gebe Ihnen gleich eine der pikantesten Anekdoten von ihm zum Besten. Es sind etwa vier Jahre her, daß ich mit meinen Eltern eine Zeit lang in der Hauptstadt lebte, wo Graf Brahe als Legationsrath angestellt war. Der Gemahl unserer Prinzeß hatte zuweilen die Gnade, uns zur Tafel einzuladen, und eines Tages speisten wir mit dem Grafen Brahe und nur noch Wenigen außer dem Dienste bei der Hoheit. Der Graf saß neben mir und war eben dabei, mir über meinen letzten Ballanzug Schönes die Hülle und Fülle zu sagen, als ein Lakai ihm eine Schüssel Caviar präsentirte. Er hat es bei solchen Gelegenheiten an sich, gleich mit der Hand zuzufahren und that es denn auch jetzt, ohne in der Hitze seiner Galanterie hin zu sehen. Ich hatte, meiner Robe

wegen, den Blick auf die Schüssel gerichtet, und mußte Zeugin seyn, wie er die halbe Hand schwarz herauszog. Ich rufe ihm zu: „Mein Gott! Graf Brahe, was thun Sie? Es ist ja Caviar.“ Zu seinem Unheil hat ihm der Himmel zu dieser Zerstreutheit den Gefährten einer fast peinlichen Aengstlichkeit im Beachten von Anstand und Etikette gegeben. Er nahm also kaum seinen Irrthum wahr, als er vor Verlegenheit alle Besinnung verlor, sich mit der triefenden Hand in die Haare fuhr, um sie abzuwischen und in die Worte ausbrach: „Ach! ich bitte tausendmal um Vergebung; ich dachte, es wäre Spinat.“ Hier konnte man in der That mit Calderon sagen: Es ist schlimmer als es war, und Sie stellen sich den Eindruck vor, den dieses Ereigniß auf die Tischgesellschaft machte, mögen sich zumal des unauslöschlichen Gelächters für versichert halten, in das der Prinz ausbrach. Die Geschichte hat den Grafen damals weit und breit berühmt gemacht und ich litt davon natürlich nachbarlichst mit.“

Die Zuhörer trugen ihren Tribut von Gelächter an die Erzählerin ab und Sir Edmund rief ergötzt: „Ja, das sieht meinem guten Freunde ähnlich, sich also aus dem Sattel der Besonnenheit heben zu lassen. Ich speiste in Dresden oft mit ihm an Table d'hôte und da gab er nicht selten ganz gleiche Dinge an. Einesmals stellte er sich in dem Speisesaale vor den aufgehängten Postbericht und machte Toilette, in der Meinung, daß es der Spiegel sey. Ein andermal gehe

ich mit ihm über die Straße, als er plötzlich zu mir sagt: er hinke; es müsse ihn der Schlag oder sonst etwas betroffen haben. Ich sehe ihn an, und bemerke sein Hinken allerdings; allein was war es? Er ging mit einem Fuße, ohne es zu merken, im Rinnsteine. Wieder einmal begegnet er in einem Durchgange, wo eine starke Zugluft herrscht, einigen ihm unbekannten Damen, die mit der Hand an die Hüte greifen, um sie fest zu halten. Er meint, sie wollen sie vor ihm abnehmen und grüßt sie auf das Höflichste. Den schlimmsten Streich hatte ihm seine Zerstreutheit schon frühzeitig in seinem Vaterlande gespielt, wo sie ihm eine bedeutende Summe Geld kostete. Er steigt nämlich eines Morgens zu Pferde, um in der benachbarten Stadt einen wichtigen Termin abzuhalten, und reitet gemächlich zu, da er noch eine Stunde vor der Zeit an Ort und Stelle seyn kann. Er ist bereits in der Nähe, als ihm seine Pfeife ausgeht; er hält still, sie wieder anzuzünden; der entgegen stürmende Wind läßt dies aber nicht eher gelingen, als bis er sein Pferd umdreht, und also vor dem Winde durch sich selbst geschützt ist. Er reitet seines Weges weiter, verliert sich in Gedanken, und, indem er sich auf sich besinnt, steht sein Pferd wieder vor seinem Hofthore still, — da er es unglücklicherweise nochmals umzudrehen vergessen hat. Er sieht nach der Uhr: es ist Mittag und der Termin versäumt."

Stephanie ließ im Besprechen dieser Brahiana ihre

Spottſucht ſo unbeſonnen gewähren, daß Sir Edmund den Mißhandlungen ſeines Freundes, über die auch Clara ärgerlich zu werden ſchien, nur dadurch ein Ziel zu ſetzen wußte, daß er die junge Gräfin an ihre Zuſage mahnte, noch eine oder die andere ihr bewußte Zerſtreutheit ihres Anbeters mitzutheilen.

Die Scharfſinnige merkte, daß ſie abermals zu weit gegangen war, und lenkte gewandt ein. Sie erzählte: „Ich hatte mit dem Grafen dereinſt in einer Aſſemblée eine Partie Ecarté um einen Blumentiſch geſpielt und gewonnen. Des andern Morgens begibt er ſich zu einem Gärtner auf dem Spittelmarkte, um ſeine Verpflichtung ſo ungebührlich einzulöſen, daß er einen großen Orangenbaum in einem eleganten Kübel kauft, der in dem Zimmer eines Privathauſes kaum Platz finden kann. Er übergibt ihn einem der ſtärkſten Eckenſteher und macht ihm damit Muth, die Laſt auszuhalten, daß das Haus, wohin der Baum beſtimmt, ganz in der Nähe ſey. Sie ſetzen ſich in Bewegung, der Louiſenſtraße zu, wo wir wohnen, der Graf vorweg, der Eckenſteher hinterdrein. Kaum, daß ſie einige hundert Schritte gegangen ſind, ſo hat der Erſtere den Letzteren ganz vergeſſen. Das ſchöne Frühlingswetter lockt ihn zu einem Gang in's Freie. Er wandelt durch die Linden, ſo lang die Straße iſt, zum Brandenburger Thore hinaus, nach dem Thiergarten und entſchließt ſich endlich, bei dem Hofjäger ermüdet auszuruhen. Er hat ſchon lange hinter ſich keuchen, ächzen

und ſchnaufen gehört, ohne es zu beachten. Jetzt, als er da ſitzt, kommt es näher und meint er wie Macbeth einen Theil von Birnams Wald anrücken zu ſehen: der Orangenbaum ſchwankt mit dem außer Athem und in Schweiß verſetzten Eckenſteher in nicht ganz gerader Richtung einher, und Beide ſinken mit einem ohnmächtigen Verſuche, neben ihrem Vorgänger Platz zu nehmen, der Länge nach zu ſeinen Füßen. Ja, der Eckenſteher iſt ſo mürbe, daß er nicht einmal mehr impertinent gegen ſeinen Verführer ſeyn kann und es deſſen großmüthigem Entſetzen über ſeine Zerſtreutheit anheim ſtellt, ihn für ſeine verlorne Nachkommenſchaft zu entſchädigen."

Der arme Graf wurde durch dieſen Vortrag noch minder als zuvor geſchont und die Thränen in den Augen der Lachenden riſſen die Gräfin ſogar hin, mit noch größerer Bosheit einige nicht ſo frappante Anekdoten von ihm zum Beſten zu geben.

„Ungeachtet ſeiner Lächerlichkeiten," warf Sir Edmund ein, „iſt mein Freund ein ſehr ſchätzenswerther Charakter, dem ſein redliches Gemüth, wie ſein behaglicher Lebensfrohſinn Jedermanns Wohlwollen verdienen. Er iſt Bonhomme wie ein Franzoſe, das heißt, mit Geiſt, und in manchen Dingen freilich leichtſinnig genug, da er durch ſeine leidenſchaftliche Wohlthätigkeit ſein Vermögen ſchon mehr als einmal zerrüttet hat. Ich wünſchte ihm recht bald eine brave Lebensgefährtin, die ſich in ſeine Eigenheit fügte und ſeine

Umstände in der erforderlichen Ordnung hielte. Eine liebenswürdige junge Dame könnte mit ihm sehr glücklich werden."

Stephanie erwiederte spöttisch: „Sir Edmunds eignes Glück macht ihn übersehnsüchtig, alle Welt dessen theilhaft werden zu sehen. Ich habe nichts dawider, daß der Graf ein guter Mensch ist; allein ihn zum Ehemann zu nehmen" — und sie rümpfte das Stumpfnäschen — „möchte nicht Jedermanns Sache seyn, der noch Ansprüche zuzusetzen hat. Wer macht sich gern lächerlich! Graf Brahe hat aber eine so vollendete Meisterschaft in der Kunst errungen, daß er die Seinigen ohne Widerstand mit in sein Schicksal ziehen würde. Ich habe leider! nicht für Spott zu sorgen gebraucht, als er mich mit seinen Liebesdiensten plagte. Ich danke für seine Hand."

„Ich bitte um Verzeihung, meine Gnädigste," sprach der Britte: „ich wußte nicht, daß Sie ihm einen Korb gegeben haben."

„Einen Korb?" fragte die Comtesse: „das hab' ich nicht gesagt. Er hat nicht um meine Hand angehalten."

Indem sich Sir Edmund stumm verbeugte, konnte der Ausdruck seiner Züge andeuten, was er mit seiner vermeinten Entschuldigung habe sagen wollen.

Stephanie fühlte die Lehre und Clara sprach: „Es hat Alles nichts zu sagen, was Du gegen den Grafen einwendest. Ich finde ihn, so wie er ist, liebenswürdig und würde ihn für eine beneidenswerthe Partie halten

können. Ich schlage mich auf des Baronets Seite; er hat Recht. Wer weiß, ob Du nicht selbst ein wenig verliebt gewesen und eben darum auf ihn erbittert bist."

Hier ward Stephanie empfindlich und hatte die Unterhaltung über diesen Gegenstand ein Ende. Bald nachher schlich Sir Edmund in der Stille weg und ward der Wagen der Gräfin gemeldet.

Die Baronin d'Orville kam mit Nichte und Tochter, welche Letztere sie auf dieser Reise ungern zu begleiten schien, weit früher als sie geschrieben hatte in der Residenz an, und Sir Edmund hatte bald nach diesem Abende die Freude, seine Braut zu begrüßen. Die lange Erwartung, oder Sehnsucht, die Ueberraschung, die gefühlvollen Briefe, die blendende Schönheit der Gräfin trieben den Britten aus dem natürlichen Bollwerk seiner Kälte hervor und hauchten ihm eine so brennende Leidenschaft ein, daß er sich darin selbst nicht wieder erkannte. Das lebhafte Temperament der Gräfin bezeigte sich nicht undankbar, und es entstand ein Wechselverhältniß, das, wenn sie zusammen Spaziergänge, Concerte, Theater und Gesellschaften besuchten, dem Glücke Beider nichts zu wünschen übrig ließ.

Die Verlobung war erklärt worden, und Caliste hatte die von dem Bräutigam besorgten Schwierigkeiten

nicht erhoben. Er hütete sich, sie auf die Bedenken ihres Briefes zurück zu führen, und da die Hochzeit beschleunigt werden sollte, gedachten die Liebenden die Baronin als neuvermähltes Paar auf der Badereise zu begleiten. Die schöne Polin machte unterdessen in der Residenz Aufsehen und man beneidete den frostigen Sonderling von Britten, dem man eine Würdigung seines Glückes nicht zutraute. Nur allein Clara Birkholz, in deren Hause Sir Edmund seine Braut eingeführt, hatte Zweifel an der Wahrheit dieses Glückes, obwohl sie sich dieselben nicht zu rechtfertigen wußte. Sie sprach darüber blos im engsten Vertrauen mit ihrer Freundin Stephanie und deren heller Verstand war auf ganz anderem Wege als Clara zu der Erkenntniß des Zwiespaltes gelangt, der von der unerhörten Verschmelzung der zwei Naturen der Gräfin: der derben, robusten, etwas rohen Persönlichkeit, und dem fein fühlenden Gemüth zurückgeblieben war, von dem auch in dem geselligen Umgange keine Spur vorschien.

Clara stellte sich sogar nicht ohne Schrecken vor, wie künftig die beiden schroff egoistischen Menschen sich in ihrer Nationalität und Individualität feindlich begegnen müßten, und begriff Calistens Verblendung nicht, Sir Edmund zur Selbstprüfung ihres Charakters brieflich aufzufordern. Dieser war nach dem ersten Rausche seiner Zufriedenheit dessen eingedenk und fing nach einigen Wochen in der Stille an, darnach zu

thun, da er in kleinen, aber hartnäckigen Zwistigkeiten mit seiner Braut vergebens versucht hatte, an ihre andere Natur zu appelliren. Es berührte ihn überdies schmerzlich, daß er nie ein herzliches Gespräch mit ihr einleiten oder durchführen konnte. Er sah Calisten nie ein ernstes Buch zur Hand nehmen. Sie wollte nur müßig gehen, oder wünschte in patriotischem Eifer den Krieg zurück und war in dieser Stimmung ihrem Bräutigam allerdings am reizendsten, oder erhielt sich so noch in der meisten Harmonie mit ihm. Sir Edmund war mehrmals drauf und dran, jene Idiosynkrasie gegen sie zur Sprache zu bringen, die sie mit dem Nichtdaseyn eines ihren Charakter vorzugsweise an das Weltliche bindenden Fehlers habe prahlen lassen, und konnte sich den Augenschein nicht abläugnen. Jedoch waltete die Scheu vor einem Wortwechsel fortwährend in ihm vor.

Die Mißhelligkeiten zwischen dem Paare mehrten sich, und mitunter konnte selbst das dem Britten sonst so unangenehme, sich gern isolirende Fräulein d'Orville mit ihren Gesinnungen vermitteln. Der Baronet ward über diese Thatsachen verdrüßlich, kälter, abgeschlossener, kam seltener zu Calisten und verstimmte sie damit gegenseitig, wenn auch die Lektüre ihrer Briefe seine Liebe aufs Neue kräftigte und ihn zu dem leicht versöhnten Mädchen zurückführte. Zuletzt ermüdete und langweilte ihn dieses Schwanken und Umstürzen, diese Ebbe und Fluth seiner Gefühle dergestalt, daß er, nachdem er

ſich zehn- und zwanzigmal vergebens vorgeſetzt hatte, mit Caliſten aufrichtig zu reden, den Vorſatz aufgab. Er vertröſtete ſich wegen der Heilung des Uebels auf den Eheſtand, der das Innere der Seelen von ſelbſt gegen einander herauskehren werde. Fräulein d'Orville ſchien ihn bis zu einem gewiſſen Grade zu durchſchauen; hielt ſich aber ſtill zurück, wenn er ſie nicht aufſuchte und ließ ihn niemals errathen, wie er mit ihr ſtand.

Jemehr in der letzten Zeit vor der Hochzeit Sir Edmund ſich von ſeiner Braut entfernte, deſtomehr wendete dieſe ſich ihren jungen, feurigen, amuſanten Landsleuten am Orte und zu des Bräutigams höchſtem Mißfallen, der Comteſſe Stephanie Löwenhaupt zu, mit der eine gemeinſame Sucht, rückſichtslos über Andere zu ſpotten und in Geſellſchaft ausſchließlich vorzuherrſchen, ſie verband und nöthigte, wo ſie nicht Nebenbuhlerinnen werden ſollten, ihre Triumphe zu theilen.

Die Spannung zwiſchen Braut und Bräutigam drohte eben eine ernſtere Wendung anzunehmen, als auf einmal die längſt erwartete Ankunft des Grafen Brahe, der vorerſt eine andere diplomatiſche Sendung vollbracht hatte, eine heilſame Unterbrechung in den Verhältniſſen machte.

Der Hof war auf kurze Zeit verreist und Graf Brahe konnte einſtweilen weder ſeine Beglaubigungsſchreiben abgeben, noch mochte er, aus übertriebener Etikette, ſeine Beſuche in der Stadt fahren. Er war

dem übrigen diplomatiſchen Corps fremd und kannte nur den preußiſchen Geſandten, in deſſen Hauſe er eine für das erzwungene Interim entſchädigende Bewirthung fand. Er brachte faſt alle Abende in dem kleinen Zirkel zu und begegnete darin auch Sir Edmund Jackſon, mit dem er ſich bald noch mehr als ehedem befreundete.

Der Britte verkündete ihm ſeine nahe Verbindung, ſtellte ihn Caliſten vor und redete dem Glück wünſchenden Grafen ernſtlich zu, ſein Beiſpiel nachzuahmen. Derſelbe erwiederte achſelzuckend: er ſehe ſchon ſeit längerer Zeit ein, wie unentbehrlich ihm bei ſeiner Zerſtreutheit eine Gattin werde, die ſein Hausweſen in Ordnung halte und ſehne ſich nach dem Beſitze eines Weſens, das ihm gemüthlich nahe ſtehe, dem er unbedingt vertrauen könne, das ihn aufrichtig liebe. Allein er ſey immer zu zerſtreut geweſen, eine vorbedachte Wahl zu treffen und durch fortgeſetzte Bewerbungen um die Gunſt einer jungen Dame nach ſeinem Sinne ihr Jawort zu erlangen. Doch ſprach ihm Sir Edmund Muth ein und erinnerte ihn, daß man mit einer Wahl nicht zu ängſtlich ſeyn, ſondern dem Zuge des Herzens getroſt folgen dürfe.

In den Abendgeſellſchaften bei dem Geſandten erſchien auch oft die Geheimeräthin Gräfin Löwenhaupt und Frau von Birkholz. Graf Brahe erneuerte die alte Bekanntſchaft und machte die neue mit Vergnügen, und Clara Birkholz zeigte ſich ihm eben ſo anmuthig und liebenswerth als ſich ihr gutes Vorurtheil für ihn

durch seine Persönlichkeit noch mehr als sie hätte wünschen mögen, bestätigte. Heiter und launig, wie sie Beide waren, geriethen sie bald in eine scherzhafte Vertraulichkeit und Clara's schalkhaftes Wesen konnte nicht umhin, seiner Zerstreutheit allenthalben mit naivem Rathe und der That beizustehen, die Graf Brahe, durch ihren richtigen Takt bestochen, immer wohl aufnahm. Mit Stephanie ward er nicht langsamer, wiewohl auf ganz andere Art vertraut, da ihre Reize in den wenigen Jahren der Trennung von ihrer Wirksamkeit auf ihn nichts eingebüßt hatten. Er war, unbeschadet dessen, daß er sie so bald vergessen hatte, schnell wieder in der alten Verliebtheit befangen und Stephanie freute sich darüber ungemein, da sie seine Artigkeiten, die leider! nicht weiter gehen wollen, schon sonst immer lieber gehabt hatte, als sie sich und Anderen eingestanden. Sie hatte sich im Voraus in die Verfassung gesetzt, alle Liebenswürdigkeit gegen ihn aufzubieten, um sein Wohlwollen zur Leidenschaft zu steigern und vergab sich darum kaum ihre Unbesonnenheit, von dem Grafen so zweideutig wie sie gegen Sir Edmund gethan, zu sprechen. Sie überbot sich an Verschlagenheit im Ausspannen ihrer feinsten Netze und glaubte so, auch wenn Sir Edmund nicht reinen Mund gehalten hätte, seine Einflüsterungen in dem Herzen des Grafen unschädlich zu machen.

Graf Brahe ward ein Opfer der Zauberkünste, die er nicht ahndete und verschleuderte seine Freiheit an

sie mit dem besten Willen. Der mit seinen eigenen Angelegenheiten genugsam beschäftigte Sir Edmund sah ihn nur im Allgemeinen um die Gräfin bemüht, ohne seinen Ernst zu ahnden und hätte ihn sonst wohl mit einem und dem andern Worte gewarnt.

Der Hof kam nach der Residenz zurück und der schwedische Gesandte erhielt seine Antrittsaudienz. Er gab darauf seine Karten ab und hatte vorher niemand als ausnahmsweise seine alte Freundin, die Geheimeräthin Löwenhaupt besucht. Die vielen Geschichten, die man von seiner Zerstreutheit kannte, machten ihn zu dem „Löwen" des Tages und sein unverhohlenes Verhältniß zu Stephanien, das man an jenen Abenden bei dem preußischen Minister entstehen sah, ward vielfach in der Stadt besprochen. Als der Graf auf dem letzten Hofballe der uralten Prinzeß Friederike vorgestellt ward, die eine besondere Liebhaberei hatte, Heirathen zu stiften, spielte sie so deutlich darauf an, daß er sich hinterdrein zu Hause nicht genug vorwerfen konnte, mit seinen Artigkeiten gegen die Comtesse weiter gegangen zu seyn, als, ohne an das Aeußerste zu denken, sich verantworten lasse. Seine Verstimmung hielt ihn eine kleine Weile von der Gesellschaft entfernt und er wußte nicht, wie er sich forton gegen Stephanien benehmen solle. Indessen rückte ihm der Gedanke an das Aeußerste näher und ward ihm so vertraut, daß er ihn bereits in seinem Innern erwägend hin und her wendete.

Nach Verlauf von einigen Tagen konnte er es nicht vermeiden, auf einem Balle bei dem Minister Stein zu erscheinen, den auch der Hof besuchen wollte. Er trat spät in die Festsäle, da seine Zerstreutheit sich selten an die Uhr band, und mischte sich in die Wogen der Versammlung. Der Hof war schon zugegen und er schlich in dessen Nähe, um das Unschickliche seiner Verspätung zu verbergen. In dem letzten Saale bildete die sogenannte Crême der Gesellschaft einen Halbkreis, in dem die Herrschaften die Cour annahmen. Graf Brahe drängte sich mitten unter Damen vor. Er blickte grüßend umher und, wie ward ihm, als er sich gegenüber die Comtesse, im Atlas- und Brillantschmucke herrlich wie eine Königin, im Glanze ihrer Schönheit holdselig wie einen Engel stehen sah. Er schlug geblendet das Auge nieder und wagte nicht sobald, es zu erheben. So alles überstrahlend war sie ihm noch nie erschienen. Endlich fand der schüchterne Blick wieder Muth und Stetigkeit und blieb an sie gefesselt.

Die Gräfin bemerkte ihn, lächelte, winkte mit dem Fächer und bewegte sich im ersten unbewachten Augenblicke über den Saal in seine Nähe. Er schritt vollends auf sie zu, um sie zu begrüßen und ward mit Vorwürfen empfangen, daß er sich so lange nicht in ihrem Hause habe blicken lassen.

Indem flüsterte es zur Seite: Prinzeß Friederike! und Stephanie, die mit dem Rücken dahin stand, wandte sich, um der herantretenden Prinzeß ehrerbietig

Platz zu machen. Die Prinzeß knickste vorüber, der Gemahlin des preußischen Gesandten zu; ließ aber ihr feuriges Auge so ausdrucksvoll von dem Grafen auf Stephanien und von ihr wiederum auf ihn, mit einem so gnädigen Lächeln und einer so fein andeutenden Handbewegung gleiten, daß die junge Gräfin über das ganze Gesicht erröthete und Graf Brahe versteinte. Die Umstehenden lächelten ebenfalls und Stephanie wandte sich ab. Der Graf wußte nicht, sollte er gleichgültig, ernst, erschrocken, schlau, bleich, roth, oder wie aussehen und lächelte am Ende unwillkürlich und befangen mit.

Die Stunden verrauschten: der Ball war im vollen Gange. Graf Brahe bezeigte sich Stephanien als ein getreuerer Anbeter denn je; Stephanie hatte seine Huldigungen noch nie so vertraulich angenommen. Sie tanzte zum Entzücken aller Welt und die Lorgnette vor dem Auge des Gesandten drehte sich mit seinem Kopfe nach jedem ihrer Schritte und jeder ihrer Bewegungen. Nach einem Contretanze setzte sie sich, um auszuruhen, allein in eine Fensterbrüstung: es war noch ein Stuhl neben ihr leer. Ihr Blick suchte den fernen Grafen und fand ihn. Er machte sich eilig durch die Menge Bahn und war in Todesangst, daß wer ihm zuvorkommen und den schönsten Platz im Saal einnehmen möge. Stephanie rückte so, daß sie dies inzwischen verhinderte. Das Glück war dem Grafen hold; er setzte sich neben die Geliebte und der neue Tanz fand

ſie noch in beſter Unterhaltung. Die Paare ſtellten ſich vor ſie und entzogen ſie den Blicken. Da brach durch eine Lücke der eleganteſte Tänzer, mit dem Stephanie für dieſen Galopp engagirt war, und entſchuldigte ſich angelegentlichſt, ſie nicht früher gefunden zu haben. Sie ſah ihn kalt an und ſagte: „Entſchuldigen Sie mich, Prinz Croy, ich fühle mich ſo angegriffen und ermüdet, daß ich außer Stande bin, zu tanzen.“ Der Kavalier entfernte ſich mit einer ſtummen Verbeugung und ſeinem Nachfolger im Engagement erging es bei dem nächſten Walzer nicht anders. Das Paar plauderte immer fort.

Beim Abendeſſen war Graf Brahe Stephaniens Tiſchnachbar. Danach mußte ſie Ehren halber wieder tanzen. Graf Brahe verwünſchte ſein Ungeſchick, es vor Zeiten nicht erlernt zu haben, um ſelbſt ihr Tänzer zu ſeyn. Doch ging dem von Wein und Liebe höher Geſtimmten mit einemmale der Stern eines Gedankens auf. Seine Blicke irrten forſchend im Saale hin und wieder, bis er am andern Ende den Geheimerath Löwenhaupt mit einem Bekannten ſprechen ſah. Er ſchritt entſchloſſen auf die Beiden zu und ſtrich unterwegs an Clara Birkholz vorüber, die ihn ſein Zuſtand den ganzen Abend nicht hatte wahrnehmen laſſen. Er grüßte ſie zerſtreut und bemerkte ſo wenig den wehmüthigen Blick, mit dem ſie ihm dankte, als er Anfangs das Erbleichen bemerkt hatte, mit dem ſie eine unmittelbare Zeugin des Auftrittes mit der Prinzeß geworden war.

Als Graf Brahe zu dem Bekannten trat, der sich mit dem Grafen Löwenhaupt unterhielt, sagte er zu ihm: er wisse nicht genau, ob er dem Geheimerath vorgestellt sey oder nicht, und bitte ihn um die Gewogenheit, ihn mit demselben bekannt zu machen.

Der Bekannte wendete sich verbindlich zu Stephaniens Vater, sagte: „Herr Minister, Graf Brahe!“ und entfernte sich, indem die beiden sich begrüßten.

Graf Brahe war die Höflichkeit selbst und Graf Löwenhaupt nicht minder zuvorkommend. Sie hatten sich wohl früher in Berlin gesehen; waren sich aber nie vorgestellt worden, und hatten sich durchaus nicht zu einander gezogen gefühlt. Graf Brahe unterhielt den Geheimerath von der Hauptstadt, wo dieser ganz zu Hause schien und sie fanden auch manche Berührungspunkte in den derzeitigen politischen Verhältnissen.

Graf Löwenhaupt bezeigte seinem neuen Bekannten immer wärmere Theilnahme. Plötzlich aber war Graf Brahe mit Einem Satze aus Berlin an ihrem jetzigen Aufenthaltsorte und in ihrer nächsten Umgebung, indem er die liebenswürdige Gnade der Geheimeräthin und die unwiderstehlichen Reize ihrer Tochter zum Gegenstande des Gespräches erhob.

Der alte Herr war ganz bezaubert.

Der Minister fuhr fort zu betheuern, wie hoch er beide verehre und wie werth und theuer sie ihm in der kurzen Zeit seines Hierseyns wieder geworden, setzte, zu dem Erstaunen des Geheimeraths, seine eigenen

Verhältniſſe auseinander, gedachte ſeiner Ausſichten und Hoffnungen, des Wunſches, den er ernſtlich hege, ſich zu vermählen und beſchloß, da ſie in ihrem Winkel völlig unbelauſcht ſaßen, ſeine Worte damit, daß er den Geheimerath, unter Entſchuldigungen wegen der Wahl des Ortes und der Zeit zu ſeinem Antrage, den die Uebergewalt ſeiner Gefühle ihm nicht verſtatte zu verſchieben, um die Hand ſeiner Tochter bat, ohne die er nicht länger leben könne, deren Beſitz ihn zu dem beneidenswertheſten Sterblichen machen werde.

Graf Löwenhaupt war in demſelben Verhältniſſe ernſt und feierlich geworden, als der Miniſter herzlich und erwärmt, drückte mit faſt zu höflichen Worten aus, wie geehrt er ſich durch dieſen Antrag fühle und fügte wegen der Wichtigkeit einer ſolchen Angelegenheit für dieſen Abend nur die Bitte hinzu, ihm ſeine Entſcheidung bis zum nächſten Tage zu geſtatten. Er zweifle nicht, daß die erforderliche Einwilligung der Damen dem Herrn Miniſter ſo ſicher als ſeine eigene ſey und werde die Geſinnungen ſeiner Tochter auf das reiflichſte erforſchen.

Nach dieſer Antwort dankte der Miniſter dem Geheimerath für ſeine vorläufige Geneigtheit, ſagte ihm, wie ungeduldig er ſeiner Antwort gewärtige, und beurlaubte ſich unter abermaligen wechſelſeitigen Ehrfurchtsbezeigungen.

Beide Herren verließen den Ball auf der Stelle und begrüßten ſich noch einmal ſtumm auf der Treppe,

indem sie, in ihre Mäntel gehüllt, sich zu ihren Wagen begaben.

Als der Wagen des Grafen Brahe seinem Hotel zu rasselte, meinte er durch die sternenhelle Nacht bis in den dritten Himmel zu sehen. Er konnte keine begründeten Besorgnisse vor einem Korbe haben, die schöne Stephanie Löwenhaupt, deren Vater schon so gut wie eingewilligt hatte, zeichnete ihn zu auffallend aus, und hatte, wie ihm von sonst her wohl bewußt war, allzuviele Gewalt in ihrem elterlichen Hause, allzuviele Schlauheit in ihrem Köpfchen, um nicht durchzusetzen, was sie einmal wollte. Der Gesandte war in seinen Hoffnungen geradezu selig und seine Freude unendlich, den schweren Stein vom Herzen gewälzt, seine Wahl getroffen zu haben.

Er kam zu Hause an und konnte sich lange nicht entschließen, sich von seinem Kammerdiener auskleiden zu lassen, den er gleich anfangs zurückgewiesen hatte. Endlich bewog ihn dazu das Bedenken, daß er sich doch einige Stunden Schlaf gönnen müsse, um nicht zu übernächtig auszusehen, wenn das Jawort ihn vielleicht des andern Morgens zur Verlobung rufe. Er legte sich als es tagte nieder und es währte wieder lange Zeit, ehe er ein Auge schließen konnte, ehe die tanzenden Vorstellungen, Bilder und Blicke um ihn herum ihn der Ruhe überließen.

Gegen zehn Uhr Morgens erwachte er neu gestärkt und sprang, seiner vierzig Jahre ungeachtet, mit gleichen

Beinen aus dem Bette. Vor Herzensluſt ſingend, riß er ſo tüchtig in die Klingel, daß die Schnure, von dem Haken abgelöst, zu Boden fiel.

Der Kammerdiener ſtürzte in's Schlafkabinet der Hausercellenz, und begriff nicht, was derſelben zugeſtoßen ſeyn, oder er ſelbſt begangen haben möge. Der Miniſter ſtand in Nachtkleidung inmitten des Gemachs und rief ihm höchſt vergnügten Angeſichtes ſeinen guten Morgen zu. Der Diener athmete erleichtert auf, dankte ehrfurchtsvoll und kam dem Befehle, den Gebieter ſchleunigſt anzukleiden, in roſigſter Laune nach. —

Er hätte gar zu gern gewußt, was Großes geſchehen ſey, um dieſe ſogar für den heiteren Grafen ungewöhnliche Freudigkeit zu bedingen. Und dies zwar um ſo mehr, als der gnädige Herr in der letzten Zeit ein wenig zu zerſtreut und ſelbſt wider ſeine natürliche Art und Weiſe mürriſch geſchienen hatte. Allein eine Frage wollte ſich nicht anbringen laſſen, und wie kam es eben nur, daß der ſonſt ſo Mittheilſame heute nicht den Mund aufthat?

Fertig angekleidet, von innerem wie äußerem Wohlſeyn ſtrahlend, ſaß der Geſandte endlich auf ſeiner kleinen Ottomanne, bei der Chocolade, und ließ ſie ſich mit dem beſten Appetite um ſo wohler ſchmecken, als er geſtern Nacht faſt nicht dazu gekommen war, etwas zu ſich zu nehmen.

Die lachende Erſcheinung der ſchönen Stephanie

ſtand wieder vor ſeiner Seele. Er dachte, wie ſich wohl in dieſer Stunde bei ihr zu Hauſe ſein Schickſal entſcheide, wie die Familie ebenfalls beim Frühſtück verſammelt ſeyn, wie reizend ſie, — verſteht ſich nur Stephanie — im Negligé ſich ausnehmen werde, was ſie dabei thun und ſagen könne, wenn der Vater ihr ſein Geheimniß, zögernd, neckend entdeckte.

„Der Vater!“ wiederholte er unwillkürlich. Der Familienkreis ſtand lebendig vor ſeiner Phantaſie und ward ihm anſchaulicher als je.

„Der Vater!“ rief es wieder in ihm.

„Nun ja, der Vater!“ antwortete er barſch und ſchlug auf den Tiſch.

Der Va — — — —! ging es von neuem los. Er rückte ärgerlich hin und her. Es wollte ſich ihm etwas, er wußte nicht recht was, und wie und wo, nicht fügen, ausfüllen, es blieb irgend eine Lücke, ein Loch wo ſitzen.

Er nahm die Taſſe auf und trank einen Schluck, um ſich die Gedanken flüſſig zu machen. Er zitterte. Noch einen; es half nichts. Noch einen; der blieb im Halſe ſitzen.

Da wälzte ſich — — — — — der Graf eilte, den Schluck hinter zu bringen: da wälzte ſich ein Ungeheuer von Gedanken, aus dem dümmſten Winkel ſeiner Seele auf ihn zu; er ſtarrte mit ſeinem dümmſten Blicke auf den Fleck, woher er ihn kommen ſah. — Nicht auf die Taſſe; die ſetzte er ſtill nieder; darüber

hinaus. Der Gedanke machte Halt und die Beſcheerung that ſich vor ihm auf.

Der Graf kratzte ſich hinter den Ohren, ſtrich ſich über den Kopf, ſah an die Decke, ſah in den Schooß, erhob einen Fuß um den andern, deckte mit den Schößen ſeines ſeidenen Schlafrocks ſeine Knie zu, rieb, faltete und klatſchte in die Hände, ſchob die Kiſſen zurecht, rückte hinter, drehte ſich zur Seite und machte hunderterlei Bewegungen, weil er wähnte, der Gedanke ſolle die Geduld verlieren und ſeiner Wege gehen.

Der Gedanke that nicht dergleichen und lag platt vor ihm. Da riß ihm ſelber die Geduld.

Er ſprang mit einem unartikulirten Schrei empor, der Mund that ſich ihm weit auf, der große Gedanke wälzte ſich den Hals heran.

„Teufel noch einmal!“ rief der Graf wild. — Der feine Herr, der den Gedanken ausgedacht hatte, ſchritt ſonach als Herold voran. — „Graf Löwenhaupt iſt ſeit drei Jahren todt!“

„Darum alſo,“ fuhr der Graf mit Pathos fort: „darum wollte die Lücke für den Vater ſich nicht ausfüllen? Ganz natürlich: weil keiner da iſt. Wo nichts iſt, hat der Kaiſer, geſchweige ein Geſandter, ſein Recht verloren.“

Es trat wieder eine Pauſe ein.

„Graf Löwenhaupt iſt ſeit drei Jahren todt. Verwünſchte Zerſtreutheit!“ — Der Graf ſchlug ſich mit der Hand vor die Stirn. —

„Wie muß ich nur auf den niederträchtigen Gedanken kommen, gerade bei ihm, ihm, ihm, um seine Tochter anzuhalten! Er hätte sie mir mit dem besten Willen nicht zusagen können, da er nicht mehr lebt. Dummes Zeug! das hatte ich ja vergessen. Darum habe ich ihm auch noch keinen Besuch gemacht. Ich rede irr."

Er ging bald mit großen Schritten in der Stube auf und ab, bald sprang er in kurzen Sätzen hin und her.

„Da sitz' ich in der Tinte. Das ist eine saubere Geschichte. Um wen zum Henker! habe ich denn nun angehalten? Mit welcher Hexe habe ich mich so gut wie verlobt, muß ich mich vermählen, wenn ich mir nicht eine europäische Lächerlichkeit anhängen will? Sobald die Geschichte unter die Leute kommt, bin ich ein invalider Diplomat. Es ist meiner seitherigen Zerstreutheit wegen damit so schon wie es ist. Und das hat alles nur sie angerichtet, die andere Hexe, die es, ich sehe es nun deutlich ein, darauf angelegt hat, mich um den Verstand zu bringen, die ich, bei Lichte besehen, gar nicht einmal so erschrecklich liebe, als ich dachte, aus der ich mir, in dem Augenblicke, ganz und gar nichts mache. Wo will es, wenn es so fort geht, nur noch mit mir hin? Ich vergesse wohl gar weßwegen man mich hergeschickt hat? — Na, damit hat es gute Wege. Das weiß ich selbst noch nicht. Oder was dem Aehnliches. — Was zu toll ist, ist zu

toll. Wie komm' ich nur dahinter und verhindere, daß sie ja sagen? Ich will ihnen sagen lassen, sie möchten entschuldigen, es wäre ein Versehen. Dummkopf! der ich bin: ich weiß ja nicht wo ich hinschicken soll. Ich will in's Tageblatt setzen lassen: es sey ein Heirathsantrag verloren gegangen; der ehrliche Finder werde gebeten, ihn da und da abzugeben. Hm! wohlfeiler Witz! Theurer Witz! — O, Verlegenheit! o, Pein! o, heilige Geduld! steh' mir bei!" —

So ging es mit dem Armen eine Weile fort. Bald saß er in höchster Abspannung da, bald tobte er aus einem Zimmer in das andere.

Der Mittag kam, er aß und trank nicht. Der Kammerdiener wußte sich den Zustand nicht zu erklären. Er glaubte im Stillen, der gnädige Herr habe den Verstand verloren, so ohne Ursache aus einem Aeußersten in's andere zu verfallen. Von Mittag an war der Graf alle Augenblicke der Antwort gewärtig, und rührte er sich nicht mehr, um die Hausklingel nicht zu überhören. Es blieb umsonst. Er saß bis gegen Abend.

Er verfiel fast in Stumpfsinn. Seine Gefühle waren bis auf die Neige erschöpft. Er konnte nicht mehr denken.

Auf einmal klingelte es wirklich. Er fuhr unwillkürlich ans Fenster. Ein elegant gekleideter Mann verließ das Haus.

Der Graf riß in die Klingel. Der Kammerdiener

trat ein. Der Herr ſtreckte ihm die Hand entgegen. Der Diener legte einen parfümirten Brief hinein. Der Graf winkte ſich zu entfernen. Im Geſicht dunkelroth vor Erwartung hielt er das wichtige Papier in der Hand. Seiner alten Gewohnheit zufolge mußte er, ehe er es öffnete, nach dem Wappen ſehen: der Umſchlag war mit einer neumodiſchen Oblate geſchloſſen, die auf buntem Grunde irgend einen Thierkopf über einer Krone mit vielen Perlen zeigte, wie ſie bald Jedermann führt. Die Beſtie war ihm unbekannt. Er erbrach den Brief ärgerlich, entfaltete ihn, las. Nach einiger Ungewißheit erhellte aus der undeutlichen Handſchrift: man ſage zu dem Heirathsantrage: Ja. Das war alſo entſchieden! Aber nun die Hauptſache; die Unterſchrift. —

Großer Gott! was ſollte das werden? Die war und blieb unleſerlich. Wie begierig auch der Graf ſie mit den Augen verſchlang, wie er jeden einzelnen Buchſtaben zergliederte; es blieben Hieroglyphen! Es ward in der Seele des geplagten Geſandten wiederum Nacht. „Was für eine neue Verlegenheit!“ rief er verzweifelnd. „Hat denn der Teufel ganz und gar ſein Spiel mit mir?“

Er eilte ſelbſt in die Hausflur, um zu fragen, ob der Portier nicht wiſſe, von wem der Brief gekommen ſey. Der Portier war einen Augenblick aus der Loge gerufen geweſen, und ſein kleiner Sohn hatte den Brief in Empfang genommen! Der fremde Kammerdiener war unbekannt geblieben.

Der Graf ging scheinbar ruhig in sein Kabinet zurück: es war ihm jede Spur abgeschnitten.

Er durchlas den Brief aufs Neue Wort für Wort, mit ängstlicher Genauigkeit: es gab ihm nichts Aufschluß. Die Unterschrift stellten fünf oder sechs Krakelfüße vor. Das Jawort ward mit der schmeichelhaftesten, würdigsten Förmlichkeit gegeben, und man bat sich von dem künftigen Eidam die Ehre aus, ihn des nächsten Mittags bei sich zu sehen. — „Schlechter Witz!" unterbrach sich der Graf: „wenn der Eidam lieber gestern Nacht bei sich gewesen wäre!" — Alsdann solle, vor dem Familienessen, die Verlobung gefeiert und der Ehekontrakt besprochen werden.

„Von meiner Tochter und deren Gesinnungen für Ew. Hochgeboren," schloß der große Unbekannte sein Schreiben, „sage ich Ihnen nur, daß sie vor Ueberraschung über Ihren Antrag in Thränen ausbrach und auf das freudigste erklärte: wie sie, vor allen Männern, die sie je gesehen, gerade Sie zu besitzen sich gesehnt habe," u. s. w.

Der Graf stutzte erst gewaltig über diese Aeußerung; stampfte aber, nachdem er sich besonnen hatte, vor Entrüstung mit dem Fuße und rief: „Die Hexe die! was habe ich mit ihr zu schaffen? So könnte jede sagen! kann ich mich homöopathisch zertheilen, billionteilweise vermählen? Sie ist besessen. Hol . . . . . "

Indessen verlangte die gesunde Vernunft abermalige Geduld, und, da es eben nicht anders war, verspeiste

der Gesandte still ungrimmig sein Abendbrod und schlief trotz des Aufruhrs in seinem Innern die Nacht hindurch.

Der verhängnißvolle nächste Tag brach an und nun mußte Rath geschafft werden, auf daß man sich seine Verlobung selbst erklären könne. Es stand Ehre und Ruf auf dem Spiele. Der Bräutigam stellte sich auf das Aeußerste bloß, wenn er vor Mittags nicht den Namen seiner Braut ermittelte.

Man zog sich mit dem Frühesten an und fuhr zuerst bei dem Bekannten vor, der die nächtliche Vorstellung besorgt hatte, um ihm Erläuterung abzufragen: er war am Morgen nach dem Balle über Land gereist.

Zur Gräfin Löwenhaupt war es noch zu früh.

Der Graf machte also die Runde bei seinen näheren Bekannten, und fragte so viele er zu Hause fand, unter dem und jenem Vorwande nach der Unterschrift, die er vorsichtig herausbog: niemand kannte sie. Sir Edmund Jackson wäre vielleicht am ehesten im Stande gewesen, ihm zu helfen; allein er fand ihn an keinem Orte, wo er ihn suchte. Endlich schlug die ersehnte Stunde, in der er sich zur Noth bei der Gräfin melden lassen konnte. Er mußte seinem Herzen einen Stoß geben, ehe er es that. Er erfuhr hier am leichtesten, wer dem verstorbenen Geheimerath so überaus ähnlich sehe. Es rührte ihn vor Schrecken fast der Schlag als er abgewiesen wurde. Stephanie ließ sich

und ihre Mutter verläugnen, weil er ohne Abschied vor ihr den Ball verlassen hatte.

Nun würde der Graf vor Bosheit gerne geweint haben, wenn es sich geschickt hätte.

Ein Geheimerath mußte der unberufene Schwiegervater seyn. Deren Anzahl aber, inbegriffen die mit Hinweglassung des Mittelstücks vom Titel vulgo so genannt wurden, war Legion und der Graf konnte nicht bei allen herumschicken und fragen lassen, von wessen Seite in dem schwedischen Hotel ein Brief abgegeben worden. Wo wäre, das Unpassende nicht angesehen, die Zeit hergekommen? Und außerdem konnte nur die Aehnlichkeit mit dem Grafen Löwenhaupt die Entdeckung vermitteln. Bekannt war diese Aehnlichkeit gewiß; allein wen konnte man danach fragen? wendete man sich nicht vielleicht immer an den unrechten Mann? Nur etwa der Minister Stein oder seine Leute vermochten Auskunft zu ertheilen; doch war die Sache delikat: man konnte sich noch ärger blos stellen. Indessen, wenn alle Stricke rissen, mußte der Schritt gethan werden. Der Termin der Verlobung mußte gehalten werden, und so viel hatte Graf Brahe ebenfalls beschlossen, wenn seine Braut nur nicht geradezu —, nahm er sie zur Gattin und ehrte den höheren Fingerzeig.

Es schlug eilf Uhr und nun schlugen die Wogen der Verwirrung über dem sinkenden Gesandten zusammen. Er fuhr zum Minister Stein: es war Staats-

rathssitzung und der Minister konnte erst gegen drei Uhr wieder kommen. Seine Leute — waren alle neu und hatten Graf Löwenhaupt nicht mehr gekannt.

Graf Brahe ließ seinen Wagen leer zurückfahren und schwankte zu Fuße weiter, er wußte nicht wohin.

Auf dem Markte fiel ihm ein, bei den Bankiers der Stadt herumzugehen, die die Unterschriften der Notabeln am besten kennen müßten und mit seinem Briefe sein Heil zu versuchen. Blieb auch das erfolglos, so ging er nach Hause, und entschuldigte sich, wenn er gemahnt wurde, mit seiner Zerstreutheit, oder, noch besser, legte sich als krank zu Bett, was er ja auch wirklich werden konnte. Dabei hatte er den wichtigen Vortheil, daß er Zeit zur Ueberlegung, wo nicht Gelegenheit zum Rückzug fand. Mit Anwendung des letzten Mittels wollte er in dem nahe gelegenen Comptoir des Herrn von Birkholz beginnen, den er persönlich noch nicht kannte. Er schritt dem Hause zu. Siehe! da standen an einer Straßenecke mehrere Kavaliere und sprachen mit einander; unter ihnen war Sir Edmund Jackson. Der Gesandte trat zu der Gruppe und man begrüßte sich.

„Wir sprachen so eben von Ihnen, Herr Minister," hub Sir Edmund an: „wie es heißt, soll auf dem ehegestrigen Balle Ihre Verlobung mit Gräfin Stephanie Löwenhaupt, so wie Louis Philippe zu sagen beliebte, eine Wahrheit geworden seyn? Prinz Croy beruft sich auf eine direkte Aeußerung der Prinzeß Friederike selbst."

„Dem Gerüchte muß nothwendig ein Mißverständniß zum Grunde liegen," versetzte Graf Brahe mit schwerem Herzen: „Sie dürfen ihm, auf meine Verantwortung, widersprechen. — — Aber gelegentlich, verehrter Freund, auf ein Wort," fügte er leiser hinzu, indem er Sir Edmund ein paar Schritt bei Seite zog: „kennen Sie zufälliger Weise diese Handschrift?" Er hielt dem Baronet die Unterschrift vor die Augen.

Der Britte sagte auf den ersten Blick: „Die kenne ich sehr genau, es ist die meines Bankiers, des geheimen Kammerraths von Birkholz, mein Gott! des Vaters der allerliebsten Clara, die Sie kennen."

Eine Verklärung überkam mit der Schnelligkeit des Lichtstrahls des Grafen Seele und Antlitz und eine Thräne rann, ihm unbewußt, über seine Wange. Er wandte sich wieder zu den Kavalieren und sagte ernst: „Wie sehr jenes Gerücht ein unwahres seyn muß, können Sie schon daraus abnehmen, meine Herren, daß ich mir hiermit die Ehre gebe, Sie von meiner heutigen Verlobung mit dem Fräulein Clara von Birkholz in Kenntniß zu setzen."

Ueberlange Gesichter der Zuhörer waren der Erfolg dieser Mittheilung und sogar Sir Edmund glaubte aus den Wolken zu fallen. Der Graf versprach ihm baldige Erklärungen und bat ihn, ihn vor der Hand in das Birkholzische Haus zu begleiten.

„Ich bin ohnedies dahin eingeladen," versetzte der Britte heiter, weil er Clara's Gefühle für seinen

Freund schon geahndet hatte, und brachte ihm seine aufrichtigen Glückwünsche dar. Die Uebrigen stimmten ein; Einige mit einer Miene, die verrieth, daß sie die reichste Erbin des Landes und den cäsareischen Sieg dem wunderlichen schwedischen Gaste nicht gönnten.

Die beiden Nordländer fanden in dem Birkholzischen Hause eine Versammlung von Hausfreunden und Verwandten vor. Der Graf hätte wohl gewünscht, vor der Verlobung eine Unterredung unter vier Augen mit seiner Braut zu haben, um ihr seine Verblendung wie Erleuchtung einzugestehen. Allein es wollte sich nicht fügen. Er mußte die Zeugen seiner förmlichen Worte dulden und sah auch schnell ein, daß diese Maßregel eben darum verwerflich gewesen wäre, weil sie Clara's Zartgefühl genöthigt hätte, ihr gegebenes Wort zurückzunehmen. Er legte sich also bis dahin Stillschweigen auf, wo er Zeit und Gelegenheit gefunden hätte, Clara von seinen Gesinnungen zu überzeugen und fand sich mit Leichtigkeit in seine Lage. Er behandelte seine Verlobte mit Würde, Innigkeit, Vertrauen und Freimuth und ihre zärtlichen Gefühle machten es ihr leicht, ihm die vielleicht zu hohe Verehrung zu erkennen zu geben, die sie der außerordentlichen Besonnenheit seines Betragens zollte.

Die wichtige Handlung und der schöne Tag liefen für Alle befriedigend ab und Niemand versah sich des Geheimnisses. Der glückliche Graf konnte seine Braut im Laufe des Nachmittags ungestört sprechen und fing

nun erst an, die Augen über ihren Werth aufzuschlagen. Er lächelte still für sich, wenn er erwog, wie verständig der Zufall für ihn gesorgt habe und erschrak auch nicht, als er in dem Entwurfe des Contraktes las, daß Clara eine halbe Million zur Mitgift erhalte, die ihn befähigte, seinem zu sorglosen Hange zur Wohlthätigkeit in der Folge ungefährdeter nachzuleben.

Als die unversehene Verlobung noch an diesem Tage in der Stadt ruchtbar ward, mußte sie wohl Jedermann räthselhaft vorkommen. Comtesse Stephanie meinte vor Zorn und Aerger zu vergehen und hatte sich so wenig in der Gewalt, daß sie Claren nicht nur die Freundschaft, sondern auch die Bekanntschaft auffagte.

Prinzeß Friederike war die Erste, deren feine Neugier allmälig den Zusammenhang der Thatsachen errieth. Einige Zeit darauf munkelte man auch in der Gesellschaft dies und jenes und als am Ende der Graf seine Braut auf seine Eröffnungen vorbereitet glaubte, hatte der Conflikt der wahren und falschen Gerüchte auch im Publikum die Spreu von dem Korne geschieden; obwohl man darüber niemals Gewißheit erhielt und auch das Gelächter nicht zum Ausbruche kam, das die gegenseitige Liebe des Brautpaares immer mehr erstickte. Auf Clara's Gemüth machte die Kenntniß der Wahrheit ganz den Eindruck, den der Graf erwartet hatte, und zwar erst betroffen und beschämt, walteten doch bald die Liebe und ihr heiterer Lebenssinn

in ihr vor. Sie freute sich mit ihrem Bräutigam der Fügung, bewunderte sie und belachte das unverwüstlich Komische in den Verhältnissen.

Die Gräfin Caliste hatte sich in dieser wunderlichen Angelegenheit nicht gut benommen und war so entschieden auf die Seite der Gräfin Löwenhaupt getreten, daß sie das Betragen des Grafen Brahe mehrfach zu verdächtigen suchte. Ja, Sir Edmund hatte seinem Freunde selbst geschadet, indem er nicht für nöthig erachtet, aus dessen vertraulichen Mittheilungen in Betreff jener Verwicklungen des Zufalls Calisten ein Geheimniß zu machen. Sie brachte sie mit böswilligen Zusätzen unter die Leute und hatte deßhalb manche Mißhelligkeiten mit ihrer Kusine, die ihre Freude nicht verhehlte, den armen Gesandten durch die kalte lieblose Löwenhaupt recht im eigentlichsten Sinne um seine Hand gebracht zu sehen. Sobald Sir Edmund seine unbewußte Verrätherei erkannte und seiner Braut vorwarf, mußte er ihre Tapferkeit auch im Durchfechten friedlicher Zwistigkeiten auf einer Höhe wahrnehmen, die ihn in kein angenehmes Erstaunen setzte. Er hätte seine Hochzeit gerne so lange hinausgeschoben, um sie an einem und demselben Tage mit der des Grafen Brahe zu feiern; jedoch unter diesen Umständen war an ein gemeinsames Fest nicht zu denken, und er beschleunigte sie also vielmehr, derweil er die sich in der Gesellschaft ihrer Landsleute immer sichtbarer von ihm zurückziehende Caliste seltener als vordem sah.

Wenige Tage vor dem entſcheidenden, der den Baronet für immer mit der Gräfin Chlapowska verbinden ſollte, ſtattete derſelbe dem Grafen Brahe einen wegen deſſen Spannung mit Caliſten lange ausgeſetzten Beſuch ab, um ihn einzuladen, ein Zeuge der Ceremonie zu ſeyn.

Der Graf verpfändete mit Vergnügen ſein Wort, zu erſcheinen, und ſie ergingen ſich an der Hand dieſer Veranlaſſung in Betrachtungen ihrer beiderſeitigen häuslichen Zukunft.

„Ach, a propos, lieber Baronet!“ ſagte der Graf: „da fällt mir ein, daß ich Ihnen etwas Intereſſantes zu zeigen habe.“

Er erhob ſich, ging an ſeinen Schreibtiſch, ſchloß ihn auf und langte ein kleines Paket hervor.

„Dieſe Briefe,“ ſagte er, indem er es Sir Edmund hinhielt, „befanden ſich unter den Papieren meines verſtorbenen Vorgängers auf dem hieſigen Poſten. Das Archiv war bis jetzt verſiegelt und konnte erſt nach und nach von mir geordnet werden. Vor einigen Wochen entdeckte ich darunter eine Correſpondenz aus den Kriegsjahren, die eine bekannte polniſche Dame mit der Tochter meines Vorgängers, der Markiſe C. in Paris geführt hat. Sie iſt wahrſcheinlich als politiſches Aktenſtück hieher geſandt worden, und war als ſolches damals nicht unwichtig. Indeſſen enthält ſie nichts, was für die Gegenwart ein Geheimniß wäre oder ſeyn müßte und erlaubt mir alſo, ſie Ihnen

unbedenklich mitzutheilen. Es wird sich Ihnen darin manches Fremde zu einer ergebnißreichen Vergleichung mit Bekanntem darbieten. Ich habe sie nur erst in politischem Betrachte flüchtig durchgesehen."

Der Graf hatte während dieser Worte das Band gelöst, das die Briefe zusammenhielt, den obersten entfaltet und denselben dem hoch aufhorchenden Britten gereicht.

Sir Edmund warf begierig einen Blick hinein, stutzte, sah den Grafen an, und las auf dessen bedeutungsvollen Wink, kopfschüttelnd, den in französischer Sprache geschriebenen Brief zu Ende.

Er enthielt, neben alltäglichen Bemerkungen über Moden und Luxusartikel, einige seichte Scherze und Anspielungen auf kleine Liebesintriguen, so wie, unter Schmähungen Rußlands, allerlei politische Thatsachen, die kurz vor oder nach dem Aufstande allerdings nicht unwichtig gewesen seyn mochten; stand aber, den Hoffnungen Sir Edmunds entgegen, in keinerlei Inhaltsbeziehung zu der Gräfin, oder war noch weniger von ihrer Hand.

Der Baronet sah befremdet zu dem Grafen empor und fragte: „Was soll mir dieser Brief? Ich begreife nicht, wie er mich persönlich interessiren könnte? Haben Sie sich etwa in dem Paket vergriffen? Oder sind die folgenden Briefe anderer Art?"

Er streckte die Hand mit dem Briefe nach dem Grafen aus, damit dieser die Schrift prüfe. Seiner

Sache gewiß, sah ihn aber der Graf mit unverwandtem Erstaunen an und deutete wieder auf den Brief.

Sir Edmund erwiederte ungeduldig: „Das ist mir ein Geheimniß mit sieben Siegeln; ich verstehe Sie nicht, Theuerster!"

„Wie! was!" rief der Gesandte: „Sie fragen noch? Sie sehen nicht? Welche Dame hat denn diesen Brief geschrieben?"

„Was weiß ich!" versetzte der Baronet: „Sie mystificiren mich, wenn Sie die Briefstellerin eine Dame nennen. Dem vernachlässigten Style, der Unorthographie, dem kraftlosen Gekritzel nach, ist sie irgend eine Kammerjungfer, die das feine Velinpapier ihrer Herrschaft entwendet und ihre albernen Herzensangelegenheiten keiner Pariser Markise, sondern abermals einer Pariser Kammerjungfer anvertraut hat. Was sage ich, Kammerjungfer! Eine solche ist in ihrer schriftlichen Ausdrucksweise gebildeter und geschmackvoller, ja, schreibt eine zehnmal zierlichere Hand als diese ruchlosen Krakeleien. Das Machwerk könnte, dem Geiste nach, höchstens von einer Köchin herrühren."

Der Graf rief entsetzt: „Halten Sie ein, Sir Edmund. Das geht zu weit. Das ist nun wieder mir völlig räthselhaft. Wie können Sie die Handschrift verkennen oder verläugnen? Die Briefe sind ja von Niemand sonst als Ihrer Braut, der Gräfin Caliste Chlapowska."

„Von meiner Braut?“ sagte Sir Edmund gedehnt. „Dagegen muß ich Einspruch thun, mein Herr Graf. Wenn dazu die geringste Möglichkeit vorhanden, wäre es mir ein wenig außerm Spaße. Ich muß wohl ihre feine, zarte Handschrift besser kennen, und habe als vollgültige Beweise dafür so viele Briefe vorzulegen. Von der gemeinen Person, der diese Schmiererei angehört, steht zu ihrer Ehre, sie mag seyn wer sie will, zu hoffen, daß sie etwas besser sprechen werde, als sie schreibt; von meiner theuren Braut kann ich Sie auf meine Ehre versichern, daß sie zehnmal besser schreibt als sie spricht.“

Der Graf sah den Britten mit großen Augen an, lachte gutmüthig und sagte: „Nun, die Hand auf's Herz, lieber Baronet: reden Sie im Ernste? Wie ginge das zu? Es steht ja mit deutlichen Worten, von der Hand des Gesandten hier auf dem Umschlage: Briefe der Gräfin Calixte Chlapowska, aus der Woywodschaft Plock an die Markise C. in Paris; betreffend den Aufstand Polens in den Jahren 1830 und 1831. Wie wäre ein Irrthum des so äußerst ordnungsliebenden Mannes denkbar? Oder hätte er selbst getäuscht seyn können? Und warum? Unmöglich. Auf einer Seite muß es jedoch nicht mit rechten Dingen zugegangen seyn. Die Sache wird interessant. Dahinter steckt mehr. Haben Sie schon nach der Unterschrift gesehen?“ —

Sir Edmund hielt den ersten Brief noch in der

Hand; er hatte keine andere Unterschrift als einen zweifelhaften Anfangsbuchstaben. Man zog einige andere Briefe aus dem Bündel: sie waren entweder mit dem Namen Caliste, oder mit einem anderen undeutlicheren unterschrieben, der indessen große Aehnlichkeit mit dem Namen Chlapowska hatte. Man las den Inhalt mehrerer und er betraf zum Theil dieselben läppischen Dinge wie der erste, zum Theil Angelegenheiten des Vaterlandes. Eingestreute Familiensachen, oder Begebenheiten aus dem persönlichen Leben der Gräfin bewiesen jedoch unwidersprechlich, daß die Schreiberin keine Kammerjungfer oder Köchin, sondern in der That die Braut Sir Edmunds war oder vorstellen wollte.

Die Frage stellte sich also ganz einfach: welche Briefe waren falsch und welche echt?

Die beiden Männer sprachen sich diese Wahrheit aus und hatten darüber ihre sehr verschiedenen Gedanken.

Sie fühlten das Bedürfniß, die Ungewißheit durch die Gräfin sofort selbst gelöst zu sehen und Sir Edmund schickte sich an, zu ihr zu gehen.

„Ich bin der Gräfin ohnedies einen Besuch schuldig," sagte der Gesandte „und begleite Sie. Ich bin gar zu verlangend, welchen Aufschluß sie in der seltsamen Geschichte ertheilen wird?"

Unterweges blieb der Baronet gegenüber allem was der Schwede sagen konnte, in ernstes Sinnen versenkt.

Sie fanden die Gräfin Caliste mit Rosa allein.

Die alte Baronin war seit einigen Tagen kränker in ihr Boudoir verbannt.

Rosa saß am Fenster und zeichnete nach der Antike. Caliste jagte sich mit ihrem großen Neufundländer Hunde herum, der seit dem Kriege ihr steter Freund, Liebling und Begleiter war und dessen ungezogene Gegenwart dem Britten schon oftmals den vergeblichen Wunsch entlockt hatte, ihn entfernt zu sehen. Von dem Contraste, der ihnen mehr als je in die Augen sprang, betroffen, blieben die Männer an der Thüre stehen.

Lange, blonde Locken umwaldeten gleichsam die schlanke, wilde, blauäugige Gräfin und sie wehrte geschäftig das zutäppische Thier von sich ab, das einmal um das andere nach dem feinen Battisttuche in ihrer Hand in die Höhe sprang, oder ihr eine Falte oder Spitze aus und von dem schweren seidenen Kleide riß.

Die braunäugige Rosa saß mit gescheiteltem Haar, reifen Wuchses, das betrachtende Köpfchen in die Hand gestützt, ruhig da und deutete nur durch eine kleine Falte ihrer Stirn an, wie unangenehm das Schreien der Gräfin und das Trampeln des Thieres sie berühre.

Beim Erblicken ihres Bräutigams flog Caliste, von dem neidischen Hunde verfolgt, auf ihn zu, schloß ihn jubelnd in ihre Arme und bedeckte seinen Mund mit Küssen.

Rosa erhob sich langsam und ging den Eintretenden

entgegen. Der über die Oeffentlichkeit verlegene Britte erwiederte die Zärtlichkeit seiner Braut nur gezwungen und begrüßte das Fräulein herzlich. Der Graf verneigte sich vor Beiden. Der ungeberdige Hund ward zum Zimmer hinausgesteckt und die Männer nahmen auf erhaltene Einladung vor der Chaiselongue Platz, auf der die Gräfin ermüdet ausgegossen war. Rosa zeichnete am Fenster weiter.

Nach einigen Abschweifungen über Tagesneuigkeiten brachte der Graf den sonderbaren Fall zur Sprache. So wie sie ihn kommen sah, erröthete Caliste leicht und biß sich in die Lippen. Alsdann brach sie in anhaltendes lautes Lachen aus. Das Fräulein ward bleich und starr und war in äußerster Verlegenheit außer Stande, die Hand mit der Bleifeder weiter zu führen. Ihr Blick haftete an der Zeichnung.

Die betretenen Cavaliere wußten nicht wie sie aussehen sollten, da das Gelächter der Gräfin ihren ernsten Zügen kaum ein halbes Lächeln abnöthigte.

Auf Sir Edmunds nochmalige Frage gestand Caliste unumwunden ein, daß von den beiden abweichenden Handschriften, die für die ihrigen gehalten worden, die im Besitze der Gesandtschaft allerdings die echte sey, indem sie eine ihrer Freundinnen gebeten habe, den Briefwechsel mit dem Baronet an ihrer Statt zu führen.

„Meine Beweggründe zu diesem Thun," fuhr sie fort, „liegen auf der Hand. Ich schämte mich meiner

Schriftzüge und meines Styls und ließ mich der Unbequemlichkeit des Schreibens gern entheben, ohne die angebotene Freundeshand zurückweisen zu können. Ich wußte von erster Jugend an mit dem Degen besser als mit der Feder umzugehen, und bediente mich der letzteren nur ungern oder nachlässig. Daß ich durch jenen unschuldigen Betrug ein Unrecht an Ihnen beginge, konnte ich mir nicht vorstellen; unser Briefwechsel war ein freundschaftlicher und ich verrieth Ihre edlen Gesinnungen nicht, wenn ich mit einer fremden Feder darauf erwiederte. Als Ihre Worte gegen mich inniger wurden, gerieth ich freilich in Verlegenheit; allein was war zu thun? Ich hatte weder den Muth noch das Geschick, die Täuschung aufzuheben, und mußte sie wohl oder übel fortbestehen lassen." Sie schwieg und erwartete Sir Edmunds Antwort.

In dessen Innerem gingen große Dinge vor, und er errieth aus Rosa's Verhalten während dieses Auftritts, was ihm Caliste noch verschwieg: daß keine Andere als sie die Briefstellerin gewesen sey.

Nach einigen peinlichen Momenten fragte der Baronet, unfähig, über das anderweite Dunkel in längerer Ungewißheit zu bleiben, gerade zu: „Und in welcher Art, wenn es zu wissen erlaubt ist, ließen Sie Ihre Briefe schreiben? Diktirten Sie, oder stellten den Inhalt ganz der Schreiberin anheim?"

Die Gräfin erwiederte empfindlich: „Das Letztere kann eine sonderbare, ja sogar impertinente Frage

seyn: ich diktirte meine Briefe freilich nicht Wort für Wort, da ich meine Gedanken über den Inhalt meiner Freundin blos im Wesentlichen angab; ich überließ indeß die Abfassung, die sie mir gewöhnlich vorlas, ihr allein."

„Gewöhnlich, doch nicht immer?" fragte Sir Edmund eifrig weiter.

„Nicht immer," versetzte die Gräfin empfindlicher.

Sir Edmund fragte nach kurzem Besinnen aufs Neue, ob die Gräfin sich wohl noch erinnere, was sie ihm in einem ihrer letzten Briefe, als Antwort auf seine Bitte um ihre Hand schreiben lassen, und ob sie den Brief selbst gelesen habe?

Kaum war diese Frage ausgesprochen, so erhob sich Rosa mit einer gewaltsamen Bewegung von ihrem Stuhl und ging raschen Schrittes, das Tuch vor dem Gesicht, in das anstoßende Gemach.

Calisto entgegnete, eben diesen Brief habe sie mit ihrer Freundin vorher so vielfach erörtert, daß sie, auf deren Vorstellung, geglaubt habe, sich die eigene Lektüre oder das Vorlesenlassen vor dem Abgange schenken zu dürfen. Sie erinnere sich des Inhalts noch genau.— Sie gab ihn, auf Sir Edmunds Bitte, ungefähr so wie er geschrieben und der ersten Stimme ihres Herzens beigemessen war, an.

„Und weiter ließen Sie mir in dem Briefe nichts schreiben?" beharrte der Inquisitor.

„Ich weiß es noch wie heute: nicht das Mindeste;"

lautete die Antwort: „Ich mag nicht glauben, daß etwas anderes darin gestanden hat. Jedoch begreif' ich nicht: Sie sind so sonderbar. Sie stellen ein förmliches Verhör mit mir an. Ich muß Sie bitten, Sir Edmund, dem ein Ende zu machen. Ich wiederhole Ihnen, ich bin mir keines Unrechts gegen Sie bewußt. Wenn Sie mich jedoch für strafbar halten, so sind Sie Ihr eigener Herr und Meister und können in Ansehung meiner thun, was Sie für gut befinden."

„Das werde ich zuverlässig," versetzte Sir Edmund, pikirt über die Empfindlichkeit, von der er meinte, sie sey nicht wohl angebracht, und deren Ursprung eben in dem ärgerlichen Gefühle lag, sie stehe beschämt vor ihm.

„Auch kann ich nicht umhin, Ihnen zu erklären," fuhr er fort, „daß ich soweit noch nicht über die Wirkung im Klaren bin, die jener jedenfalls unfeine Betrug auf mich hinterläßt."

„Ich fange hiermit an, Ihnen Zeit und Raum zu gönnen, Ihre Zweifel bei sich zu beendigen," sprach sie stolz und anscheinend kalt, wiewohl von Zorn durchglüht, und ging mit einem entschuldigenden Achselzucken gegen den Minister in das Nebenzimmer.

Sir Edmund lächelte ihr verbindlich nach, sagte zu dem Grafen: „Zu Ihrem Befehl, mein Freund," und lud ihn ein, aufzubrechen. Sie gingen so schweigsam, wie sie gekommen waren, mit einander über die Straße.

Graf Brahe fühlte, daß hier eine Krisis eingetreten sey, die das Brautpaar mit sich allein abzumachen habe und enthielt sich klüglich, eine fremde Hand oder ein fremdes Wort darein zu mischen, wenn immer sein Mißtrauen gegen den Charakter der Gräfin wünschen mochte, zu Sir Edmunds Bestem eine Auflösung des Verhältnisses erfolgen zu sehen.

Vor der Wohnung des Britten entfernte er sich von ihm mit einem Händedruck.

Sir Edmund schloß sich in sein Zimmer zu Meditationen über die Briefe seiner Geliebten ein, die er nach einander alle wieder las.

Sobald der Baronet und der Gesandte fortgegangen waren, begab sich die Gräfin in Rosa's Gemach. Sie fand das junge Mädchen verweint, trost- und rathlos auf der Ottomanne. Sie staunte sie an. Sie hatte zu ihr sagen wollen: Ein Glück, daß es schon jetzt so gekommen ist, Kusine. — Das Wort erstarb ihr auf der Zunge. Sie blieb vor der Regungslosen stehen, beobachtete sie minutenlang, trat sinnend zu dem Nippestische, überschaute die Kleinigkeiten, ohne mit einem Gedanken dabei zu seyn und hielt die Hand vor die Augen. Darauf wandte sie sich rasch zu Rosen und sagte: „Es ist gut, daß es schon jetzt so gekommen ist. Hier waren große Mißverständnisse und Mißverhältnisse im Werke."

Rose sagte nichts.

„Rose, Rose! was hast Du für dummes Zeug gemacht?“ fuhr Caliste fort: „Du liebst ihn! Nun begreife ich wohl, wie Alles zusammenhängt. Du hast ihm in den Briefen, die ich nicht gesehen und über die er in seinen Antworten mitunter in ein mir so unbegreifliches Entzücken gerieth, Dein Herz in meinem Namen ausgeschüttet. Die Folge ist: er liebt nun Dein Gemüth in meiner Person. Ich merkte wohl so was; aber natürlich nur dunkel und instinktartig. Wie hätte ich es sicher wissen können, da Eines von uns so spottwenig verstand, was das Andere wollte! Kind! Die ganze Geschichte wäre höchst lächerlich, wenn sie nicht hätte höchst traurig werden können. Das Schlimme dabei ist, daß Du ohne alle Absicht und allen bewußtvollen Plan handeltest und auf recht einfältige Weise ehrlich anstatt perfid mit mir umgingst. Wie er nicht gleich sehen und hören wollte, ergabst Du Dich in das, wie Du meintest, Unvermeidliche und wolltest uns lieber Alle unglücklich machen, als, mit einiger Anstrengung noch etwas thun. — Aber Du weinst schon wieder? Laß das doch. Es endet ja nun Alles gut, wie man in Romanen und Komödien sagt. Du siehst mich groß an? Allerdings. Ich müßte von Sinnen seyn, wenn ich nicht begriffe, daß es mit unserem Brautstande aus ist. Ich fasse solche Dinge schnell und schicke mich in das Nothwendige, wo es zu handeln gilt. Ich trete ihn Dir

ab. — Du ſchüttelſt das thränenbethaute Köpfchen? Es wird doch ſo. Ich hatte es nicht böſe mit ihm vor. Ich war und bin ihm noch recht gut, wenn ich auch eine ſogenannte Liebe oder Leidenſchaft niemals für ihn fühlte. Ich meinte zur Noth mit ihm auszukommen, und mich für eine Lebenszeit mit ihm zu amüſiren: mein Unrecht dabei war nur, daß ich, ohne ihn erſt zu fragen, das auch von ihm ſtillſchweigend vorausſetzte. Ich dachte, von ſeinem überſchwänglichen Enthuſiasmus für die Braut werde doch ein kleiner Niederſchlag für die Frau abfallen. Ueberdies nehme ich das Verhältniß der Frauen zu den Männern ein wenig leicht, wiewohl ich ihm im Grunde treu genug geweſen ſeyn würde. Und, was die Hauptſache iſt: Du weißt, ich bin Enthuſiaſtin wie Egoiſtin für das Vaterland. Ich habe geſchworen, ſo wie ich bin, mit Allem was mein iſt, mich ihm aufzuopfern, der Liebe zu ihm auch das Heiligſte unterzuordnen. Sir Edmunds Perſon, Verbindungen, Reichthum ſollten, von dem Tage der Vermählung an, in dem möglichſt ausſchließlichen Dienſte Polens ſtehen. Es hat nicht ſeyn ſollen. Weiter kann ich es mit Anſtand nicht treiben. Es iſt vorbei."

Sie hielt zu ſprechen inne. Die ſanfte Roſe hatte ſich aufgerichtet und ſchien auf beruhigendere Gedanken gekommen. Die Gräfin begann ihr zuzureden, ſie zu liebkoſen, zu tröſten, und doch wieder auszuſpotten. Sie erreichte ihren Zweck, und ſobald ſie die Kleine

wieder lächeln sah, fuhr sie fort: „Aber so erkläre mir doch einmal selbst Dein Betragen! Hatte ich mit dem, was ich eben davon sagte, wirklich Recht? Du machtest ihn in Dich für eine Andere verliebt? Es ist unglaublich!“

„Ach!“ sagte Rose weinerlich: „es ist leider! so. Ich kann es nicht läugnen. Ich war den Verhältnissen nicht gewachsen. Ich dachte mir Alles leichter durchzuführen. Ich liebte ihn vom Anfange unserer Bekanntschaft an. Da er mich aber so gar nicht beachtete, daß er nur Herz und Sinn für Dich hatte, mußte ich zu meiner Kränkung mich ihm um so mehr verbergen. Du machtest mir, abenteuerlich wie du bist, den Vorschlag mit der Correspondenz, und ich griff mit beiden Händen zu, weil ich so eine gewisse geheimnißvolle Verbindung mit ihm anknüpfte. Dieselbe gewann immer mehr Reize für mich und ich hielt mich dafür, daß er persönlich nichts von mir wissen wollte, schadlos, indem ich ihm unbewußt eine geistige und gemüthliche Anerkennung abnöthigte. Die Sprache unserer Briefe ward zärtlicher und führte zuletzt zu dem Ziele, das Du kennst. Ich hatte damit nichts weiter vor, als mir für den Augenblick das Herz zu erleichtern. Vielleicht nur im Hintergrunde meiner Seele lag eine Vorstellung, was geschehen könne, wenn der persönliche Umgang mit Dir ihm später die Täuschung aufhebe. Da warb er auf einmal um Deine Hand und nun ward mir so angst und bange, daß ich ihm,

in momentanem Uebermuthe der Verzweiflung, in Deinem Namen die ganze Fülle meiner Liebe hinwarf und zugleich in ihn drang, mich, das heißt, verstehst Du wohl, Dich genauer zu beobachten, damit sein Irrthum sich ihm noch zu rechter Zeit aufkläre."

„Perfida!" rief die Gräfin, lehnte sich mit dem Arme über das Sophakissen und sah ihrer Kusine steif und fest in's Gesicht: „Ja, meiner Treue! stille Wasser sind tief. Wer hätte so großes politisches Spiel der Kleinen zugetraut? Höre, höre, Rose! Du kannst es weit bringen. Nun, und wie ging es weiter? Sprich zu Ende. Was für Maßregeln ergriffst Du noch als wir hierher kamen?"

„Gar keine," sagte Rose kleinlaut: „Wie ich Dir schon gesagt habe: ich verzagte, wußte es nicht anzugreifen, kam nicht vorwärts. Ich hatte mich übernommen, ließ es gehen, wie es ging und weinte für mich, daß er verblendet blieb. Ein paarmal nahm ich wohl einen Anfatz, ihn auszuforschen, eine Rettung vorzubereiten. Aber es blieb umsonst. Wie oft mich Deine Gleichgültigkeit gegen ihn auch antrieb, mich Dir leicht zu Täuschenden zu entdecken, ich ließ es seyn und die Hochzeit hätte ohne den unglücklichen Zufall wirklich statt gefunden".....

Die Gräfin umarmte ihre Kusine herzlich, aufgeregt und sagte halb lachend, halb weinend: „Unglücklicher Zufall! Komisches, liebliches Kind! was sprichst Du da? Es ist aber freilich nur jener verzweifelte

Brief, der Dich und uns gerettet hat und Dich glücklich machen wird. Der Instinkt der Liebe diktirte ihn Dir. Nimm ihn hin, Liebchen; ich gönne ihn Dir. Aber nimm Dich mit ihm in Acht: er ist ein rechter Egoist und als Egoistin eben wollte ich ihn mit zu seiner Strafe heirathen. Ich kenne ihn übrigens gut genug, um zu wissen, daß wir schon geschieden sind. Er ist in solchen Dingen auf das Kürzeste angebunden, ohne daß er verlangt, selbst anders behandelt zu werden. Ich schreibe ihm auf der Stelle ein paar Worte und danke ihn schönstens ab. Wegen alles Weiteren verweise ich ihn an Dich, und so wird er, wenn es nicht schon geschah, errathen was er wissen muß. Morgen reist die Sobanska nach Polen: die soll mich in größter Heimlichkeit mitnehmen. Ich gehe zu ihr und bitte sie darum."

Rose wollte Einwendungen machen. Caliste legte ihr die Hand auf den Mund: „Still!" sagte sie: „es ist doch so und nicht anders. Adieu!" — Sie war verschwunden.

Sir Edmunds Meditationen hatten ihm den schon errathenen Zusammenhang auch in allen Einzelheiten aufgeklärt und ihn zu dem Entschlusse gebracht: in keinem Falle mehr die Gräfin Caliste Chlapowska, sondern jedenfalls das Fräulein Rosa d'Orville zu heirathen. Er bedauerte den Verlust der ersteren nicht und die Richtigkeit seines Gefühls für sie ward ihm klar. Es machte ihm nur noch die Ungewißheit zu schaffen,

wie am leichteſten die Trennung auszuführen ſey, damit er ſich nichts vorzuwerfen brauche, und er wünſchte ſehnlichſt, Caliſte möge den erſten Schritt zum Bruche thun.

Er hatte dieſen Gedanken kaum ausgedacht, als ſein Diener an die verſchloſſene Thür pochte und einen Brief von der Gräfin ankündigte. Sir Edmund öffnete, erbrach das Billet, las und ſagte lächelnd: „Hätte ich doch vor fünf Minuten nicht geglaubt, daß ich in meinem Leben über einen eigenhändigen Brief der Gräfin Caliſte Chlapowska ein ſo genugthuendes Entzücken empfinden würde!“

Alsdann ſetzte er ſich zur Antwort hin, wünſchte ihr von Herzen wohl zu leben, und machte es ihr zur Pflicht, ihn jederzeit wie ihren treuſten Freund zu behandeln, und allenthalben auf ihn zu zählen, wo ſie ſeiner Hülfe benöthige.

Am Nachmittage ließ er den Grafen Brahe zu ſich bitten und zog ihn in ſein Vertrauen. Der Graf wünſchte ihm zu dem Geſchehenen Glück und belachte mit ihm die Uebereinſtimmung in den Qui pro Quos oder verſtändigen Zufällen ihrer Verlöbniſſe.

Sir Edmund erſchien eine Zeit lang nicht öffentlich und ließ das Aufſehen erſt vorüber, das ſeine Trennung von Caliſten machte. Das Gerücht behauptete: es habe zwiſchen Braut und Bräutigam ein politiſches Duell ſtatt gefunden und der von Caliſten verwundete Baronet aus Groll darüber die Verbindung mit ihr abgebrochen. Nach Verlauf von etwa acht

Tagen ging Jackſon wieder zu Roſa d'Orville, mit der er ſich bald verſtand. Ihre Mutter willigte ein und ſie zeigten ihre Verlobung nicht erſt förmlich an, ſondern ließen ſich bald darauf zugleich mit dem Grafen Brahe und Clara Birkholz trauen, deren vertrauteſte Freundin Lady Jackſon ward.

Beide Paare leben glücklich und Sir Edmund zur Zeit in London, wo er einer der eifrigſten Polenfreunde iſt. Er correſpondirt als ſolcher jetzt wieder mit Vergnügen mit ſeiner ehemaligen Braut, deren männliche Geſinnung wohl ihren Vorſatz durchführen wird, unvermählt zu bleiben.

Comteſſe Stephanie Löwenhaupt hat ſich durch ihre Verbindung mit einem ruſſiſchen General an dem Grafen gerächt und ſich vorher noch ein Geſchäft daraus gemacht, der es lächelnden Muthes ertragenden Gräfin auf alle Weiſe zu mankiren.

Clara hat bereits mit gutem Erfolge verſucht, ihren Gatten einigermaßen von ſeiner Zerſtreutheit zu heilen. Jedoch ſpielte ihr dieſelbe noch am Tage der Hochzeit einen ſchlimmen Streich: er vergaß nämlich auf einem Morgenſpaziergange völlig, was am Mittage geſchehen ſolle, kam nicht wieder, ließ Braut und Gäſte eine Stunde in der Kirche warten und erſchien zuletzt, nach langem Suchen aufgefunden, nur in Alltagskleidern, um den müßigen Zungen der Stadt abermals erwünſchte Nahrung zu leihen.

Das Gewissen.

Ein junger Kaufmann hatte in seinem Leben viel versucht und, in seiner Kindheit von charakterschwachen Eltern verzärtelt, ehe er als arme Waise in die Welt gestoßen worden, in seinen Mußestunden allerhand Künste ausgeübt, oder fremdes Wissen betrieben; ja, da es den Menschen gegönnt ist, Worte immer noch leichter als alles andre in der Welt zu handhaben, wohl auch eben so wenig das Dichten lassen können.

Zu Hause Gottlieb genannt, um sich der Bildung zu Liebe später Theophil umzutaufen, hatte er die erste Nahrung seines Geistes auf gut Glück aus einer Leihbibliothek gesogen und war damit natürlich von dem poetischen Schnupfen angesteckt worden, der, von Jahrzehend zu Jahrzehend in anderer Weise unter den bildungssüchtigen Generationen herrscht. Dieser Schnupfen zu des jungen Theophils Zeit war ihm von einem bedeutenden Manne eingeimpft worden, der der Liebling der damaligen gebildeten Menge aus demselben Grunde, weßhalb der Menge jeder Zeit ein Zerrbild lieber als ein Urbild zu betrachten ist und veranlaßte

ihn als Comptoirdiener allerweges Doppelgänger zu sehen, oder Kreisleriana zu schreiben, die er pseudonym in Journalen drucken ließ.

Mit den Jahren älter werdend, konnte Theophil sich freilich der Erkenntniß nicht erwehren, daß von seinen Bekannten, so viele in seinen Verhältnissen lebten, das bessere Theil erwählt hatten und auf ihrem Wege nach und nach zu einem selbständigen Daseyn gelangten, derweil er auf unbestimmte Zeit von einem alten Prinzipale abhängig blieb.

Er hatte jedoch noch nicht lange das neue Ziel seines Verlangens vor Augen gehabt, so gelang es ihm ebenfalls, durch seinen Prinzipal mit Credit und Empfehlungen unterstützt, mit seinen geringen Mitteln ein eigenes Geschäft zu begründen, das bei Einsicht und Ausdauer wohl im Stande war, seinen Mann zu nähren und auf immer grünere Zweige empor zu heben.

Das Einrichten und Unternehmen des Geschäfts unmittelbar, so wie mittelbar die Neuheit der Sache zogen Theophil geraume Zeit von Nebengedanken ab und machten ihn mit seinem Schicksale und Berufe zufrieden. Er war nur aber zu wenig gewöhnt, an irgend etwas fest zu halten, als daß er nicht nach Ablauf eines halben Jahres eine gewisse Leere hätte in sich fühlen sollen, die immer weiter in sein Tagewerk hineinreichte und sich durch neue Liebhabereien zu erfüllen suchte.

Ein vertrauter Freund Theophils hatte zugleich mit ihm auch sein Etablissement bewirkt, um sich mit einer jungen Schauspielerin zu vermählen und seine Flitterwochen stellten Theophil das Bild des Ehestandes so lockend vor, daß er den Gedanken, diesem Beispiele selbst zu folgen, wie ein Brett ergriff, das ihn aus den Wogen der Langenweile retten sollte.

Er hatte kaum angefangen, sich an den Orten und Enden umherzutreiben, wo junge Männer die Wahl einer Lebensgefährtin zu treffen pflegen, als er eines Abends in das wöchentliche Winterconzert seiner Vaterstadt ging.

Die Treppe des Conzerthauses emporsteigend, bemerkte er, daß die Versammlung ungewöhnlich zahlreich ward. Wagen rasselten nach Wagen vor das Portal, Sänften wurden in dem Vorhause schallend niedergesetzt und Theophil brach sich nur mühsam durch die Menge Bahn.

Als er in den hellerleuchteten Saal trat und den Conzertzettel ansah, auf den ihm seine Geschäfte noch keinen Blick zu thun gestattet hatten, erkannte er, daß der starke Besuch einer fremden Sängerin gelte, die sich heute zum erstenmale hören ließ.

Die Instrumente wurden gestimmt und er wollte eben an seinen entfernteren Platz in einer Loge gehen, als er neben sich die Gattin seines Freundes wahrnahm, die durch das Gedränge verhindert wurde, den ihrigen in der Nähe des Orchesters zu erreichen.

Er führte sie an seinem Arme dahin und wurde, um eines Rathes willen den er ihr ertheilen sollte, so lange auf einem leeren Stuhle hinter ihr festgehalten, bis die Musik anhub und die allgemeine Stille es ihm unmöglich machte, seinen Rückzug anzutreten. Die Symphonie war von Beethoven, welchem großen Tondichter Theophil besonders zugethan war, die überhäuften Geschäfte des Tages hatten seinen ermüdeten Geist der Nahrung bedürftig gemacht und also richtete er Auge und Ohr ganz nach dem Orchester.

Der letzte Takt des letzten Satzes rauschte aus und es scholl ein Gesumse des Beifalls durch den Saal, das die Pause bis zum nächsten Musikstücke ausfüllte.

Auf einmal sah Theophil, der im Nachgefühle der Musik noch gedankenlos vor sich hingestarrt hatte, eine weibliche Gestalt im weißen Kleide sich dicht vor ihm von dem Platze der Sängerinnen erheben und an dem Orchester hinbewegen, um an der Hand des Musikdirektors die wenigen Stufen dazu emporzusteigen. Seine Blicke folgten der jungen Dame, die seine Nachbarin als die fremde Sängerin bezeichnete, und sie trat, die Versammlung mit bescheidenem Anstande begrüßend, in die Brüstung vor. Der erste volle Anblick des Mädchens hinterließ Theophil einen wunderbaren Eindruck. Die Krankhaftigkeit seines Geschmackes und seiner Lebensansichten hatte ihn mehr als billig für das Krankhafte an Frauenreizen eingenommen und so pflegte er in seinen Einbildungen die leidende Erscheinung

eines weiblichen Wesens, der der Gesundheit und Kraft vorzuziehen.

Die junge Sängerin war nicht groß von Gestalt und ihr Körperbau weniger zart als schwach zu nennen. Den eigenthümlich fein geformten Kopf schmückte in reicher Lockenfülle das schönste braune Haar und die edlen, blassen Züge fesselten unwiderstehlich durch den darüber hingehauchten Ausdruck des Leidens.

Sie sang ein Lied von Goethe nach Reichards Composition, und welche Stimme verkündete in ihren geheimnißvollen Tönen die Seele dieser Züge! Es war der seltenste ursprüngliche Alt, dessen tiefe Glockentöne ein leiser Anflug von Heiserkeit noch gemüthlicher machte, und wenn sich der kleine Mund vielleicht zu wenig dabei öffnete, wog doch die Art, wie er den aus tiefster Brust gehobenen Ton scharf und sicher einsetzte, alle Nachtheile dieser Angewöhnung auf.

Der Gesang ging zu Ende und hatte Jedermann entzückt. Theophil war davon so ergriffen, daß er betroffen still schwieg und nicht daran dachte, mit in den Beifall einzustimmen.

Die Sängerin verließ das Orchester und nahm wieder ihren Platz ihm gegenüber ein; er sah es nicht, es ward eine brillante Klaviersonate abgetrommelt: er hörte es nicht.

Da trat die große Pause zwischen dem ersten und zweiten Theile des Conzerts ein und erhob sich alle Welt, um der jungen Sängerin zu huldigen. Theophils

Nachbarin stellte derselben ihren Freund, der ihr unwillkürlich gefolgt war, vor und er mußte, trotz seiner Befangenheit, so glücklich gewesen seyn, ihr mehr als einen Gemeinspruch des Lobes zu sagen, da sich ihr Mund zu einem stillen Lächeln der Dankbarkeit verzog und ihre Augen, die an den gefeierten Triumphen keinen Antheil genommen hatten, mit nur halb verhohlener Eindringlichkeit an seinem Antlitz hingen.

Neue Bewunderer verdrängten Theophil von ihr und der zweite Theil des Conzerts begann mit einem in dem Humore des Meisters ausgeführten Beethovenschen Quartett. Der aufgeregte Theophil meinte die verkörperten Töne zu sehen, wie sie auf den Saiten scherzend herumkletterten, aus dem Bauche des Violoncells purzelten und, wie Blumengewinde umherziehend, die zarten kleinen Körperchen bogen und reckten. Es war ihm als fingen wie in der Nähe von Geistern die Lichter dunkel zu brennen an. Plötzlich verstummte der Jubel der Kleinen und sie flohen ehrfurchtsvoll bei Seite. Unnennbare Gefühle zogen in das Herz des Hörers ein und sein Auge schwamm in ahndungsvollen Thränen. Auf den Wogen der Töne kam der Geisterkönig feierlich daher und anbetend neigte sich vor ihm die Seele.

Theophils Blicke suchten einen Gegenstand und sein Auge blitzte freudig auf. Ein feiner Beobachter würde bemerkt haben, daß Etwas eine heftige Bewegung in ihm erweckte. Seine Züge wurden blasser und schlaffer

und alles Leben drängte sich in dem Einen Punkte des Auges zusammen. War es ein anderer Blick, der ihn betroffen, ein anderes, wahres oder unwahres Gefühl, das seines erschlossen hatte? Was das Auge in Musik für Dinge sagen kann, ohne daß der Mund sich zu einem Worte aufthut! Die süßeste Freundschaft, die bitterste Feindschaft gehen also, das Eine nicht selten in der Verkleidung des Andern von Herz zu Herz.

Die fremde Sängerin trug noch ein Duett aus einer Oper des Tages vor und ihre Stimme weigerte sich hier gleichsam, sich dem sie begleitenden Tenore zu vermählen. Sie rang mit ihm und entwand sich ihm wie eine keusche Nymphe den Armen des Fauns, der sie im Bade überrascht, und die gurgelnden Töne der kalten Tonflut buhlten wie Wellenschläge mit einander. Auch schien die Menge zu fühlen, daß ihrem Schützling ein gewisses Unrecht geschah, da sie, des kunstreichen Vortrages ungeachtet, gleichfalls so viel kälter als vorher gegen die Sängerin ward.

Theophil lebte in der Wirkung fort, die jenes erste Lied auf ihn gethan hatte und schlich, als das Conzert zu Ende war, an dem feuchten neblichten Novemberabende durch die Gartenanlagen vor dem inneren Stadtthore seiner abgelegenen Wohnung zu.

In weiten Zwischenräumen brannten düstere Laternen und warfen die Schatten der entlaubten Bäume langhin über den nassen Fußboden, auf dem sich der zitternde Lichtschein spiegelte. Theophils einsame Schritte

hallten wieder und wurden immer langsamer, jemehr er in der Dunkelheit seinen Gedanken nachhing. Dann und wann begegnete er einem lustwandelnden Liebespaare. Außer ihrem Geflüster alles still. Er genoß in den Schauern ihres Erwachens der ersten Freuden seiner Leidenschaft. Wie thöricht es doch ist, dachte er, wenn man von einer uneigennützigen Liebe oder Leidenschaft spricht. Die Leidenschaft zu einem andern Wesen ist und soll eben die edelste Selbstsucht seyn und nur wenn wir in der Leidenschaft selbst genießen, beglücken wir deren Gegenstand. Es findet in der Leidenschaft keine Aufopferung wie in der Freundschaft statt, deren Wesen darin besteht. Das Leben, sogar wenn es die edelste Freundschaft verklärt, ist nur ein halbes ohne Leidenschaft, erscheint trübe und farblos, unwerth der Fortdauer. Ja, an all dem Farbenschmelze der Blumen irdischer Freuden kann nur die selige Sehnsucht Genuß finden lassen, die zugleich die Leiden der Liebe schafft und deren alles Todte belebende Feuer magnetisch in die Außenwelt ausströmt. In ihrem allmähligen Entstehen genügt die Leidenschaft sich zu ihrem Glücke selbst, weil sie beseelt. Sobald sie ausgebildet, verlangt die neugeborne Seele zu ihrem Fortbestehen Nahrung in Erwiederung der Leidenschaft. Bleibt ihr diese versagt, so tödtet sie entweder sich oder ihren Gegenstand, wenn auch der Tod in ihr gegen die Starrsucht des jugendlich fühlenden Daseyns ohne Leidenschaft Glück zu nennen ist.

Der Ruf des Nachtwächters war schon zu wiederholtenmalen ertönt, als Theophil von seinem späten Spaziergange nach Hause kam. In seine Straße tretend, scholl ihm aus einem Erdgeschosse Tanzmusik entgegen. Er wollte durch ein angelaufenes Fenster des Saales hineinschauen: Dunkel und Stille herrschten von außen, drinnen die hellste Erleuchtung, dumpfe Musik und verworrene Gestalten, die sich durch einander schwangen. Theophil schauderte vor dem Gegensatze, er wußte nicht warum: es war ihm, als schlinge sich von hinten ein kalter Arm um seinen Leib und als wäre das die düstere Vergangenheit. Was er im Nebel vor sich sah, wollte ihn die Zukunft dünken.

Und ist es etwa nicht mit den meisten Menschen so? das Unglück allein macht das Leben hell und wischt die angelaufenen Scheiben rein, durch die wir hineinschauen. Nur daß das Herz schon den Todesstoß empfangen haben muß, ehe es sich in ihm erkennt und das irdische Leben um des himmlischen willen aufgibt!

Theophil eilte tief verstimmt nach Hause und suchte den Schlaf, da er keinen Trost mehr im Wachen fand. — Die Stimme der jungen Sängerin hatte in dem Conzerte allgemein gefallen und man erkundigte sich, jemehr Theilnahme sie erweckte, desto mehr nach ihren Lebensverhältnissen. Sie war eine arme Waise mit Empfehlungen an den Musikdirektor des Stadttheaters hieher gekommen, wo sie unter seiner Anleitung

in ihrem ausgezeichneten Talent zum Gesang die Mittel ihres Unterhaltes zu finden hoffte und hatte sich bei ihrer Abneigung gegen die Bühne nach und nach in Conzerten an die Oeffentlichkeit gewöhnen wollen. Das interessante junge Mädchen ward bald darauf in alle Gesellschaften eingeführt und also lernte Theophil sie in dem Hause seiner Freundin näher kennen, die sie ihm auf das Bereitwilligste gewinnen half. Es mochten seit dem Tage, an dem er sie zuerst gesehen hatte, nicht viel mehr als sechs Monate verflossen seyn, so war sie, den eigenthümlichen Phasen ihrer Vergangenheit zufolge, die die hiernach folgenden Worte schildern, seine Frau.

Henriette war die älteste Tochter eines angesehenen Beamten einer würtembergischen Kreisstadt, der sich als Geschäftsmann mit Leib und Seele nur wenig um Weib und Kind bekümmerte, und ihre Mutter konnte sich bei ihrer Jugend, ihrer Schönheit und ihrem Temperamente nicht wohl glücklich mit ihm fühlen. Sie verging sich nur wieder so weit an ihm, daß sie ihm die eheliche Treue brach, deren Schein jedoch ihre immer gleiche Ruhe und Haltung mit dem Rufe der strengsten Grundsätze Jahrelang zu retten wußte. Ihre Tochter erreichte ihr dreizehntes Lebensjahr und kam zu Verstande, indem sie fast die ersten Uebungen ihrer Urtheilskraft an der Erkenntniß des unheilbaren Mißverständnisses zwischen ihren Eltern machen mußte, deren innere Erkältung sie durch die

Formen der Höflichkeit, die sie gegen einander beobachteten, hindurch fühlte. Der natürliche Trieb ihres Herzens zog sie, wie die meisten Töchter, mehr der Mutter als dem Vater zu und die unwillkührliche Scheu, die sie vor diesem trug, ward ihrem zarten Gewissen bei aller pflichtgetreuen Achtung und Dankbarkeit ein immerwährender Vorwurf. Mit ihrer Mutter verband sie ein Theil jenes unbegreiflichen Etwas, das wir nicht anders als die Stimme der Natur zu nennen wissen, wenn es auch bei weitem nicht so stark war, die innigste Vertraulichkeit zwischen ihnen herzustellen. Ihre Mutter schien ein näheres Verhältniß zu ihr selbst mit einer gewissen Aengstlichkeit zu meiden und wagte der erwachsenden Henriette nie recht hingebend in das Auge zu sehen. Ursache genug, jedem andern Mädchen den Keim einer lebenslänglichen Schwermuth einzuimpfen, oder es einer sittlichen Verderbniß in die Arme zu werfen! Indessen war Henriette von jeher ein so heiteres, harmlos leichtsinniges Kind und blieb es als Jungfrau in dem Maße, daß wenn sie zuweilen von ihrer ausgelassenen Laune ergriffen ward, die Blicke ihres Vaters mit einem ihm sonst fremden Ausdrucke des Nachsinnens und Forschens auf ihr ruhten.

Es trug sich eines Tages zu, daß ihr Vater, wie es seit einiger Zeit öfter geschehen war, eine Geschäftsreise zu unternehmen hatte, von der er nicht früher als nach drei oder vier Monaten zurückkehren

konnte. Ihre Mutter, die seither körperlich und geistig zu leiden geschienen hatte, ward nach dieser Kunde so verwandelt, daß sie den Ihrigen eine heitrere Stirn als jemals zeigte und ihre Zuvorkommenheit gegen ihren gleichgültigen Gatten in dem kleinen Familienkreise sogar eine gewisse Herzlichkeit einführte.

Der Vater reiste in der besten Stimmung ab und die Mutter begleitete ihn mit Henrietten einige Stunden weit. So schnell begann das Eis ihres ehelichen Winters an dem Blicke dieser Frühlingssonnenwärme aufzuthauen, der doch nur die vor dem tödtlichen Frost schützende Decke Schnee schmolz und Henriettens guter Zeit keine Dauer lieh. Ihre Mutter befand sich nicht sobald mit ihr allein, als ihr Mißmuth wieder in dem Grade als sich ihre Gestalt veränderte zunahm, und Henriette hatte nur wenige Monate Zeit gehabt, sich darüber zu verwundern, so ward ihre Mutter von einer zweiten Tochter entbunden, deren Geburt sie an den Rand des Grabes führte und ihr Ansehen wenigstens um zehn Jahre alterte.

Henriette hatte ihrem Vater die Geburt der Schwester angezeigt, ohne eine Antwort zu erhalten. Die Zeit seiner Rückkehr nahete. Die Mutter war zuletzt ganz still geworden und konnte stundenlang in das Anschauen ihres jüngsten Kindes versinken, mit dessen Pflege sie sich so unausgesetzt beschäftigte, daß sie gleichsam jede freie Minute scheute, in der ihre Gedanken zu sich kommen konnten. Eines Tages, als

Henriette mit ihrer Arbeit bei der Mutter saß, die, das kleine Kind auf dem Arme, weinend am Fenster stand, stürzte ihr Gatte unversehens in das Zimmer und klagte sie, vor Henrietten, in den maßlosesten Ausdrücken der Treulosigkeit an.

Sie vertheidigte sich nicht, da sie sich mit einem jungen reichen Edelmanne schuldig fühlte, der in dem Kreisamte arbeitete und so glücklich gewesen war, sich in das Herz der vernachlässigten Frau einzuschleichen.

Hatte sie zu hoffen gewagt, ihr getäuschter Gatte werde das Kind anerkennen? Hatte sie ihm in Zerknirschung ihre Schuld gestehen wollen? Aufrichtige Reue und frecher Leichtsinn lagen ihr gewiß gleich fern und sie wandelte den breiten Mittelweg, zwischen beiden durch, um ihr Verhalten von Zeit und Umständen bestimmen zu lassen. Sie hatte sich der Reise ihres Gatten halb betäubt erfreut, weil dieselbe ihrer Seele das unerläßliche Bedürfniß nach Ruhe befriedigte und davon weder Heil noch Abhülfe ihrer Noth erhofft.

Sie sank vor der Entschiedenheit ihres Gatten waffenlos in die Knie und wollte ihn um Schonung flehen. Er stieß sie von sich und gebot ihr sein Haus auf der Stelle zu verlassen, ja, ließ nicht einmal zu, daß die stumme Bittende Henrietten zum letztenmale in die Arme schloß.

Vor Schmerz und Erschöpfung außer sich, wankte sie mit Augen, die von Thränen zugeschwollen waren,

im Zimmer hin und wieder, um einige Sachen, die sie mitnähme, zusammen zu suchen. Er steigerte seine Entrüstung in dem Grade, daß er sogar geflissentlich, vor den Leuten im Hause und auf der Straße, ihre letzte Ehre preis gab.

Sie nahm ihr kleines Kind, das sie in die Wiege gelegt hatte, auf den Arm und wollte, mit ihrem Bündel in der Hand von dannen gehen. Sie strauchelte an der Thüre und fiel auf einen Stuhl zum Sitzen nieder, indem das Kind über ihren Schooß zu Boden rollte. Von Entsetzen schon vorher sprachlos, konnte sich ihr Zustand nicht mehr schlimmern. Sie starrte dem Kinde stumpfsinnig nach und das Zucken ihrer Mienen zeigte an, daß Krämpfe oder Wahnsinn ihr nicht fern waren.

In dem Augenblicke trat der sein selbst vergessene Mann mit dem Fuße nach dem Säugling, der, in sein Bettchen gewickelt, von dem Falle keinen Schaden gelitten hatte und der Anblick dieser ungemessenen That wahrte ihr Herz vor dem Zerspringen. Sie warf sich zu rechter Zeit über das Kind, um es vor Mißhandlung zu schützen und indem hielt der empörte Gatte, sich auf sich selbst besinnend, den erhobenen Fuß ein. Sie faßte das Kind in ihren Arm, küßte es und richtete sich mit neuer Kraft empor.

Wir sind doch Menschen! sprach sie mit einem seltsam überirdischen Blicke, der ihm durch Mark und Bein drang und verschwand durch die Thür. Es

herrschte Todtenstille im Zimmer. Der Mann warf sich, das Gesicht in beide Hände geborgen, in einen Armstuhl, Henriette löste sich in Thränen auf. Man hörte den festen Tritt der Scheidenden auf der Treppe und der Wagen ihres Mannes, der noch vor dem Hause hielt, entführte sie.

Henriette hatte ihre Mutter seitdem nicht wieder gesehen und ihr Bild erlosch nach und nach in ihrer Seele. Die Vergangenheit hinterließ ihr nur allein den Blick, von dem es ihr war, als lösten seine geheimnißvollen Schrecken sich ihr erst in einer andern Welt auf. Die Verstoßene ging zu einer Freundin auf das Land und verlor sich, nach beendigtem Scheidungsprozesse in die Fremde. Es wußte Niemand was aus ihr geworden sey und sie hatte eine Geldsumme, die ihr Gatte ihr zu ihrem Unterhalte angeboten, mit Abscheu von sich gewiesen. Er selbst zerstörte nach ihrer Trennung allmählig seine Gesundheit und seinen Wohlstand und so hängt der Mensch, auch ohne es zu wissen, an der Gewohnheit, daß Verhältnisse, die nur den Schein des Daseyns an sich tragen, sobald sie gebrochen werden, ein Leben oft aus allen Schranken gehen lassen. Er starb, als Henriette achtzehn Jahr alt seyn mochte und gestand ihr auf dem Todtenbette, wie er schon lange zu der Gewißheit gekommen, daß sie ebenfalls nicht seine Tochter sey und sie nur um des Unrechts willen geliebt habe, das er ihrer Mutter angethan. Henriettens Seelenheiterkeit war in jener

Kataſtrophe erloſchen und ſie lebte nur mechaniſch weiter. Sie hatte die Achtung vor ihrer Mutter verloren und verzieh ihrem Vater nimmermehr, ſie ihr geraubt zu haben. Mit den Jahren übte freilich auch die Alltäglichkeit ihre Rechte auf ſie aus und drängte die bitterſte Troſtloſigkeit in den Hintergrund ihres Gemüths. Die jugendliche Kraft ihrer Natur durchbrach zuweilen alle Hemmungen und ſelbſt die körperliche und moraliſche Hinfälligkeit ihres Vaters ſtumpfte ihre Erinnerungen ab. Aber leider! blieben Schmerz und Gram wie ein Dämpfer auf den Saiten ihrer Seele liegen und hinderte ihr Nervenleiden jeden dauernden Aufſchwung ihrer Kraft. Nur die letzte Eröffnung ihres Vaters hatte heilſam auf ſie eingewirkt, indem ſie ihr den Vorwurf, ihn nicht kindlich genug geliebt zu haben, von der Seele genommen und die Pflicht der Selbſterhaltung regte ſie gewaltſam aus der jahrelangen dumpfen Gleichgültigkeit gegen alles Aeußere auf. Sie brachte den beſten Willen, ein neues Leben anzufangen in Theophils Wohnort mit und da ihre Abneigung gegen das wüſte Bühnenleben von Tag zu Tage zugenommen hatte, die Kälte der norddeutſchen Geſelligkeit in der Erinnerung an ihre ſüdliche Traulichkeit ſie auch immer fremder und ſchmerzlicher berührte, ſo konnten die leidenſchaftlichen Bewerbungen des jungen Kaufmanns um ihre Gunſt wohl eine gute Aufnahme in ihrem Herzen finden. Henriette kam, wie ſchüchtern auch, Theophils Wünſchen ent-

gegen, das Eigenthümliche seines Wesens reizte, die Lektüre seiner Lieblingsschriftsteller berauschte und blendete sie und ihre Seele schmiegte sich duldsam, willenlos und liebend dem Epheu ähnlich an die seine an, der sich an dem vielleicht schon morschen Stamme aufrankt. Bei der Schlaffheit seines Charakters, dem Mangel an Ernst in allem was er that und dachte, hätte Theophil in der hohen Schule der Ehe einer Frau bedurft, derer consequente Festigkeit ihn zur Besinnung auf das wahre Leben gebracht und statt dessen erwählte er eine, der es Bedürfniß war, sich an ihm und seiner Schwäche aufzurichten. Seine Ehe war eine der unseligen Folgen der Sympathie und dieselbe unbewußte Sehnsucht, welche er mit Henrietten theilte, ließ beide fälschlich deren Aeußerungen für Symptome eines übereinstimmenden Zustandes ihrer Charaktere halten.

Die erste Zeit ihrer Ehe lief dem jungen Paare wohl nach Wunsche ab und Henriette hatte nur Ursache, ihre gegenwärtige Lage, im Vergleich zu der vergangenen, eine glückliche zu nennen; derweil Theophil tief genug gegen die Außenwelt befangen war, um sich alles was ihn berührte, durch seine Leidenschaft vermitteln zu lassen.

Indessen mußte er sich nach Verlauf von anderthalb Jahren auf eine empfindliche Weise mit der Erkenntniß daraus erwecken lassen, daß seine Geschäfte einen bedenklichen Fortgang nahmen und seine häuslichen

Ausgaben überdies außer allem Verhältniß dazu standen.

Theophil hatte gemeint, sein Handel blühe von selbst so rosig wie jeder seiner ehelichen Lebenstage auf und sich nicht eben viel darum bekümmert, wenn er seinen Uebermuth an alten Liebhabereien ausließ, anstatt ihn seinem Berufe zuzuwenden.

Der Mangel seiner jetzt gestörten guten Laune übertrug sich auch auf alle übrigen Verhältnisse und ließ ihn selbst sein häusliches Glück in einem zweifelhaften Lichte erblicken. Es kam ihm vor, als liebe ihn Henriette entweder gar nicht, oder doch mit keiner seiner eigenen entsprechenden Leidenschaft; und da sie seinen Unmuth bald bemerkte, ohne sich dessen Ursprung erklären zu können, ergriff sie das nach den Vorurtheilen solcher Temperamente wirksamste Mittel ihn zu heilen, indem sie alles Mögliche ihn zu erheitern that. Was ohne Zärtlichkeit gegeben ward, konnte er freilich nicht als Ersatz für diese nehmen und so erhöhte sie nur seinen Unmuth, den er in erfolglos abspannenden Geschäften zu ersticken suchte.

Von Stufe zu Stufe untergehend, ergab er sich Zerstreuungen und schlechten Gesellschaften. Allein man weiß ja wohl, von welchem Troste diese Mittel einem noch nicht völlig zerstörten Gemüthe sind! Und da auch Henriette auswärts suchte, was sie nicht zu Hause fand, führte beide das Vermeiden aller Erklärungen immer mehr auseinander. Die größte,

folgenreichste Frage im Menschenleben bleibt doch immer: Dulden? Handeln? Wo hört das eine auf, wo fängt das andere an? Ist es besser, daß das Ungleiche sich trennt, daß es verbunden bleibe? Das Schicksal bestimmt es? Aber es bestimmt doch jeder Mensch sein Schicksal selbst! —

Ohne daß er sich eingestand, war Theophil nahe daran, sich dem wirklichen Leben zu fügen und mit seinem Stande auszusöhnen. Es stand seiner Heilung eben dreierlei entgegen, was keine Anstrengung oder Ergebung beseitigte: sein Verhältniß zu Henrietten wie ihre Kränklichkeit, und der schlechte Gang seiner sich dem Bankerotte nähernden Geschäfte.

Die arme Frau bestand einen wahrhaft tragischen Kampf mit sich und ihre verständige Einsicht in die Verhältnisse rang mit ihrer innersten Natur, die sie nicht verläugnen konnte. Sie mußte sich die tiefe Spaltung zwischen ihr und ihrem Gatten eingestehen; versuchte aber umsonst, sie durch guten Willen auszugleichen, da sie mit der Verpfändung einer Persönlichkeit, die sie nicht besaß, aus dem rechten Geleise ihres Lebens gewichen war.

Es verging dem Ehepaare ein Monat nach dem andern und umzogen immer düstere Wolken den Horizont ihres Lebens. Sie erwarteten in erschlaffender Unthätigkeit von dem Schicksale die Schwüle gelöst zu sehen, die sie bedrückte und bedachten nicht, daß der Mensch sich eben so gut selbst helfen muß wie die

Natur, deren ewigen Geſetzen die Entwicklung alles Lebens Folge leiſtet.

Sobald Theophil ſich eingeſtehen mußte, daß ſeine Angelegenheiten unrettbar ſeyen, ward er in ſeinen Ausgaben immer unbeſonnener und kam am Ende bei dem traurigen Ziele an, das Charaktere wie den ſeinigen dem blinden Ungefähr preisgibt.

Die Hauptthorheit, der er in dem zweiten Winter ſeiner Ehe fröhnte, war eine krampfhafte Leidenſchaft, mit der Erwartung der höchſten Gewinne, anſehnliche Summen in auswärtigen Lotterien zu verſpielen, und er verſäumte nicht, ſeine jedesmalige Enttäuſchung in Läſterungen des Himmels auszulaſſen, der ſeinen Untergang beſchloſſen habe.

Die Kränklichkeit ſeiner Frau nahm unterdeß in ſolchem Maße zu, daß ſie in ihren Leiden noch öfter als ſonſt ſeiner Nachſicht bedurfte, die er ſo wenig im Stande war ihr zu gewähren, und ihre Empfindlichkeit über ſeinen Mangel an Theilnahme, ihn mit den unbewußten Vorwürfen ihrer Worte und Blicke immer mehr erbitterte. Es war ihr alle Luſt und Freude am Leben benommen und ſie erſehnte ſich in vielen Stunden der Einſamkeit den Tod. Sie hätte Theophil, von dem ſie meinte, er haſſe ſie, lebend oder todt ſo gern glücklich gemacht und ging in überſpannter Selbſtverläugnung manchmal ſo weit, über ihr erhöhtes Unwohlſeyn zu klagen, um ihm eine Freude mit dem Gedanken zu machen, ſeines Joches

bald mit ihrem Tode ledig zu seyn. Das ist aber eben der Fluch solcher Mißverhältnisse, daß auch dieses Uebermaß milder Gesinnung die entgegengesetzte Wirkung that, weil er ihre Klage für Klage hielt, während dessen das Bewußtseyn der Wahrheit ihn vielleicht noch zehnmal ärger verstimmt haben würde.

Mit der besseren Jahreszeit erklärte Henriettens Arzt: sie müsse den Sommer auf dem Lande zubringen, um sich an gesunderer Luft und einer Brunnenkur zu erholen, und da ihre eigenen Wünsche mit dieser Vorschrift übereinstimmten, miethete Theophil für sie in einer romantischen Gegend am Fuße des Gebirgs ein Landhaus, das nur wenige Stunden von der Stadt entfernt lag und nicht lange nachher von Henrietten und ihrer Dienerin bezogen wurde.

Henriette hatte von jeher keinen Sinn für die Natur und ihre Schönheiten gehabt und saß jetzt, wenn sie nicht durch ärztliche Anordnung gezwungen im Freien war, meist bei einer Handarbeit in ihrem Zimmer, wo sie der Einsamkeit, die dem wunden Herzen ein so linder Balsam ist, genoß. Die Gegenwart litt nicht, daß ihre Gedanken sich liebkosend an sie schmiegten und so gingen sie, um Rast und Ruhe zu finden, in die Vergangenheit zurück. Allein sie war gezwungen, sie bis zu ihrem ersten kindischen Bewußtseyn hinaufzuführen und es war ihr die Liebe auch da so zugemessen, daß sich ihr keine Erinnerung recht warm an das Herz legte. Wie vergiftete sie

ſelbſt nicht der Ausgang dieſer Kindheit, der Eintritt in das Leben und ſeinen für ſie mit Dornen bewachſenen Pfad! Wo ſie ſich in Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft hinwandte: troſtloſe Dunkelheit! Wie hätte ſie ſich alſo nicht an den Endpunkt des Lebens ſehnen müſſen, da ihr nur der Anfang, wo er damit zuſammenfloß, hell in die Seele ſchien! Sie verſank in immer tiefere Schwermuth und kam nur noch ſo oft davon zurück, als es die Rückwirkung der Schwäche der Weiblichkeit und des Lebens bedingte, die von den halben Maßregeln der Verſtändigung mit ihrem Gatten immer wieder Heil zu hoffen wagte.

Theophil ward mittlerweile deſto weniger zu einer ſolchen fähig. Er lernte durch die Trennung von Henrietten, zu der er wöchentlich hinausritt, den Zuſtand des Alleinſtehens wieder kennen, und verglich ihn mit ſeinem ſeitherigen — — — — das einzige Gute, das die Einſamkeit auf derlei Gemüthslagen wirkt, iſt aber eben, daß ſie die Wahrheit an den Tag bringt und die Stagnation der Schwäche wo nicht mit Liebe, doch mit Haß bewegt.

Indem Theophil eines ſpäten Abends von dem Dorfe heimritt und ſeinen Gedanken rückſichtslos nachhing, mußte er ſich zum erſtenmale zugeben, daß unter den beſtehenden Verhältniſſen für ihn, der als Katholik nicht geſchieden werden konnte, das Leben ſeiner Frau ein weit größeres Unglück als der ihm drohende Bankerott ſey. Daß es ihm bei dem Elende, dem er

entgegen ging, auch die Sorge für ihren Unterhalt aufnöthigte, hätte ihm unter Umständen eher ein Trost als eine Last seyn können. Allein es raubte ihm den Lebensmuth, die Luft am Daseyn, den Wunsch, es fortdauern zu sehen. Es war noch jedesmal in ihm finster geworden, wenn ihn der Flug der Gedanken bis zu diesem Ziele trug. Jetzt war es um ihn finster und er konnte nicht wahrnehmen, ob es wieder in ihm ward. Es war wohl nicht wahrscheinlich, da er bei dem Ziele stehen blieb, und wie hätte er dies nicht in der Dämmerung, wo Niemand die Gedanken sahe, thun sollen?! — —

Wir bedenken freilich meistens nicht, wenn wir ein Mißverhältniß von außen gelöst zu sehen hoffen, daß es doch nur so oder so von uns verschuldet eintreten könnte und die Lösung, die uns zu Gewinn gereichen soll, zuvor innerlich, trotz der Ironie des Lebens, nothwendig geworden seyn muß, die oft nicht eher etwas äußerlich geschehen läßt, als bis die Sehnsucht danach in uns verwunden ist. Das nächstemal, daß diese Reihe von Gedankenschatten an Theophils Seele vorüberzog, stutzte er wohl über die Zumuthung, die er sich selbst that, einem Menschen, der ihm der Nächste in diesem Leben, den Tod zu wünschen und entledigte sich der Versuchung mit Gewalt. Indessen war sie allzusehr mit seiner Natur verwachsen, als daß sie hätte von ihm lassen können und gewöhnte er sich zuletzt an sie. Der erhabene Gedanke der

Selbsterhaltung erstand in ihm als der der ersten Pflicht und war doch nur der erste Keim der Sünde, der zwar noch im Bewußtseyn schlummerte, aber sich schon zu entwickeln anhub, der Wurm des Todes, der sich aus seinem Innern fraß und ihn in unwillkührlichem Taumel dem Verderben in die Arme zwang.

Eines Nachts, nach einem solchen Ritte, hatte er einen Traum, in dem es ihm war als wache er langsam auf und sehe die Thür seiner Schlafstube offen stehen. Er tappte aus dem Bette im Finstern darauf zu, und wollte sie zumachen; eine unsichtbare Hand zog sie eben so oft als er es versuchte, von außen an sich und sein Entsetzen meinte alle Augenblicke das ihm widerstrebende unheimliche Gespenst hervortreten zu sehen. Er wollte immer und immer wieder umsonst laut aufschreien und mattete sich in Angst und Bangen so lange ab, bis er über die Anstrengung erwachte. Hat dieser Traum für mein eigenes Schicksal Bedeutung? grübelte er dann bei sich, und kam zu keinem Schlusse. Auch wohnte demselben wohl nicht inne, was man im gemeinen Leben Bedeutung zu nennen pflegt und spiegelte er nur den Zustand seiner Seele wieder. Es ist eben als stünde auch in dem menschlichen Leben eine Thür in ein geheimnißvolles Dunkel offen. Wir versuchen immer und immer umsonst sie zu schließen und den Raum unseres Daseyns sicher und rein um uns zu haben. Es soll und kann bei Keinem von uns Alles ganz aufgehen und sich nach

seinen Wünschen fügen. Eines und das andere bleibt stets übrig und verbindet uns mit einer andern Welt. Warum? Womit? sind Fragen die hier Niemand beantwortet und wehe dem! der sich in seinem Traume wider das Geschick auflehnt. Sein Streben soll nicht seyn, es mit Gewalt zu brechen oder in verzehrender Angst zu ergründen. Er soll vielmehr fünfe gerade seyn lassen und trotz der geöffneten Thüre ruhig schlafen. Der Lohn liegt in der Sache selbst und die Auflösung des Räthsels am Ende auch in der Ergebung.

In der Einsamkeit des Landlebens brach Henriettens Herz. Sie sah wie ihr Gatte sich immer mehr von ihr abwendete und war doch nicht inniger als durch die Pflicht mit ihm verbunden, deren Erfüllung ihr eine freundliche Gewohnheit erleichterte. So wie seine Liebe meinte die Verlassene alle Hoffnungen auf Glück und Ruhe, auf die sie so sicher gebaut hatte, vergehen zu sehen.

Ihre ländliche Wohnung lag in einem engen Thale, das ringsum mit Laubwaldung bewachsene Hügel einschlossen, einige hundert Schritte davon, fernab dem Dorfe, ein klarer Teich.

Auf einer Bank am Ufer brachte sie hier halbe Tage zu und ließ sich von ihrer Trauer das tiefste Herz durchdringen. Sie sah in den blauen Himmel des wie klösterlich beschränkten Gesichtskreises, wie die Wolken langsam oder eilend, trüb und schwarz oder in blendendem Glanze vorüberzogen und verglich sie

mit den Händeln der Welt, die sie sich in aller Ewigkeit so fern gewünscht hätte, um jederzeit nur das Nächste vor Augen zu haben. In dem Teiche spiegelte sich der daran emporsteigende Berg mit der Dorfkirche auf seinem Rücken. Zwischen das lichte Schilf durch zitterten die dunklen Abbilder der Erlen des Ufers und auf dem tiefen Grunde lagen die glatten Kiesel mit dem blauen Himmel und sonnten sich, wo er sich badete und wo die Wolken unter den Fischlein hinschwammen, deren eines und das andere zuweilen auf die Oberfläche emporschnalzte, um ein Insekt zu fangen und in die Glätte Ringe furchte. Die belaubten Wipfel schwankten leise hin und wieder und ließen dann und wann ein einzelnes Blatt fallen.

Henriette saß an der Stelle nicht selten mit ihrer Handarbeit und einem Buche, in das sie sich vertiefte; noch öfter ließ sie beides, ohne es zu wissen, aus der Hand fallen und starrte wehmüthig darüber hinaus.

Am häufigsten war sie Abends da; mond- und sternhelle oder dunkle Nächte lang, wann kein Laut als der Athem des schlummernden Tages die Stille unterbrach, die sie mit vollen Zügen in die Seele sog, und klagte der Natur ihr stummes Leid oder öffnete ihr verzweifelndes Herz dem Himmel, das Auge, das in bitteren Thränen schwamm, zu ihm aufschlagend oder den kalten Boden anstarrend, in den sie hätte versinken mögen.

Ergeht es denn nicht allen Menschen so, dachte

ſie, daß ſie den blühendſten Raſen nicht anſehen können, ohne an Tod und Verweſung zu denken? Ach! und gar hinunter unter den Raſen, auf unſere Gräber, hinein in ſie .... Was liegt von dem blühendſten, lieblichſten Menſchengebilde nach wenigen Jahren darin? Ein unkenntliches Gerippe, in Staub zermodernd, vergeſſen alles Freud und Leid, alle lieben Erinnerungen, die ſich an das ſeelenvolle Bild knüpften, das von dem Inhalte dieſes Grabes in unſerer Phantaſie beſtand. Was war es? Täuſchung einzig und allein? Und keine Thränen friſchen dieſes Bild wieder an, erwärmen es neu, wie heiß wir ſie auch weinen. Unwiederbringlich dahin! Welches Wort, welche Bedeutung für den, der ſie faßt! — — Die höchſte Wonne des Menſchen iſt es wohl, im tiefen Schmerze ſich an ein ihm engverbundenes, allein ihm angehöriges Herz zu ſchmiegen, ſich an ihm auszuweinen, mit den Thränen in daſſelbe hinüber zu fließen und ſo den eigenen Schmerz zu dem ſeinen zu machen. Der Einſame aber, der dies Herz, das allerhöchſte Erdengut nicht ſein nennt, ihm iſt die Finſterniß, die Nacht dies Herz in ihrer Bräutlichkeit und er verſenkt ſich tief und tiefer, wenn auch nimmer genug für ſeine Sehnſucht, in das bewegte Meer ihres Schooßes. Er beneidet den Wurm, der ſich in die Erde verkriecht, den Stein, den er in das tiefe Waſſer fallen ſieht und der unaufhaltſam zu Grunde ſinkt.

Henriette hatte auch Stunden und Stimmungen,

in denen sie nicht begriff, wie man am heutigen Tage Etwas als den morgenden wünschen könne und sich mit aller Kraft der Seele an das Nächste klammerte, was ihr das Leben Freundliches bot.

Nur wer die Wonne des Lebens mit dem Menschen, die Traulichkeit der Familie, wenn auch nur an Anderer Beispiel, hat kennen und schätzen lernen, sprach sie aus solchen Gesinnungen zu sich, vermag die Trostlosigkeit des Verlassenseyns zu erfühlen. Die Jugend spricht manchmal, aber weiß nichts von solcher Einsamkeit, weil der Gegensatz ihr fremd ist. Wer es fühlt, was Menschen dem Menschen sind, der wünscht sich nicht so leicht, so lange er noch einen Menschen hat, der ihm freundlich ist, den Tod. Ja, wie genügte nicht selbst dem abgeschiedenen Geiste, der in der trostlosen Oede des Raumes umherschwebt und das Leben, die Liebe der Menschen unter einander sieht, die Eine Vorstellung eines Vaters, einer Mutter, eines Kindes, einer Gattin schon, um ihn vor dem Gedanken schaudern zu machen, ganz allein zu seyn! .... Der Gedanke an den Tod mußte also schon längst in den Träumen ihres Geistes heimisch geworden seyn, bebte gleich ihr waches Bewußtseyn noch davor zurück.

Die Liebe der Einsamkeit war von Tag zu Tage mehr zu einer unwiderstehlichen Sehnsucht in ihr geworden. Sie ahndete, so lange sie einsam, sey sie in Sicherheit, in Gesellschaft Theophils ward ihr trotz

dem bange, daß sie sich mit Bewußtseyn zu ihm zog; sie hatte das unwillkührliche Gefühl, als drohe ihr bei ihm Gefahr. Bei alledem war seine Brust ihr einziges Asyl, sie hatte keinen Verwandten, keine Freundin, die ihr zur Seite gestanden und ihre unglückselige Jugend hatte alle Mittheilsamkeit ihrer Seele zerstört, in jeder Annährung eines Andern meinte sie eine verborgene Mitwissenschaft ihres Schicksals wahrzunehmen, ja, ihre Reizbarkeit ging so weit, daß schon die eingebildete Gefahr einer zudringlichen Frage sie unwohl machte.

Um diese Zeit betraf Theophil Henrietten eines Tages in Thränen über Hallers Gedichten oder vielmehr die unvergleichlich schönen über die Ewigkeit, dessen geheimnißreich schauerliche Schlußverse:

Jetzt fühlet schon mein Leib die Näherung des Nichts!
Des Lebens lange Nacht erdrückt die müden Glieder;
Die Freude flieht vor mir mit flatterndem Gefieder
Der sorgenfreien Jugend zu.
Mein Ekel, der sich mehrt, verstellt den Reiz des Lichts
Und streuet auf die Welt den hoffnungslosen Schatten,
Ich fühle meinen Geist in jeder Zeil ermatten
Und keinen Trieb als nach der Ruh.

sie sich in Gedanken immer wiederholte. Der gesegnete Mund des Dichters löste die ihre Seele bedrückenden Wolken in den Thau der Wehmuth auf und als sie Theophil eintreten sah, verhüllte sie ihr Gesicht und drückte ihr Haupt in die Kissen des Sophas,

indem sie ihm mit einer andeutenden Handbewegung das Buch zuschob.

Theophil las, sah sie einen Augenblick verwundert an, und trat kopfschüttelnd an das Fenster, wo er auf den Scheiben trommelte. Er haßte alle Thränen und aller laute oder ersichtliche Schmerz erzürnte ihn, wo er ihn zumal wie hier nicht zu entschuldigen wußte. Er hatte wie so viele literarisch Ueberbildete keinen Begriff von wahrer Poesie und deren Wirkungen und fand nur in dem Verdrehten, Ueberladenen Schönheit.

Es gelang Henrietten schnell sich zu fassen und sie stillte aus Furcht vor seinem Unmuth ihre Thränen. Sie nahm ihre Nähterei zur Hand und arbeitete ohne aufzustehen, damit sie Zeit gewönne, sich von der Erschütterung zu erholen.

Sobald Theophil sah, daß sie sich beruhigt hatte, setzte er sich neben sie. Es trat eine Pause ein und er wartete umsonst, sie solle reden: sie war es nicht im Stande.

Er war gekommen, seine Lage mit ihr zu besprechen und konnte den Eingang nicht finden. Er hätte sie gern geschont und gewünscht, sie erleichterte ihm die Erklärung; doch mußte er sich der Nothwendigkeit fügen, da er sie aus wesentlichen Gründen nicht aufschieben konnte.

Er stand auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Auf einmal blieb er vor ihr stehen und das schwere Wort entfiel, leicht hingeworfen, seinem Munde.

Sie meinte zuerſt nicht recht gehört zu haben; aus ſeinem Auge entnahmen ihre ſtarren Blicke die Gewißheit, die ſie ſchon ſeit lange geahndet und ſeither nur gewaltſam von ſich abgelehnt hatte.

So iſt es denn wahr! rief ſie mit der überſchlagenden Stimme der Verzweiflung: Großer Gott, auch das noch! und ſank halbohnmächtig in das Sopha.

Sie hatte noch die bittere, aber ſchöne Erfahrung nicht gemacht, daß in moraliſchen Drangſalen eine Steigerung derſelben auf der materiellen Seite eher ein Glück als neues Unglück iſt und die Seele mit neuer Schwungkraft ſtählt, die ſie aus der Erſchlaffung des Leidens zu der Thätigkeit der Nothwehr aufregt.

Henriette brach in Klagen aus. Sie wußte nicht was ſie that und ſagte, und der Auftritt endete, wie zu erwarten geweſen war, in der heftigſten Aufregung, mit der Theophil das Zimmer verließ.

Verbundene Seelen zieht ſo Leid wie Freude enger an einander; die ſich fremd ſind und doch nahe ſtehen, ſcheidet alles Gemeinſame immermehr, indem es ihnen ſelbſt ihr eignes Daſeyn, alles was ihnen lieb und heilig iſt, in Zweifel ſtellt. Henriette wußte ſich an dem Abende ſo wenig wie an dem nächſten Tage zu faſſen und verbrachte beide troſtlos. Theophil würde ihr nicht haben helfen können, auch wenn er es verſucht hätte und es kam ihm alſo die Bitte, ſie allein zu laſſen, die ſie durch ihr Mädchen an ihn richtete,

eben recht, da ſie ihn der unangenehmen Nothwendigkeit überhob, ein Zeuge ihres Schmerzes zu ſeyn.

Der nächſte Tag war ein Sonntag, den Theophil ſich vorgeſetzt hatte, auf dem Lande zuzubringen. In die Stadt wollte er nicht zurückgehen, da er zu verſtimmt war, um die Geſellſchaft Anderer zu ertragen.

In ſeiner Unentſchloſſenheit, was er mit der Zeit beginnen ſollte, blitzte ihm ein Gedanke durch den Sinn.

In dem Gebirge lag, einige Stunden aufwärts von Henriettens Wohnort, in einer Felſenſchlucht ein dem Teufel nachbenannter Stein, unter den man, wie die Sage ging, wenn man eine Bitte an den Böſen hatte, dieſelbe nur blutſchriftlich wie in eine Art Briefkaſten der Hölle niederzulegen brauchte, um der Beſtellung und Erfüllung verſichert zu ſeyn. Es war einmal in einem geſelligen Kreiſe dieſer Sage gegen Theophil Erwähnung geſchehen und man hatte mehrere Verbrechen angeführt, die alſo zu Stande gebracht worden, wiewohl ſie am Ende dennoch zum Verderben des Verbrechers ausgeſchlagen waren. Man hatte ſogar einige auf den Teufelsſtein bezügliche Vorfälle aus den neueſten Zeiten zu erzählen gewußt, die natürlicher Weiſe dazu beigetragen, die ihm in der öffentlichen Meinung innen wohnende Kraft in Ehren zu halten, und Theophil hatte darüber wie Jedermann ſeinen Abſcheu zu erkennen gegeben. Nichtsdeſtoweniger war ihm eine gewiſſe Zeit darauf, in einem Augenblicke des Haderns mit ſeinem Schickſale, der Gedanke

geboren worden: die Wahrhaftigkeit der Sage bei Gelegenheit an sich zu erproben, und wenn auch in einem so unthatkräftigen Geiste wie der seinige ein Gedanke zehnmal aufsteigen konnte, ohne zur That zu reifen, erinnert man sich doch der alten Rede, daß mit dem Teufel nicht zu spaßen ist und der plumpe Geselle gleich den ganzen Menschen, der ihm nur den kleinen Finger reicht, zu packen weiß. Es kann aus jedem Menschen Alles werden, und genügt zuweilen schon die Gewalt des sündigen Gedankens im fortwährenden Selbstbewußtseyn, ihn aus der Versuchung zur verderblichen That hinabzuziehen. Wir können nicht für den Gedanken haften, ist wohl wahr; aber es entsteht doch nur aus ihm ursprünglich alle Sünde, die wie ein Samenkorn, das der Wind auf einen fremden Acker weht, wer weiß woher? von selber kommt, und darum sind auch die Gedanken fürchterlich, weil wir, wo wir eines ihrer Körner niederfallen sehen, besorgen müssen, daß es trotz unseres Gegenwillens, der den Acker vielleicht eher auflockert als festtritt, aufgehen werde.

Der gegenwärtige Gedanke ging in Theophils Seele auf, ohne daß er, wenn auch nur im Scherze, den Vorsatz gefaßt hätte, ihm zu folgen und er brach mit dem Sonntagmorgen auf, die verrufene Teufelsstätte zu besuchen.

Er wanderte, einem einsamen Pfade entlang, durch Tannenwaldung aufwärts, bis er den beschränkten Gesichtskreis der kahlen Hochebene erreichte, hinter der

sich die Thalfläche ausbreitete und das Geläute des Frühgottesdienstes mit seinen ersten Tonwellen an die Berge schlug.

Die Dörfer wurden immer länger, und die von einzelnen Ebereschen, Birken und Föhren umstellten Häuser mit den weißlich glänzenden Schindeldächern sparsamer auf den hellgrünen Triften, über die die Sonne lange Schatten warf. Die Gegend streckte und dehnte sich Hügel auf und nieder und blieb auffallend gegen das Wachsthum in der Ebene zurück. Bergteiche, Torfstechereien zeigten sich, wandernde Harfenmädchen, ihre Harfen in weiße Tücher geschlagen, gingen vorüber. Das Land ward stiller und ein Schmetterling flatterte, über Theophils Schatten erschreckend, empor, der ihn auf seinem Grashalme anstieß. Es war als wagte kein Vogel, kein Lüftchen den Ernst dieses hohen Gebirges und seine Feier des kurzen sonnenglühenden Sommers zu stören. Es war so schreckhaft umher, wie es nur in dem nervenangreifenden Mittagssonnenbrande, nimmermehr um Mitternacht seyn kann. Man hätte, wie in der Finsterniß, die Gesetze studiren können, nach denen die Phantasie ihre beängstigenden Trugbilder gestaltet und den Schein der Wirklichkeit für sie entlehnt.

Gegen elf Uhr erreichte Theophil ein Dorf, in dessen Nähe das Ziel seiner Wanderung lag. Er beschloß in der armseligen Schenke auszuruhen und bestellte ein Mittagsbrod.

Bis hierher hatte er sich in der Aufregung des Schmerzes befunden, die eine Linderung des Unglücks ist. Er genoß das Poetische desselben, das als der Anfang des Unglücks der gleichfalls poetischen Ergebung gegenüber steht, die der Seele zufällt, sobald ihre Last ihr entnommen werden soll. In der Mitte zwischen beiden Gefühlen liegen die wirklichen Leiden und Kämpfe, die keine Erhebung über sich zulassen und, wo sie nicht zerstören, nur mit ausdauernder Kraft zu bestehen sind.

Theophil schmeckte sie in ihrer ganzen Herbigkeit und es vereinigte sich in der unwirthlichen Schenkstube alles was das Leben Unpoetisches hat, ihn zu ernüchtern: Unfreundlichkeit, moralisches und körperliches Elend der Bewohner, eigene Abspannung und Ermüdung, Unbehagen an der schlechten Kost. Seine noch übrige geistige Scheinkraft war im Nu verweht und die tiefste Niedergeschlagenheit setzte ihre scharfen Zähne in sein Bewußtseyn.

Die nächsten unerträglichsten Folgen des Bankerottes stellten sich seiner Anschauung nackend dar: die Handlungsweise der Gläubiger, der Verlust seines guten Namens, die Nothdurft seiner Lage, die Kränklichkeit, die Klagen seiner Frau, das unerquickliche, freud- und fruchtlose Leben, das er mit ihr weiter führen müsse. Aber auch die Vorstellung seines Unrechts gegen sie, die Pflichten die er ihr von jeher unerfüllt gelassen, der Leichtsinn seines Lebens schwoll wie eine

Sündfluth um ihn empor, die jede beſſere Kraft in ihm ertränkte. —

Er verließ den Ort und ging als ein anderer Menſch weiter. Ein Schäferknabe der auf der Trift bei ſeiner Heerde die abgefallenen Baumblätter zuſammenharkte, wies ihn in der Richtung zurecht, wie die Sonne Schatten warf. Er befand ſich bald in der feuchten Schlucht und hörte nur noch aus der Ferne die Glöckchen der Schafe. Er kletterte über Blöcke, heiſeres Rabengekrächze drang aus dem Dickicht, und er ſtand keuchend oben in dem Zugwinde, indem er ſich den kalten Schweiß von der Stirn trocknete.

Mit dickem Mooſe bedeckt lag der verrufene Stein, vereinzelt zwiſchen Bäumen, an einem thurmhohen Abſturze vor ihm, hinter dem wieder düſtere Waldung aufſtarrte, die hier wie dort ſo einſam war, daß wenn ſich einmal zwei Menſchen darin begegneten, ſie ganz gewiß vor einander erſchrecken müßten.

Theophil verweilte hier in Gedanken ſtundenlang, derweil er in ſpöttiſchem Leichtſinn einige Zeilen niederſchrieb, und als er auf ſeinem Heimwege die rauheſte Gegend wieder hinter ſich hatte, ſank die Sonne auf den Rand des ebenen Pfades vor ihm nieder und überzog ihn mit röthlichem Lichtſchimmer. Sie blendete ſeinen Blick und warf ſeltſame Schatten von dem am Wege liegenden Geſteine und den hohen Tannen, die nach unten zu mit immer breiteren Zweigen bewachſen, lange Regen- oder Trauermäntel umzuhaben

schienen. Der Nord blies scharf und wehte gleichsam den Schatten des Wanderers hin und her. Dunkle Windwolkenstreifen zogen sich den Abendhimmel entlang und die Mondsichel umgab ein Hof von Dünsten.

Theophil sprach unterweges viel und laut mit sich. Der Luftzug hat die meisten seiner Worte verweht und nur Bruchstücke sind vernommen worden. Was ist der Teufel? das was in meinem Herzen lebt und sich regt, was mir den Muth, die Lust gibt da zu seyn, der Trieb mich zu erhalten.

Ich fühle mich unglücklich und rufe den Teufel an mich zu erlösen, weil ich eben so wenig die Kraft, das Unglück zu ertragen, als es von mir abzuwerfen habe und erwarte von der Lebenskraft außer mir Hülfe, die nicht unmittelbar durch mich selbst erzeugt wird. Ich will die Hülfe vom Irdischen, weil ich Gott nicht fasse. Ich fühle mich in meinem Daseyn beeinträchtigt und will zur unerläßlichen Entfaltung meiner Kräfte gelangen. — Wenn nun aber mein Leben von diesem Bande abhinge, woran ein wohlthätiges Geschick es gefesselt hat? Wenn es einzig und allein dadurch abgehalten würde, in den Abgrund der Vernichtung zu sinken? Ich werde es dereinst nur allzuspät erkennen, daß dieser Trieb die Stimme des verlockenden Teufels in mir war. —

Es thut Beschränkung hienieden jedem Menschen Noth und erheischt nur die Stimme der Hölle in uns, das Schicksal wie einen Graben zu überspringen. Es

ſpiegelt uns allein ihr Lug und Trug dahinter ein verheißenes Land vor, derweil darüber hinaus nur ſie ſelbſt, ein unbegränztes Chaos zu finden iſt. Das Gute und Himmliſche erſcheint dem Menſchen, offenbart ſich ihm auch in der Moral wie in der Kunſt und allenthalben nur in der Beſchränkung. Schütteln wir im Leben alle Feſſeln von uns ab, ſo ſind wir geiſtig und leiblich verloren. Sobald wir nichts im Leben mehr zu bekämpfen haben, fallen wir nach und nach der unterirdiſchen Macht anheim. Entäußern wir uns gewaltſam deſſen, was uns doch ſo oder ſo als unſer eigen angehört, ſo wiſſen wir nicht, ob wir dies in der Rückwirkung nicht bitter bereuen werden. Auch in dem Leben des Einzelnen wie in dem der Staaten muß das hiſtoriſche Recht als hochwichtig anerkannt werden. Hoffnungen, die auf den Tod geſetzt, ſind dem Leben niemals in Erfüllung gegangen! —

O pfui, des Kleinmuths, der Schwäche, die davor zurückbebt zu handeln, wo es das Leben gilt. Hätten von jeher alle Menſchen ſo gedacht, es wäre nie eine That geſchehen. Wage wenn du gewinnen willſt! Man ſoll das Irdiſche auch nicht überſchätzen, und wer es nicht im Augenblick von ſich wirft, vermag kein höheres als ein irdiſch beſchränktes Glück zu erwerben. — Was iſt denn die Aufgabe des Lebens anderes, als dem was man iſt oder ſeyn muß, ſich ganz und ungetheilt hinzugeben? Ich erwarte von dem was ich thun will, mit meiner irdiſchen Beruhigung,

das höchste Glück der Sterblichen, deren Unsterblichkeit nur Thoren behaupten. Wissen wir vor diesem Leben nichts von uns, indem wir als die Spitze des Natürlichen aus Pflanze und Thier herauswuchsen, warum sollten wir nach ihm mehr von uns wissen, warum kein Ende haben, da wir einen Anfang hatten? Können wir als Material der Zeit und des Raumes nicht schon auf unzähligen Welten denselben Lebenslauf durchgangen seyn? Und ist diese einfache Lehre nicht so viel wahrscheinlicher als alle philosophischen und theologischen Spitzfindigkeiten, womit sich Gelehrte und Ungelehrte täuschen? —

Die Spinne der Hölle zog also immer engere Kreise um ihre Beute, und man sieht wie der Teufel bereits wirklich half, es mochte nun auf Theophils Ruf oder aus freiem Antriebe geschehen!

In den ersten Wochen nach jener Erklärung sprach Theophil mit seiner Gattin mehreremale über seine Lage und machte sie absichtlich von allen Seiten mit der Ueberzeugung vertraut, daß ein unabwendbares Aeußerstes ihnen nahe. Er dachte nicht daran, ihr seine eigene Trostlosigkeit zu verbergen und schien beinahe zu versuchen, wie weit die Schwungkraft ihrer Seele reiche, ob er deren Grenzen nicht ermessen oder überschreiten könne, ohne eine Schuld auf sich zu laden, so schonungslos schüttete er das volle Maaß des Jammers über sie aus. Ihre Erfahrungslosigkeit erlag einer Bürde, deren halbe Schwere sie noch nicht

erwogen hatte, und in ihrer Verzweiflung hatte Theophil den Muth, den auf deren Kehrseite geprägten Gedanken des Todes auszusprechen.

Henriette erschrak allerdings, als sie das erstemal das bleiche Wort vernahm. Da ihr indessen das einzige Schutzmittel gegen Anfechtungen dieser Art, in ihrer Kindheit nicht tiefer eingeimpft worden war, als dies in der Erziehung gegenwärtig Sitte ist, mußten Theophils wiederholte Anspielungen auf ein freiwilliges Abwerfen einer unerträglichen Last am Ende ein geneigtes Gehör in ihrer noch nicht zur Freiheit durchgebildeten Seele finden.

Henriette war, wie so viele Menschen, darum schwach, weil sie ihre Kräfte nie geprüft hatte, und scheute sich vor jeder brechenden Anstrengung. Sie wäre außerdem gewiß erstarkt und hätte größere Energie entwickelt als ihr zuzutrauen war.

Je näher unterdessen Theophils bürgerliches Verderben rückte, desto häufigere Unterredungen hatte er mit ihr über die Frage, die sie sich zum erstenmale übereinstimmend mit ja beantworteten; ob sie sich in letzter Gemeinschaft das Leben nehmen sollten.

Ob Henriette dabei nur von seiner wahren oder unwahren Schwermuth angesteckt worden war, oder das seltene Glück, Theophil mit ihr zufrieden zu sehen, sie zu dem Glauben bekehrte, nur auf diesem Wege wahrhaft mit ihm verbunden zu werden, vermögen wir nicht zu entscheiden und vielleicht war es das

Eine wie das Andere, was ihre geringe Willenskraft zu der verzweifelten That aufbot.

Es ist schon der Vermischung von Scherz und Spiel mit jeglichem Ernste in Theophils Leben gedacht worden, deren bezeichnendstes Merkmal ein altes Gelüsten war, immer etwas Werthvolles, ein kostbares Geschirr, wichtige Dokumente, Papiergeld, einen edlen Kleidungsstoff und dergleichen zu vernichten, und es schien auch gegenwärtig daraus der empörende Leichtsinn erwachsen zu seyn, mit dem er daran ging, zwei Menschenleben mit einemmale hinzuopfern. Es war ihm in gewissen Stunden immer noch als sey Alles nur ein Traum oder eine Kurzweil, und könne das Leben trotz aller Mißverhältnisse zu ertragen, die Katastrophe mit einer etwas dreisten Stirn zu überstehen seyn.

Er hörte freilich mit seinen Versuchen, sich Geld oder Credit zu verschaffen, um für den Augenblick der Verlegenheit zu entgehen, auch nicht auf; da aber alle Hülfsmittel nach wie vor erfolglos blieben, mußte seine Zahlungsunfähigkeit mit dem letzten Tage des Monats zur öffentlichen Kunde gelangen.

Es war sonderbar, daß seitdem der Entschluß der Gatten feststand, Theophil sich Henrietten unwillkührlich näherte und zufriedener als jemals mit ihr wurde und es sind wohl solche Idiosynkrasien der menschlichen Natur nie völlig zu erklären. Indessen gefiel ihm vielleicht an ihr die Consequenz der Entschlossenheit, die sie endlich einmal bezeigte und daß er sie nicht

ſchwach, nicht weinen ſah. Sie war in dieſen wenigen Wochen auch ſo anleitend ſtark für beide, wie ſie als ſeine Frau hätte immer ſeyn müſſen.

Henriette hatte den Tag beſtimmt, der der letzte ihres Lebens ſeyn ſollte. Die letzte Woche verging. Der letzte Tag, die letzte Nacht brachen an, in der beide in dem Teiche unweit Henriettens Wohnung ſterben wollten.

Sie hatten, jedes allein in ſeinem Schlafgemache, die Stunde der Mitternacht erwartet. Henriettens Dienerin ſchlief ſchon längſt. Es ſchlug an der Wanduhr in der Hausflur zwölf. Sie fanden ſich auf dies Zeichen zuſammen. Theophil erfaßte Henriettens zitternde Hand, keines ſprach ein Wort. Sie machte die Hausthür leiſe auf und zu. Sie ſtanden in der Nacht. Nichts regte ſich. Alles war finſter. Kein Stern am Himmel, den ein dünner Wolkenſchleier bedeckte. Henriette trug ein weißes Kleid, das bloße Haar in Flechten, ein kleines Leinentuch um den Hals geſchlungen, Theophil führte ſie ſchweigend an der Hand.

Am Rande des Teiches ſtrauchelte Henriettens Fuß über eine Baumwurzel. Sie bebte krampfhaft zuſammen, ſenkte die Stirn auf Theophils Arm und ließ die Schwere ihres Körpers einige Augenblicke auf ihm ruhen. Sie blickte vergeblich nach einem Sterne zum Himmel auf. Nur noch einen Augenblick, flüſterte ſie und ſank auf eben der Bank zum Sitzen nieder, wo ihr die einſamſten und troſtloſeſten, wenn auch ruhigſten Stunden ihres Lebens verfloſſen waren.

Theophil kniete vor ihr und legte sein Haupt in ihren Schooß.

Sie brach in ein muthloses aber stilles Weinen aus, faltete und wand die Hände und sah verzweifelnd gen Himmel. Sie bestand den letzten Kampf. Theophil schluchzte hörbar.

Sie ermannte sich und sagte: So lebe denn wohl Theophil, zum letztenmal, vielleicht auf ewig! Vergib mir was ich an Dir gefehlt habe. Gott weiß, ob es geschehen ist, ohne daß ich es gewußt und gewollt. Ich vergebe Dir von Herzen, wie Du mich gekränkt hast. Vielleicht erfahren wir dort oben, warum wir verbunden seyn mußten. Sie preßte seine Hände in ihre, schloß ihn in ihre Arme, ihre kalten Lippen ruhten auf den seinen. Er drückte sie wie wüthend an sich. Lebe wohl! stöhnte er.

Sie wand sich mit Ruhe aus seinen Armen, und kniete um zu beten nieder. Er stürzte mit dem Angesicht zu Boden.

Als Henriette sich wieder erhob und den erloschenen Blick auf den Teich richtete, leuchtete ihr aus der dunklen Wasserfläche ein Stern entgegen. Also doch nicht ganz verlassen! sprach sie lächelnd: da drinnen ist für mich Licht. So sey es denn. Komm, Lieber, ich bin bereit.

Theophil riß sich in die Höhe und trat ans Ufer. Er reichte ihr die Hand. Sie sah ihn mit einem unaussprechlichen Blick der Liebe und Ergebung an. Er

ſchauderte als ihn ſein Auge faßte, wendete ſich zu dem Waſſer und ſtürzte hinein. Sie ſank ihm an ſeiner Hand nach. Die Fluth ſpritzte über beide empor, brach in hohen Wellen zuſammen und — ſie verſchwanden.

Ein Augenblick, — alles ſtill — wieder einer — ein dritter, und die beiden Geſtalten tauchten in der Mitte des Teiches auf: die eine in wilder kräftiger Anſtrengung, die andere erſterbend, mit den ſteifen Armen um ſich faſſend. Sie ergreift mit der einen Hand den Arm des Andern, die Hand ballt ſich daran feſt — ein verzweifelter Ruck befreit ihn: ſie verſinkt weiß, ſchwer, langſam, ſtarr zum andern- und letztenmale.

Das geſchloſſene Auge der mit der Fluth ringenden Geſtalt ſchlägt ſich wieder auf und ſieht die Sinkende, das Ohr meint einen Namen geiſterhaft über das Waſſer gurgeln zu hören. Wie in wahnſinniger Haſt greift ihre Hand nach dem Saume des naſſen weißen Gewandes. Es iſt zu ſpät, ſie greift ins Waſſer.

Der Stärkere ſchwimmt mit äußerſter Kraft ans Ufer, wo er ſich empor klammert und bleibt regungslos halb im Waſſer liegen.

Henriette hatte ihre Sorgen in den Teich wie in die Pfühle eines Bettes begraben. Ach, und der Arme, der ſich nur auf die Dielen betten kann, — in die Arme des ewigen Schlummers — ohne daß er Schlaf und Ruhe findet — hier in dem Waſſer fände er ihn gewiß — und er verſchmäht ihn! —

In der Frühe des andern Morgens fanden auf die Felder gehende Bauern Theophil noch an derselben Uferstelle liegen und sahen Henriettens Leiche auf dem Wasser schwimmen.

Sie schafften beide nach ihrer Wohnung, wohin Leute strömten und stellten Rettungsversuche an. Bei Henrietten erkannte man bald, daß sie vergebens seyen, da sie nicht mehr war. Theophil ward mit leichter Mühe wieder zu sich gebracht.

Man bestürmte ihn von allen Seiten mit Fragen und Erkundigungen. Er blieb stumm, starr, unempfindlich auf einem Ruhebett in Henriettens Zimmer liegen, wohin man ihn in der Verwirrung zuerst gebracht hatte. Sein unverwandter Blick hing an dem Armstuhl, Fenster, Arbeitstische, wo sie gesessen.

Man schaffte Theophil in einem Wagen nach der Stadt, und fragte ihn, ob er zuvor noch Henriettens Leichnam sehen wolle? Er verneinte es mit einer Geberde des Entsetzens.

In der Stadt nahm seine Angelegenheit den gewöhnlichen Rechtsgang und gab er die äußeren und inneren Umstände der Wahrheit gemäß an. Er gestand, daß er sich mit seiner Gattin, um seines zerrütteten Vermögens willen, das Leben nehmen wollen und durch seine vor Jahren erlernte Schwimmkunst, der er ganz uneingedenk gewesen, im Augenblicke des Untersinkens gezwungen worden sey, sich zu retten.

Das tragische Ereigniß mußte wohl in Stadt und

Gegend das größte Aufſehen machen. Indeſſen kam an Theophils Wahrhaftigkeit kein Zweifel auf und da aus Henriettens letztem Willen erhellte, daß ihr Tod ein freiwilliger geweſen ſey, konnten die Gerichte nichts gegen Theophil unternehmen und ſprachen ſie ihn nach langwierigen Berathungen von jedem criminellen Verdachte frei.

Der über ſeine Handlung eröffnete Concurs nahm dagegen eine ſo bedenkliche Wendung an, daß der perſönliche Groll einiger Gläubiger gegen ihn Theophil die Ausſicht eröffnete, ihren Verluſt Jahre lang im Schuldgefängniſſe abzubüßen.

Er hatte ſich auch ſchon auf dieſes herbe Schickſal als auf ein unvermeidliches gefaßt gemacht, als mit einemmale ein wunderbarer Glücksfall die Lage der Dinge umgeſtaltete. Es traf wenige Wochen nach jener Kataſtrophe eines Morgens ein Kurier in dem Handelsplatze ein, der Theophil die Nachricht überbrachte, daß auf eines ſeiner Looſe in einer auswärtigen großen Lotterie der Hauptgewinn gefallen ſey.

Was für einen Eindruck dieſe Zeitung auf ihn machte? — Er ſprach danach kein Wort und warf nur den Kopf mit einer entſprechenden Handbewegung in die Höhe.

Seiner Freiheit zurückgegeben, blieb er nach wie vor von aller Welt geſchieden und legte das große Vermögen, das er nach der Bezahlung ſeiner Schulden und der Koſten des Prozeſſes übrig hatte, in Staats-

papieren an, mit denen er einige Zeit darauf Stadt und Land verließ.

Es vergingen Jahre und hatte keiner von Theophils ehemaligen Mitbürgern wieder von ihm gehört oder von seinem Schicksale gesprochen, als eines Sommers unter seinen Bekannten verlautete, er sey wieder in der Nähe und lebe in nichts weniger als glänzenden, wenn auch nicht dürftigen Umständen in demselben Landhause, wo vor ihrem Tode seine Frau gewohnt habe.

Es wollten ihn einige Befreundete aus Theilnahme oder Neugierde besuchen, ohne daß sie in seine Gegenwart gelangten. Ein alter Mann, der ihn bediente, wehrte ihnen den Zutritt und bedeutete sie, daß es der Wille seines Herrn sey, keinen Menschen zu sehen. Sie mußten von ihren Versuchen abstehen und erfuhren nur von den umwohnenden Landleuten, daß er sich, in tiefe Schwermuth versunken, tagelang im höheren Gebirge herumtreibe, keinen Gruß, keine Anrede der ihm Begegnenden erwiedere, und in der Nähe wohl von dem einen oder andern späten Wanderer, zur Nachtzeit an dem Teiche wahrgenommen worden sey. Von diesem Bescheide wohl oder übel zufrieden gestellt, kehrten die guten Freunde nach der Stadt zurück und es würde wahrscheinlich bald aufs Neue Jedermann den Unglücklichen vergessen haben, wenn nicht, als eine

abermalige ihn betreffende Neuigkeit, sein gewaltsamer Tod von ihm zu reden gegeben hätte. Um von diesem etwas umständlicheren Bericht zu erstatten, treten wir als Augenzeugen dabei auf.

In jene oben erwähnte Schlucht, an deren schroffste Wand sich der verrufene Teufelsstein lehnte, mündete gegen Süden ein so lieblicher Wiesengrund, wie sich deren wohl in den rauhsten Gebirgen, von Boden und Lage begünstigt, vorfinden.

Die Berglehne war einerseits mit jungen Bäumen, anderseits mit Trift und Haberfaat bewachsen. Ein kleiner Mühlbach rann im Grunde über blumigen Rasen und in dem Hofe der einsamen Mühle lag gewöhnlich ein weißer Ziegenbock, der sich wie ein Wächter forschend umsah. Ein schwarzer Hund hinter ihm an der Kette bellte auf die Vorübergehenden. Seitwärts sah man durch ein Mauerloch in das Getriebe des einzigen Rades, wie die feuchten schwarzen Speichen sich unermüdlich drehten. Auf der Mauer wuchs Moos und Klee.

An dieser Stelle pflegte Theophil auf seinen Ausflügen in die Gegend des Teufelssteins, zu der ihn eine unwiderstehliche Sehnsucht, sich alte Erinnerungen anzufrischen, zog, nicht selten zu verweilen. Zu dem Teufelssteine selbst verstieg er sich nie, weil seine Einbildungskraft vor dem Anblicke zurückschauderte. Im Allgemeinen kam er auch nur dann in das Gebirge, wenn die Angst, die sich ihm in reinerer Luft entlud,

oder in geringerem Grade ihn an seine Wohnung fesselte, ihn in der Ebene nicht mehr litt.

Eines Tages lag er auf der Anhöhe, an einer ausgehauenen Stelle, zwischen Baumstumpfen. Ihm zur Seite die Mühle, unter seinen Füßen in einer Senkung schilfiges Moor, entweder aus verfaulten Wurzeln entstanden, oder ein begrabener Teich. Er lauschte auf das Geklapper der Mühle, das ihn wie das Geräusch der Welt bedünkte, und es war ihm ein behagliches Gefühl, sich, fern davon, in gedankenloses Hinbrüten wiegen zu lassen. Singvögel umzwitscherten ihn, er hörte sie so wenig wie die Mücken, die ihm die Ohren umsummten und ins Gesicht stachen.

Er vegetirte im Grase als Pflanze oder Insekt. So war ihm wohl. Dieser Zustand war in der krankhaften Aufregung seiner Gefühle und Gedanken seine Rettung. Er nahm aus dem Maiblumenkraute einen todten Käfer und spielte mit ihm. Die kleine Leiche klebte an seinen Fingern. Er war so reizbar geworden, daß er sie mit Entsetzen von sich warf. Sein Blick fiel auf einen eingegangenen, blätterlosen Baum, den einzigen seiner Art, in der grünen Lebensfülle. Er rief in der Verzweiflung aus: das bin ich!

Er konnte sich nicht einmal mehr an der todten Natur von den unablässigen Foltern erholen, die er seiner Einbildungskraft anthat.

Er sah gen Himmel, der mit dünnen weißen Wolken überzogen war: wie hätte er ihn trösten sollen!

Er konnte nicht mehr an dem Orte ausdauern. Es trieb ihn unstät weiter.

Er sprang auf und wollte vollends den Berg erklimmen.

Da gewahrte er in der Habersaat auf der gegenüber liegenden Anhöhe ein altes Weib, das Disteln jätete und dazu einzelne in der stillen Luft weit hinschallende Worte für sich sprach.

Er horchte auf die Stimme, die ihm bekannt vorkam. Sie drehte sich um, richtete sich in die Höhe und sah ihn an. Er erkannte sie mit einem Aufschrei. Es war ihm als habe ihn die Alte höhnisch angelacht und ihm gedroht. Er hatte sich aber wohl getäuscht, da sie ihn weder zu sehen noch seinen Schrei gehört zu haben schien. Sie ging mit ihren Disteln in der Schürze weiter, der Gegend des Teufelssteines zu und begann ein schauriges Lied zu singen.

Theophil zauderte einen Augenblick, und stürmte ihr schon in dem nächstfolgenden durch den Wiesengrund über die andere Höhe nach, wo er zwischen den Tannen verschwand. Er spähte im Walde lange Zeit vergebens der Bäurin nach und wähnte bald hier bald da ihre Stimme zu vernehmen, bis er in der höchsten Ungeduld und Erhitzung unversehens den Teufelsstein erreichte.

Hier saß die Alte am Boden und sah ihn steif und fest, als ob sie ihn erwartet habe, an.

Er stürzte auf sie zu und . . . . was beide mit

einander redeten, dürfte uns vor der Hand unverständlich seyn. Es genüge uns, daß bald nachdem Theophil die Unbekannte angeschrien hatte, ihr Gespräch ernst und lebhaft ward. Die Alte begegnete ihm mit Bitterkeit, und Theophil, der noch schärfere Wuth zu verbeißen als zu äußern schien, vergalt sie mit Verachtung.

Mit einemmale entfielen ihr, unter einem häßlichen Grinsen, dumpfe Worte, die Theophil wie einen Donnerschlag zerschmetterten. Die Alte trat auf ihn zu und hielt ihm einen mit Blut geschriebenen Zettel unter die Augen, den er an Inhalt und Unterschrift wieder erkannte.

Es war eine Aufforderung an den Teufel, ihn von seiner Gattin zu befreien, die er bei seinem ersten Besuche des Teufelssteines im Frevelmuth abgefaßt und in einer Spalte des Felsblocks verborgen hatte.

Die Alte sprach wieder auf sein Schweigen ein und schien ihm einen Vorschlag zu thun. Er verneinte ihn mit einer heftigen Handbewegung. Sie brach in Schmähungen und Drohworte aus und wollte sich ungestüm von ihm entfernen, um ihn mit dem Blatte vor Gericht anzuklagen: er habe den Tod seiner Frau mit verbrecherischer Absicht herbeigeführt.

Darüber verlor Theophil seine gewaltsame Fassung und warf sich, wie außer sich, auf das Weib. Er packte sie mit zügelloser Wuth, wie um sie zu zerdrücken und schien sich des Zettels in ihrer zugeballten

Hand bemächtigen zu wollen. Sie wehrte sich, suchte sich ihm zu entreißen und es entspann sich zwischen ihnen ein Ringen, das, da es sich unmerklich dem Abgrunde näherte, auf Leben und Tod abzuzielen schien. Eine gewaltsame Bewegung Theophils stürzte beide in das Thal hinunter. — — — — Als der Müller einige Stunden später in Geschäften durch die wilde Schlucht ging, fand er die Körper der Zerschmetterten vor. Die Alte, die in seinem Hause wohnte, war schon todt. Theophil lebte noch; schien aber tödtlich verletzt zu seyn. Sie wurden nach der Mühle geschafft und Theophil aller mögliche Beistand geleistet.

Der Pfarrer des Dorfes, wo er wohnte, der einzige Mensch, mit dem er in der Gegend umgegangen war, so wie sein alter Diener und ein Wundarzt kamen an, und der letztere untersuchte und verband den Schaden, den er für unbedingt tödtlich erklären mußte.

Theophil lächelte über diesen Ausspruch wie erleichtert und bat die Anwesenden, ihn zu einer langen Unterredung mit dem Priester allein zu lassen. In derselben beichtete er dem würdigen Manne seine Schicksale und Sünden und empfing von ihm die Tröstungen der Religion in der vollen Ueberzeugung, daß der Zustand seiner Seele ihn zur Seligkeit vorbereite.

Er starb noch in der nämlichen Stunde und ward nach seinem Tode, wie er es verlangt hatte, neben Henrietten beerdigt. Von Papieren fand sich in

seinem Nachlasse nichts, was über sein Leben hätte Aufschluß geben können.

Der Rest seines Vermögens ward, seinem letzten Willen gemäß, dem Pfarrer überantwortet, der ihn zu frommen Zwecken verwenden sollte.

Ueber seine übrigen uns noch unbekannten Begebenheiten, die die Lücke von dem Tode seiner Frau an bis zu seinem eigenen ausfüllen, haben wir von dem Geistlichen, der sie aus seinem Munde gehört hat, das Nachstehende vernommen.

Als ein reicher Mann zwar, aber doch als wie ein armer Mann ging Theophil damals bei Nacht und Nebel von dannen! Er lebte anfangs besinnungslos in den Tag hinein, ohne zu wissen, weßwegen er noch da war und ließ erst nach und nach die Gewalt der Zeit und Alltäglichkeit seine Vergangenheit in Schleier hüllen. Er hatte den Geschmack an einem stillen einförmigen Leben verloren und hielt nur kurze Zeit an einem Orte aus. Zuletzt trieb ihn seine Unstätigkeit in andere Welttheile und hatte er das Unglück, dem Machthaber einer kleinen kriegführenden südamerikanischen Republik verdächtig zu werden, der ihn in seiner Hauptstadt einkerkerte und Jahre lang bis zu seinem Sturze der Freiheit beraubt hielt.

Theophil hatte während seiner Gefangenschaft in gewisser Weise volle Muße, seinem Schicksal nachzudenken und die Lust und Liebe zum Leben erwachten wieder in ihm mit solcher Stärke, daß er nach seiner

Befreiung keinen Augenblick zögerte, seinem Verlangen nach einem festen nützlichen Berufe nachzuleben und sich mit Ernst und Eifer einem Stande zu widmen, den er erst in den großen Welt- und Seehandelsplätzen hatte von der rechten Seite kennen lernen.

Er schiffte sich voll regen Muths nach Deutschland ein, ließ sich daselbst in einer nördlichen Handelsstadt nieder und fing mit einem neuen Geschäfte ein neues Leben an.

Sein Vermögen hatte zwar durch den Aufwand und die Unfälle seiner Reisen einen großen Stoß erlitten. Seine Thätigkeit und sein tüchtiges Wesen verschafften ihm aber Credit, den seine gelingenden Unternehmungen befestigten und hoben. Theophil war mit seinen Erinnerungen eine Art von Vergleich eingegangen und hatte vor ihnen Ruhe, weil er, ohne an sich selbst zu denken, seinem Handel lebte. Er meinte wohl auch, er habe seine Vergehungen an Henrietten abgebüßt und dürfe hoffen, daß das Schicksal ihn nicht in alle Zeitlichkeit die Folgen eines einzigen Mißverhältnisses werde tragen lassen. Er vergaß seiner Vergangenheit ganz und gar und ward als ein heiterer, liebenswürdiger, geachteter Mann von aller Welt gern gesehen.

Da lernte er eines Tages ein junges Mädchen kennen, das augenblicklich nur einen anmuthigen, keineswegs tiefen Eindruck auf ihn machte. Sie war schön, frisch, weiß, schlank und zierlich und bezauberte,

zumal bei ihrer Jugend mit diesen Vorzügen aller Männer Herzen, indem ihr nur bei Theophil der Umstand ihres lebhaften Temperamentes Eintrag that, den andere an ihr am höchsten schätzten. Er konnte sich der ihm von früher anhangenden Verdorbenheit seines Geschmacks nur nach und nach entledigen. Je öfter er die liebliche Marie sah, die als eine elternlose Waise bei Verwandten wohnte, desto mehr gingen ihm von Tag zu Tage die Augen über sie auf.

Die zunehmende Erkenntniß ihrer innersten Natur erfüllte ihn zuerst mit Freundschaft für sie und der Einklang ihres Wesens, der sie wie eine gesunde, reine Atmosphäre umgab, hauchte seinem Gefühle immer höhere Wärme ein.

Wie zart weiblich und gefühlvoll sie war, und wie ihre Empfindungsfähigkeit sich nie in Seufzern und Worten Bahn brach, sondern ihren liebreizenden Körper ganz durchdrang und beseelte! Wie so ganz von Henrietten verschieden war Mariens Weichheit, die bei jener aus Schwäche, bei dieser aus Zärtlichkeit hervorging, ihre männliche Charakterstärke, deren Stelle bei jener Krampfhaftigkeit vertrat! So muß das Weib seyn! rief Theophil bei sich aus: stark in Zartheit, so wie umgekehrt der echte Mann zart in Stärke ist. Theophil liebte Marien bald auf das Zärtlichste und erprobte die Reinheit und Echtheit seines Gefühls daran, daß in ihm alle und jede Kraft der Seele aufging. Ein unerklärliches Etwas in Mariens Zügen,

das ihn zuweilen ſtundenlang wie mit einem Banne zwang, ſich in ihren Anblick zu verlieren, entzündete ſeine Liebe ſelbſt zu einer faſt dämoniſchen Leidenſchaft. War es eine Erinnerung? eine Aehnlichkeit? Er wußte es ſich, wie oft er auch darüber nachſann, nicht zu ſagen.

Marie liebte ihn ſo zärtlich wieder wie er ſie, er ſagte ihr, was ſie ſchon wußte, ſie verhehlte ihm nicht, was ſie ihm nie verhehlt hatte und da auch ihre Verwandten mit Freuden einwilligten, ſtand ihrer Verbindung kein Hinderniß entgegen. Sie wurden Mann und Frau, das eine gewiß zu dem Glücke des anderen.

Glück! Was iſt denn aber Glück auf Erden? Ewig dauern kann es nicht, da die Erde ſelbſt nicht ewig dauert und es iſt ſchon ein augenblicklicher Genuß des Glückes Glück. Wie viele Menſchen genießen es nur in der Erinnerung, Einbildung, Vorſtellung und können zufrieden ſeyn. Das Glück dient eben zu nichts anderem als daß der Menſch die Höhe der Menſchheit erreiche, den Inbegriff des Wortes in ſich zum Bewußtſeyn bringe. Ein irdiſcher Augenblick genügt dazu und den erlebte Theophil in keinem eingebildeten, erträumten, in einem lebendigen, wahrhaften Glück. Der Augenblick vorüber — ſo ging das Glück wie es gekommen war. Und was vertrieb es? Eben was es zu einem übermenſchlichen, dämoniſchen gemacht hatte: das räthſelhafte Etwas in Mariens Weſen.

Der Genuß ihrer Liebe, die innigſte Vereinigung und Gemeinſchaft mit ihr, die ihn beſeligte, machte ihm allmälig alles klar und in einer Stunde, in der er ſein Glück kaum noch zu faſſen wußte und der gute Stern ſeines Daſeins kulminirte, hüllte die Erkenntniß ſeine Seele in ihre mitternächtigen Schatten: daß jenes Etwas eine wunderbare Aehnlichkeit mit ſeiner todten Gattin, deren Bild faſt ganz in ihm erblichen, ſey. O, wunderbares Räthſel des Lebens! Hatte er ſie denn geliebt? oder war es nur der Reiz des Todes, was ihn, wie der Blick der Klapperſchlange ihr Opfer, an die Aehnlichkeit feſſelte?

Das war alſo das Gewiſſen, von dem ſo viele Menſchen fabeln, ohne es erkannt zu haben? Das Gewiſſen iſt der innerſte Menſchenkern, von dem es die Beſtimmung unſeres Lebens, die äußere Schale abzulöſen.

Der Kern legte ſich vor Theophil hin und es ſtand darauf geſchrieben: zerbeiße mich, ich bin das Leben. Was in mir, iſt dein ewiges Theil, befreie es von der Sünde deines Daſeyns.

So lange der Menſch ſich ſelbſt verläugnet, mag er es auch wohl mit ſeinem ſchuldigen Gewiſſen thun. Allein ſobald das Leben in uns zu der Ruhe des Glückes ſtrebt, ſteht ihm das Gewiſſen in unabläſſiger Unruhe entgegen, die immer heftiger und ſtärker wird, je echter das Glück iſt, deſſen unantaſtbare Reinheit uns anlächelt.

Tages und Nachts, in seinen allerliebevollsten Träumen, wendeten sich Theophils Gedanken unmerkbar von Marien ab, und gingen aus dem süßen vollen Leben in das düstere Reich der Schatten ein. Kam er wieder zu sich selbst, so erlöste ihn die Wirklichkeit allerdings noch von der Todespein. Sie senkte sich jedoch wie ein erstarrender Reif auf den blühenden Garten seines Lebens nieder und ließ ihn nur an Mariens Herzen die Ruhe finden, die er suchte. Das Bild der Kindlichen, Liebenden, Ahndungslosen, Glücklichen vor seinem innern Auge, durfte der bleiche Schatten der Unglücklichen ihm nur aus der Ferne drohen und da Marie immerdar vor seinem Geiste lebte, sah er Henrietten nimmer, bis seine Ehe etwa ein Jahr bestanden haben mochte.

Zu dieser Zeit war er beinahe nicht mehr fähig, ihr den heimlichen Krebsschaden, der an seiner Seele nagte, zu verbergen. Er traf sie zuweilen nachdenklich, zuweilen in Thränen an, die sie selbst noch für Thränen der Freude hielt und die Enttäuschung rückte langsam näher. Es hätte jetzt unfehlbar zu einer Erklärung kommen müssen, die ihn genöthigt, Marien in die Geschichte seiner Vergangenheit einzuweihen, wenn seinem Leben nicht ein abermaliger gewaltsamer Wendepunkt beschieden gewesen wäre.

Aus überseeischen Landen heimkehrend, kam ein Jugendfreund Theophils, der ihn noch mit Henrietten verbunden gesehen hatte, über seinen Wohnort und

traf auf der Straße zufällig mit ihm zusammen. Der Veränderungen in seinen Verhältnissen unwissend, fragte er nur seiner Uebersiedlung im Allgemeinen nach, als deren Ursache Theophil ungünstige Handelsumstände angab, und da der Fremde schon des nächsten Tages weiter reisen wollte, that er ihm, die Gelegenheit vermeidend, mit ihm allein zu seyn, den Vorschlag, den Abend mit einigen Freunden in einem Weinkeller zuzubringen. Dem Fremden war dies eben recht, da er um gute Gesellschaft verlegen gewesen war, und sie schieden mit der Abrede von Ort und Stunde von einander.

Es ging in dem Keller um die festgesetzte Zeit sehr lebhaft zu und wurden die verschiedensten Handelsangelegenheiten durchgesprochen. Theophil beherrschte die Unterhaltung auf das ängstlichste, um sie nicht auf Dinge fallen zu lassen, die ihm peinlich würden und war nur dabei in so gereizter Stimmung, wie wir allezeit in zweifelhaften Lagen zu seyn pflegen, wo wir immerdar, der Leitung des Zufalls folgend, das Unrechte gethan zu haben meinen. In der Unentschlossenheit, ob er, dem Freunde sein Versprechen haltend, kommen solle, hatte er es von der Stunde überrascht gethan.

Mit einemmale nahm das Gespräch eine unvorhergesehene Wendung und wurden Toasts ausgebracht, die Theophil wohl oder übel eine Weile mittrinken mußte. Am Ende vermochte er es nicht mehr auszuhalten und stand auf um zu gehen.

Es war ſchon ſpät geworden und der Keller bis auf die Geſellſchaft der Freunde leer. Der Wirth ſaß in einem Winkel und ſchlief, die Lichter brannten trübe, in lange glühende Schnuppen verſteckt. Da erwähnte Einer zur Unzeit Theophils Frau, mit der er natürlich nur Marien meinte.

Ja, bei Gelegenheit, Freund! rief der Fremde, indem er, das volle Glas in Händen, ſich erhob: Deine Frau lebt alſo und iſt wohl? — Er konnte nur an Henrietten denken.

Ihr iſt wohl, ſprach Theophil, dem das Blut ins Geſicht ſtieg, haſtig und wollte ſich von der Bank hinter dem Tiſche vordrängen. Die Gläſer und Flaſchen klirrten über den Anſtoß zuſammen und die Andern brachen, ſeinem Beiſpiele folgend, gleichfalls auf.

In dem Moment ging das Kaminfeuer mit dem letzten Kohlenflämmchen aus, das ſich bisher im Verglimmen hin und hergebogen hatte und ſein zitternder Wiederſchein an der Wand gab einer völligen Dunkelheit Raum.

Halt, meine Herren! rief der weinbegeiſterte Freund in die Bewegung und bat um Gehör: Ich bin ein alter Verehrer der Gattin Theophils und darf ihr Angedenken nicht ungefeiert laſſen. Es iſt ſchon ſchlimm genug, daß ich ihrer nicht früher gedacht habe. Ich trinke ihre Geſundheit: Sie lebe! Die Andern, die die reizende Maria liebten und hochſchätzten, ſtimmten

jubelnd in den Aufruf ein, die Flaschen wurden nochmals in die Hand genommen, und alle hielten, unter dem Ruf: sie lebe! Theophil ihre Gläser entgegen.

Theophils bleiche Lippen zitterten vor Entsetzen. Er zögerte. Er hatte keine Wahl. Er wollte eine Erklärung um jeden Preis vermeiden und griff krampfhaft nach dem Glase.

Nun, Theophil, so langsam? rief der Fremde: Henriette lebe!

Die Andern überhörten theils den Namen Henriette, theils achteten sie in der Weinhitze nicht darauf, oder wußten selbst den Namen der schönen Frau nicht.

Sie stießen an: ein allgemeines Geklirr, ein allgemeiner Aufstand. Theophil führte das Glas zum Munde. Seine Lippen setzten an den blutrothen Rebensaft.

Da traf sein rollendes Auge auf die dunkle Wand vor ihm, die, bei der neuen Gruppirung der Anwesenden, hinter ihren Rücken frei geworden war, und indem Einer eines der beiden Lichter mit unsicherer Hand ausputzte und das andere vorsichtiger von der Schnuppe befreite, sah Theophil in der halben Dunkelheit ganz deutlich in der Ecke die Gestorbene sitzen.

Ihre Glieder waren in ein weißes Gewand gehüllt, ihre Züge starr und bleich, unendlich ernst, wie einer Leiche. Sie schlug das geschlossene Auge wieder auf und sah mit den erloschenen Sternen in seines.

Jesus Christus! Henriette! schrie Theophil, mit einer Stimme, die die Anwesenden nie grausiger gehört hatten.

Er hatte so lange noch den letzten Trost gehabt, daß er sich auf Henriettens Bild nicht besinnen können, jetzt gebar es sein Gewissen gespenstisch wieder. Er stürzte in sich zusammen und der rothe Wein, von dem er nur genippt hatte, floß über seine Kleider. Die Umstehenden fingen den Ohnmächtigen in ihren Armen auf und folgten mit ihren Blicken der Richtung, nach der sie ihn hatten starren sehen: sie gewahrten nichts.

Ueber den Aufstand erwachte der Wirth und kamen die Seinigen in die Gaststube, die sich mit Lichtern füllte. Es fragte, rief alles durch einander und Niemand wußte, was er denken sollte. Die Freunde bemühten sich um Theophil, den sie am Ende wieder zu sich brachten. Er schlug die Augen auf; war aber so schwach, daß er weder reden noch sich bewegen konnte. Man schaffte ihn in einer Sänfte nach seiner Wohnung und Einer eilte voraus, Marien vorzubereiten. Dessen ungeachtet erfüllte sie die Nachricht mit den bängsten Ahndungen.

Die in dem Keller Zurückgebliebenen suchten sich vergebens gegenseitig über den Vorfall zu verständigen und wenn Einige von ungefähr den Zusammenhang errathen mochten, waren sie doch klug genug, ihn gegen Niemand auszusprechen. Der Fremde reiste am

andern Morgen weiter, ohne Theophil vorher sehen zu dürfen und die Aerzte beruhigten ihn mit der Versicherung, daß der Abend für dessen Gesundheit keine verderblichen Folgen haben werde.

Theophil blieb von der Zeit an in einem Zustande der Abspannung, der ihn, trotz der liebevollsten Pflege Mariens, nur langsam wieder zu Kräften kommen ließ. Seine moralische Kraft war gebrochen und er konnte sich nicht wieder in das Leben finden. Er sehnte sich nach einer auf die eine oder andere Art vom Schicksale zu verhängenden Aenderung. Marie ahnete ein tieferes Uebel, das ihr noch verborgen sey; wartete aber in äußerer Ruhe Theophils Vertrauen ab und dachte, als er wieder mit ihr ausging und fuhr, nur daran, ihn zu zerstreuen und zu erheitern.

Aus diesem Grunde beredete sie ihn auch eines Tages, wiewohl Beide der Art Bühnenstücke nicht liebten, eine neue historisch-romantische Spektakeloper mit ihr zu besuchen und er befolgte ihren Willen trotz dem, daß ein entschiedenes Unbehagen, das er seinen überreizten Nerven aufbürdete, ihn davon abhalten wollte.

Indem er Hut und Stock in die Hand nahm, kam eine ungewöhnliche Rührung über ihn. Er sah Marien geschäftig, ihren Hut, Handschuhe und Shawl zusammensuchen, und bei dem Gedanken an all die Liebe, Treue und Sorge, die sie für ihn gehabt, wollte sich ihm vor Schmerz das Herz umwenden.

Jedoch bezwang er sein Gefühl, als er wahrnahm, wie sie selbst in aufgeregter Stimmung zwecklos Kasten öffnete und schloß.

Was suchst Du noch, Marie? fragte er.

Die Billets, Lieber, antwortete sie leise.

Du denkst nicht daran; die sind nicht in Deiner Wäsche. Du hast sie in der Hand. Komm, laß uns eilen.

Es ist auch wahr, ich Thörin weiß nicht, was ich will. Wohlan denn! sagte sie und trat mit einem freundlichen Blicke zu ihm an die Thür. Doch zitterte sie an allen Gliedern und er sah eine Thräne heimlich aus ihren Augen rinnen.

Marie, geliebtes Weib! was ist Dir? fragte er erschrocken und die Thränen brachen ihm selbst aus den Augen, als er, ihre Hände fassend, sich liebevoll zu ihr vorbeugte.

Sie war bewegt und wollte ihr Gesicht mit ihren Händen bedecken. Da er sie hielt, stürzte sie schluchzend an seine Brust. Er ließ, außer sich über diesen unerklärlichen Schmerz, der doch nur der Wiederhall der Worte seines eignen Herzens war, Hut und Stock fallen und preßte sie in seine Arme. Er nannte sie mit den zärtlichsten Namen und suchte sie auf alle Weise zu beruhigen. Es schien ihm zu gelingen. Sie faßte sich, zuckte nur noch einigemal zusammen und entzog sich, ihre Augen trocknend, seiner Umarmung.

Sie wollte bereits stillschweigend gehen, als sich ihre Blicke noch einmal begegneten. Das zündete wie ein Blitz. Laut weinend warf sich Eines an die Brust des Andern. Mein Theophil! Marie, Marie! waren die einzigen Worte, die sie unter Küssen und Umarmungen gegen einander austauschten. Aber und abermals rissen sie sich inniger an ihre Herzen....

Da schlug die Stubenuhr, die zehn Minuten zuvor ging, die Theaterstunde. Marie hörte es und kam mit der Sorge wieder zu sich, daß diese Aufregung ihm aufs neue schaden könne. Sie grollte sich wegen ihrer Schwäche und entwand sich seinen Armen.

Sie sahen einander selig an, wie in einem andern Leben, drückten sich die Hand und gingen.

Der erste Akt der Oper wurde abgespielt. Die beiden Gatten wußten nicht, was sie sahen und hörten; sie sahen nur eines das andere an und lächelten. Im zweiten Akt kam ein großes Ballet und Feuerwerk vor. Ein rasender Lärm, den theils die verzückten Zuschauer, theils die Teufels- und Leichenchöre erregten, die zwischen Trommeln und Trompeten und zischendem Feuerregen durchtönten, betäubten Theophils Ohr, der Pulver- und Schwefeldampf erstickte beinahe Mariens zarte Brust. Sie wendeten sich mit Unwillen von der Bühne.

Mit einemmale drang das entsetzliche Gebrüll: Feuer, Feuer! durch das Getöse. Es kam von der Bühne und wurde immer vielstimmiger wiederholt.

Die Muſik ſchwieg, man hörte es nicht. Der Aufruhr des Gebrülls in dem überfüllten Hauſe kam dem Gedonner von zehn Gewittern gleich. Es ſchwoll von bloßer Unruhe und Bewegung ſo reißend ſchnell zum grenzenloſeſten Getümmel an, wie der fallende Schneeballen zur Lawine.

Der Vorhang fiel: Feuer, Feuer! kreiſchten zuweilen nur noch einzelne Stimmen aus dem Chaos dahinter und davor. Dicke, erſtickende, ſtinkende, ſchmutzige Qualmwolken quollen heraus, dazwiſchen leckten ſpitze Flammenzungen lüſtern nach der gewiſſen Beute und dehnten und wandten ſich ſie zu erreichen.

Alles drängte und quetſchte ſich nach den Ausgängen. Theophil erſchrak über die Gefahr, in der ſich Marie befand; richtete aber augenblicklich ſeine nur von innen aus gebeugte Kraft empor. Es galt ja ſie zu ſchützen, ſie zu retten!

Seine Loge lag den Ausgängen fern und Marie hatte ſie abſichtlich erwählt, ſeinem leidenden Zuſtande durch die Einſamkeit wohl zu thun.

Theophil beſann ſich auf die Lage der Dinge. Für ſo groß die Gefahr war, erkannte er ſie noch nicht. Die Flamme ſchien wenigſtens auf der Bühne erſtickt zu ſeyn. Er verſuchte mehreremal umſonſt die nach außen gehende Logenthüre zu ſprengen. Das Gedränge war davor zu dicht und wild.

Da ſchlug die Flamme mit verdreifachter Wuth aus dem Boden des Hauſes hervor und verbreitete

sich unglaublich schnell, das Orchester, die unteren Logenwände, die Dielen des Parterres entlang.

Fortan war keine Zeit mehr zu verlieren. Theophil strengte sich mit frischen Kräften an, die Thüre aufzuschieben. Es gelang. Das Gedränge war auf dem Gange nicht mehr so groß, da die Gallerie, von welcher es eine Seitentreppe herabgekommen, allmählig leer geworden war. Er nahm Marien an den Arm und eilte, so gut es sich thun ließ, der Treppe zu. Er hatte deren zwei hinabzusteigen. Marie war sprachlos vor Angst und Schrecken. Sie lebte schon seit Monaten der Hoffnung, ihre Ehe mit einem Kinde gesegnet zu sehen, und Theophil mußte ihrer Lage wegen doppelt Sorge tragen.

Die Glut, der Dampf wurden immer unerträglicher. Marie konnte die Augen nicht mehr öffnen und Theophil war beinahe erblindet. Es ließ sich kaum noch athmen. Bei alledem erreichten sie die erste Treppe glücklich und waren fast zur Hälfte hinabgelangt, als das Gewühl sich ärger und riesiger als je gestaltete.

Ein Schub Menschen, der zu einer Nebenthüre hinausdringen wollte, hatte auf seinem Wege unübersteigliche Hindernisse vorgefunden und lenkte wieder in das allgemeine Gleis ein, indem er mit so erbitterter Heftigkeit vordrang, als er die versäumte Zeit wieder einbringen wollte.

Jetzt drohete allenthalben unmittelbare Lebensgefahr und schlugen, zum Uebermaße des Unglücks, die Flammen in die Treppe aus.

Marien verließen ihre Kräfte und sie war einer Ohnmacht nahe. Sie rief ihrem Gatten zu, sie könne nicht weiter. In einem plötzlichen Zurück- und Vordrängen, das einen Wirbel erzeugte, ward ihm ihr Arm entrissen und drängte ihn die Woge eine Stufe hinab. Er stand auf der letzten Stufe der ersten Treppe und sah den noch dickeren Knäuel auf der Flur zur zweiten vor sich. Er wollte Marien zu ihrer Rettung auf dem Rücken hinabtragen und rief ihr zu, ihm die Arme um den Hals zu schlagen. Er vernahm ihre antwortende Stimme und fühlte die Umschlingung, indem hinter ihm viele Menschen zugleich aufschrien.

Es fiel ihm ein Stein vom Herzen, als er die theuerste Last, die die Welt für ihn hatte, auf seinen Schultern fühlte. Er trug sie mit dem höchsten Aufgebot von Kraft und Besonnenheit weiter und erfreute sich in der Seele dieses Rettungsmittels, als es auf der zweiten Treppe so verzweifelt zuging, daß die Geliebte an seiner Seite sicherlich erdrückt worden wäre.

Wände wankten und stürzten ein, Balken krachten, Bretter splitterten, Erstickte, Erschlagene und Zertretene kreischten in unterirdischen Tönen. Die Flammen knisterten und heulten, je nachdem sie Zug hatten oder in Rauch gedämpft wurden. Dazwischen das Geschrei der Rettenden und Geretteten von außen, Sturmgeläute, Feuerlärm. — — —

Endlich war Theophil unten und gelangte nach einem wahren Todeskampfe zur letzten Thür hinaus. Als er die frische Luft einathmete, erschrak er fast vor der Freude der Rettung, die ihm zu groß däuchte. Er erlag ihr aber körperlich und mußte die Gerettete auf der ersten Spritze niedersetzen. Sie war so still, er glaubte Marien ohnmächtig. Er wendete sich nach ihr um. Es war hell genug, ihr Antlitz zu erkennen.....

Es giebt zum Glück nicht viele solcher Momente in vieler Menschen Leben; als er deren einen jetzt zu überstehen hatte. — Die Gerettete war nicht Marie. Es war ein altes, fürchterliches, wild fremdes Weib, das sich in dem Augenblicke, als Marie auf der Treppe ohnmächtig unter die Fußtritte der Menge gesunken war, krampfhaft an ihn geklammert hatte. Sie wollte ihm ihre Rettung danken, hatte sie nun oder nicht seinen Ruf an eine Andere gehört und gemißbraucht — — Er schlug ihr ins Gesicht. Marie....!

Ein von der Feuersbrunst des Daches herabgeschleuderter Ziegel, der ihn, an den Kopf verwundet, besinnungslos zu Boden streckte, errettete ihn entweder von dem Wahnsinne dieses Gedankens oder dem Tode in den Flammen, in die er sich ohne Zweifel wieder gestürzt haben würde.

Der Brand des Opernhauses hatte vieler Menschen Leben gekostet, deren Leichen nicht einmal unter den Trümmern gefunden wurden und eines der beklagenswerthen Opfer war auch Theophils Gattin geworden.

Er selbst lag viele Wochen krank darnieder und genas von seiner Wunde am Kopfe nur, um die unheilbare Wunde im Herzen nachzufühlen. Er hatte in seiner Verzweiflung keinen andern Trost, als daß er nun, wo das Leben nichts Liebes mehr für ihn besaß, auf den Tod hoffen und sich, mit Gewissensruhe, auf die Wiedervereinigung mit Marien freuen konnte, anstatt daß er vor ihrem Tode, ohne diesen Lichtpunkt, lebensatt gewesen war.

Da er seinen Geschäften fürder nicht mehr vorstehen konnte, betrieb sie einer seiner Diener so ungeschickt, daß seine Freunde sie zuletzt ganz abschlossen und ihm wenigstens einen Theil seines Vermögens, mit dem er sich in seine alte Heimath zurückzog, retteten. Er legte sich den Aufenthalt in jenem Dorfe, in dessen Nähe er seinen Tod fand, als eine freiwillige Buße auf, und es beschäftigten ihn hier drei Gedanken, drei Vorstellungen unabläßig: die Alte, Henriette und Marie, die ihn mit Zorn, Reue und Sehnsucht stufenweise aus der Hölle durch die Erde in den Himmel führten. Dazu wollte er überdies, neben der Aehnlichkeit, die er zwischen Henrietten und Marien entdeckt, eine dritte aufgefunden haben, nach der die unheimliche Alte beiden ungewöhnlich gleiche, und er sollte vor seinem Tode noch erfahren, daß sie keine zufällige oder eingebildete, indem Marie Henriettens Halbschwester und die Alte beider Mutter sey.

Es ist in wenigen Worten auseinander zu setzen, wie es sich damit verhielt.

Nachdem Henriettens Mutter von ihrem Gatten öffentlich entehrt und verstoßen worden war, sank sie in der fremden Stadt, wohin sie sich gewendet hatte, geflissentlich in geistiges und leibliches Elend herab und es war nur ein Glück für ihre zweite Tochter, daß deren Vater bei Zeiten erfuhr, was für eine Wendung es mit ihr nahm. Er entfernte aus menschlichem Gefühl das arme Kind, das sie bereitwillig hergab, von ihr und ließ ihr dafür das Jahrgeld, das sie seither für Marien empfangen hatte, unter der alleinigen Bedingung, daß sie niemals nachfrage, was aus ihr geworden sey oder ihr von sich Nachricht gebe.

Marie ward der Fürsorge einer ihm verwandten bürgerlichen Familie übergeben, die sie erzog und, mit ihrer Herkunft unbekannt, an Theophil verheirathete und kurz zuvor, ehe dies geschehen, war ihr Vater eines frühzeitigen Todes gestorben. Ihre Mutter, die Marie so wie ihren Vater längst gestorben wähnte, erfuhr durch das Ausbleiben ihres Jahrgeldes das Geschehene, und in der Erbitterung darüber, daß der Verschiedene sie zu bedenken vergessen habe, hielt sie sich nun auch der ihm ertheilten Zusage für entbunden und stellte über das Schicksal ihrer Tochter, die sie um Hülfe ansprechen wollte, alle möglichen anfangs vergeblichen Nachforschungen an, die sie am Ende doch auf die rechte Spur führten.

Sie langte an dem Tage, als das Schauspielhaus abbrannte, in Mariens Wohnort an und ward, was sie am nächsten Morgen erfuhr, die unschuldige Ursache ihres Todes. Da sie die Gesinnungen ermessen konnte, die ihr Schwiegersohn nach seiner Genesung für sie hegen, und voraussah, daß er ihr nicht einmal glauben werde, wenn sie sich ihm als die Mutter seiner verunglückten Gattin vorstellte, der ihr Vater nicht die leiseste Ahnung von ihrer Eltern Leben hinterlassen habe, beschloß sie lieber ihre älteste Tochter um Unterstützung anzugehen und schrieb sie deßhalb nach ihrer ehemaligen Heimath. Man wußte ihr von Henrietten nur den Ort zu nennen, wohin sie sich vor Zeiten gewendet habe und sie reiste dahin, um zugleich mit ihrer Verheirathung ihren Tod zu vernehmen.

Wie hätte sie da nicht von der Kunde sollen tief betroffen werden, daß Theophil unwissentlich der Gatte ihrer beiden Töchter gewesen war! Sie entschloß sich, dem Leben völlig abzuscheiden, und nahm sich vor, bei einem armen Verwandten von ihr, einem Müller in dem nahen Gebirge, den sie in den Tagen ihres Glückes verläugnet hatte, eine Zufluchtstätte zu suchen. Er gönnte sie ihr, als sie zu ihm kam, von Herzen gern und sie lebte fortan freilich in der Einsamkeit und besorgte allerhand Feldarbeiten. Ihr Unterhalt kostete ihrem Vetter jedoch weit mehr als sie verdiente, da sie sich dem Trunke ergab und meist halbberauscht

und müssig an den wildesten Orten umhertrieb, die armen Landleute, die der Müller hinterdrein wieder begütigen mußte, durch allerhand geheime Künste, die ihr den Ruf der Hexerei zugezogen, um ihr Geld betrügend. Die Gegend um den Teufelsstein ward ihr Lieblingsaufenthalt und sie pflegte halbe Tage lang daselbst zuzubringen. Von einem Gewitter eines Tages überrascht, verkroch sie sich unter den Stein und fand den zu Boden gefallenen Zettel, den Theophil einst in die Spalte geborgen hatte. Mit der Sage bekannt, errieth sie leicht den Zusammenhang der Worte und dachte gleich daran, sie irgendwie zu nutzen. Sie vernahm kurze Zeit darauf, daß Theophil wieder in der Gegend angekommen sey und hatte sich schon vorgenommen, ihn in den nächsten Tagen aufzusuchen, als der Zufall sie mit ihm zusammenführte. Sie machte vor Ueberraschung, ihn in ihrer Nähe zu erblicken, die Geberde, die Theophil gereizt hatte, und ward von einer unbestimmten Furcht unwillkürlich von dannen getrieben. Bei dem Teufelssteine wähnte sie sich in Sicherheit und als sie Theophil mit einemmale wieder vor sich stehen sah, fiel es ihr ein, hier vielleicht mit desto gewisserem Erfolge ihre Anklage vorzubringen. Sie entdeckte ihm gradezu ihre Geheimnisse und sein Entsetzen darüber steigerte den Zorn, den er sich gedrungen fühlte, an ihr auszulassen, zu einer Art Raserei gegen das Verhängniß. Sein Schweigen verkennend, hielt sie den Augenblick für günstig, ihm

die Sorge für ihren Unterhalt aufzunöthigen. Er sprach ihr zur Antwort seinen ganzen Abscheu aus. Ihre Erbitterung verleitete sie zu unklugen Drohungen und als sie ihm gar den Zettel vor Augen hielt, dem er das lichtscheue Geheimniß seiner Wünsche anvertraut hatte, floß das bis an den Rand volle Maaß seines Zornes über und sprengte die Gährung ihrer Seelen die Gefäße ihres Daseyns auseinander. —

Zum endlichen Beschlusse dieser Geschichte haben wir nur noch einer Aeußerung Theophils zu erwähnen, die er kurz vor seinem Tode gelegentlich gethan haben soll.

Auf seiner letzten Heimreise nach seiner Vaterstadt besuchte er mit einem Freunde unter andern Sehenswürdigkeiten einer Fabrikstadt auch eine alterthümliche Bergkapelle, die nicht mehr zu gottesdienstlichen Zwecken verwendet ward. Darin stand ein Bildwerk, das vor Jahrhunderten ein eingekerkerter Mörder mit den unzulänglichsten Werkzeugen aus einem Eichbaume geschnitten hatte. Es stellte den an Händen und Füßen an einen Baum gebundenen Heiland dar, hinter dem ein Kriegsknecht die Bande fester schnürte, derweil rechts und links zwei andere ihn mit erhobenen Armen geißelten. Der eine hielt ihn bei den Haaren, der andere trat ihm mit dem Fuße in das Kniegelenk. Ein vierter vor dem Herrn knieender Kriegsknecht flocht die Dornenkrone. Die lebensgroßen, buntangestrichenen Figuren waren natürlich künstlerisch so mangelhaft, daß

ſie nur in Hinſicht auf die ungeheure Mühe Beachtung verdienten, die unter den angegebenen Umſtänden ein Einzelner an die Arbeit gewendet haben mußte. Ein ungemeiner Werth des Werkes beruhte aber in dem namenloſen Schmerze, der das gen Himmel gerichtete Antlitz des Erlöſers verklärte. Der Ausdruck deſſelben riß zur Bewunderung und Andacht hin und offenbarte die gläubigſte Gottbegeiſterung des Sünders, zu der ihn Reue und Zerknirſchung entzündet hatten.

Das iſt die wahre Buße! rief man vor dem Werke aus und fühlte die Geburt des neuen Menſchen mit. Auch Theophil weinte davor heiß und bitter, indem er an der Seite des in Verwunderung ſprachloſen zweiten Zuſchauers dem gewaltigen Eindrucke erlag, und ging am Ende mit den unverſtandenen Worten von dannen:

So büßen zu können, führt zu Heilung und Heiligung. Das aber iſt der Fluch der Alltäglichkeit, daß ſie uns zwar zu der Sünde, jedoch bei weitem nicht genug zu der Sühne Kraft verleiht, nach der ein ganzes Leben lang Tauſende vergebens ringen, um nur den zweifelhaften Gewinn des Todes davon zu tragen!

Ein Frühlingstraum.

Ich sah schon lange in die Straßendämmerung zum Fenster hinaus, ob der Wagen noch nicht käme; es war alles still, nur die einsamen Schritte des zur Ruhe wandernden Nachtwächters ließen sich vernehmen; hier und da krähte auch schon ein Hahn, oder schwirrte ein Vogel in dem Käfig, der vor dem Fenster eines Nachbarhauses hing.

Es schlug vier Uhr. Da rasselte und rollte etwas in einer entfernten Straße; es kam näher, die Peitsche knallte; es war der Wagen. Nun wurden Thüren aufgerissen und zugeworfen und Koffer, Schachteln, Kissen, Bündel hinuntergeschafft: die Leute kamen nicht von der Treppe. Den Hut auf dem Kopfe, den Shawl über den Schultern, trank meine Schwester stehend noch die letzte Tasse Kaffee und die Kinder trampelten schon reisefertig und ungeduldig, hinunter zu kommen, auf dem Vorsaale. Meine Schwester nahm von ihrem Manne Abschied, dessen Eltern sie mit den Ihrigen auf dem Lande besuchen wollte, um einige Zeit der gesünderen Luft zu genießen. Grüße und Bestellungen

wurden wiederholt und Küſſe gewechſelt, und er hob die Kleinen nacheinander auf ſeinen Arm und herzte und küßte ſie ebenfalls, indem er ihnen anempfahl, ja hübſch folgſam zu ſeyn. Das jüngſte Töchterchen trug er ſogar die Treppe hinab, und als Alle unten im Wagen ſaßen und ich auch eingeſtiegen war, machte er ſelbſt den Schlag vorſichtig zu und reichte Allen wiederholt die Hand. Lebt wohl! hieß es; bleib geſund und ſchreibe bald, Minna! Du haſt doch nichts vergeſſen? und nach den antwortenden Bejahungen und Verneinungen ſchüttelte er auch mir die Hand, der ich meine Schweſter einige Meilen begleitete, um in der Gegend ein kleines Geſchäft abzumachen, und rief der Kutſcher den Pferden zu. Fort ging es, die Straße hinunter und man nickte und winkte ſich nur noch einige Male und rief einander ein letztes freundliches Ade! zu. —

Die Straßen waren, wiewohl hell genug, noch ſtill und menſchenleer, die Steine des Pflaſters von dem nächtlichen Regen naß. Auf der Brücke ſahen wir, daß ſich bereits der Morgenhimmel röthete; graue Wolkenſtreifen ſchienen noch mehr Regen anzudrohen.

Indem wir durch die Vorſtadt fuhren, wo unſere Aeltern wohnten, ſahen wir die beiden alten Leute am Fenſter, um uns noch zuletzt eine glückliche Reiſe zu wünſchen. Nur weniger Stunden Schlafes bedürftig, wie ſie waren, pflegten ſie ſchon vor Tage aufzuſtehen und hatten uns in aller Gemächlichkeit erwartet.

Deſſenungeachtet rührte es mich, ſie, in der Nachtkleidung, ſo in der Frühe nach uns ausſchauen zu ſehen. Und es iſt ſonderbar, wie gewiſſe Momente des Lebens, die an ſich ohne weitere Bedeutung ſind, ſich uns ſo tief und ſtark in die Seele einprägen, daß wir, ſowie ich mit dem gegenwärtigen, verſichert ſind, ſie nie vergeſſen zu können. Ich glaube wirklich, daß die Vorſtellung mich dereinſt nach ihrem Tode noch nicht verlaſſen werde, weil die Seele ein anderes Maß als der Verſtand hat, woran ſie ermißt, ob ein Erlebniß oder eine Erſcheinung des Daſeyns wichtig und bedeutend war oder nicht.

Die Gegend durch die uns unſer Weg führte, war hoch und rauh und noch mit Nebel belegt, und ich verſuchte daran meine Einbildungskraft ſo lange vergebens, bis ich mich erinnerte, daß aller Nebel wohl poetiſch ſeyn oder ſcheinen könne, aber durchaus unbildſam ſey.

Wir fuhren meiſt über langgeſtreckte Gebirgsrücken, ſelten durch ein Thal, und die Höhen mit dem freien friſchen Ausblick kamen mir hier weit eigenthümlicher und ſchöner vor als die Thale. — Man hat ſich wohl ſchon gewundert, daß dies Gebirge, ſowie manches andere gleich hohe und unwirthliche, im Verlaufe der Zeit ſo viele ausgezeichnete Männer hervorgebracht; ich wundere mich nur, wie man ſich darüber wundern kann, da in ſolcher Armuth des Lebens und der Natur dem menſchlichen Geiſte nichts übrig bleibt, als zu

erwachen, wo er nicht erſtirbt. Und an Erſtorbenen fehlt es natürlich nicht, obwohl die Natur den Menſchen nie ſo dumm macht als er ſich, und keine geiſtige Armuth ſo erſchreckend und troſtlos iſt, als die durch Selbſterniedrigung erzeugte.

Die Menſchen hier oben ſind nichts weniger als urban und freundlich; mögen aber dafür ehrlich und genügſam ſeyn. Sie ſind hart und ſcharf, die Armuth hat ſie auch moraliſch ausgedörrt, und es iſt ihnen eine gewiſſe unpoetiſche trockene Kürze in ihrem Weſen zu eigen; man fühlt ihnen das Kartoffeleſſen und Schnapstrinken in der Seele an.

Meine Schweſter iſt nicht liebenswürdig, wenn ſie reist. Sie wird gleich ſtill und wortkarg, es greift ihr, wie ſie ſagt, die Nerven an, die bei unſern heutigen Frauen ſo Vieles entſchuldigen müſſen, oder verſchulden. Es war an eine Unterhaltung unterwegs alſo nicht zu denken. Die Kinder gnarrten oder ſchliefen wieder ein, nachdem die erſte Aufregung vorüber war, und die Natur verhalf ſich ſo, mit Hülfe der Langeweile, wiederum zu dem, was jene ihrem Bedürfniß entzogen hatte. Das jüngſte Mädchen, von drei Jahren, dachte auch wohl, wenn ſie wachte, bei jedem Dorfe, das wir paſſirten, wir wären nun am Ziel der Reiſe und weinte, wenn es weiter ging.

Ich erſetzte mir unter ſolchen Umſtänden an innerer Unterhaltung, was mir an äußerer gebrach, denn ich langweile mich nie, wenn ich allein bin, und

überhaupt nur, sobald ich mich in schlechter Gesellschaft befinde, die mich in Anspruch nimmt, ohne daß ich sie verlassen darf.

Ich war innerlich so frisch wie die erknospende Natur, die mich umgab, da ich den Winter hindurch anstrengend gearbeitet hatte und so lange nicht aus der Stube, geschweige aus der Stadt gekommen war, und dehnte mich geistig wie der Hamster, wenn er aus seinem Winterschlafe erwacht, indem ich Gedanken und Gefühle wie Glieder ausreckte, um zu versuchen, ob sie noch tüchtig wären. Auch habe ich nicht selten gefunden, daß das Reisen, als eine Art Luftbad, dem Menschen, der in den moralischen Schmutz der Alltäglichkeit nicht versinken will, unerläßlich ist. Es kostet ihm bisweilen nicht geringe Ueberwindung und er hat im Anfange eine Angst auszustehen, als ob er sündigte, bevor er sich durch seine Abreise herausreißen kann. Allein dahinter birgt sich eben das echte Philisterthum, und er darf es als ein untrügliches Zeichen betrachten, daß bereits eine Kruste desselben, deren Stärke im richtigen Verhältnisse zu der Stärke der Angst und des Mißbehagens steht, seinen alten Adam überzog. Wenn wir einmal nach einiger Zeit der Ruhe wieder reisen, dachte ich unterwegs fort, als der Himmel sich dichter bewölkt hatte und die Wolken herabträufelten, justiren wir gewissermaßen aufs Neue unsere Verhältnisse, und wie leid thut es uns da, deren verschobene, in unserem engen Lebenskreise

wahrzunehmen! Wir denken an deren Auflösung durch den Tod, und wie bald Alles vorüber ist, was wir gewiß nicht so geschont, wie wir gesollt und so leicht gekonnt hätten. — Ach! und die Zeit ist hin und kommt niemals wieder, und ich denke nicht wie Jener, der da sagte: Bin ich unsterblich und ewig, was brauche ich meine Zeit gut anzuwenden; ich habe ihrer ja vollauf! Solche Dinge sind so trostlos, daß man ein halbes Leben darüber weinen möchte. —

Ich verlor mich tief und tiefer in das Traurige und die Zeit verstrich mir so langsam, als der Wagen auf dem schlechten Kieswege hinleierte, indem der kleine Paul immer meinte, er stände still und bat, es möchte weiter gefahren werden.

Als ich mich am Ende vor Verdrießlichkeit kaum mehr zu lassen wußte, ging mir plötzlich ein anderer Gedanke auf und zugleich durchbrach und durchlockerte die Sonne die Wolken, mit deren Strahlen mir das heitere Licht in die Seele schoß. Die Aeußersten berühren sich, sagt man mit Recht, und ich weiß aus Erfahrung, auch in meinem Innersten. Ja, ich glaube, daß ich sie eben darum in meinem Thun und Lassen sowohl vermeiden kann, weil ich sie alle in mir angesammelt habe, und war in diesem Augenblicke gleich wie ausgetauscht, indem ich eines Genusses eingedenk ward, den mir am vergangenen Abend eine Aufführung alter Kirchenmusik gewährte.

Was ist die Kunst des Gesanges in unsern Tagen

bis zur Barbarei gesunken und untergegangen! dachte ich. Was für Töne muthet man der menschlichen Stimme zu, wie entwürdigt man sie! Welche Ströme von Seligkeit wußten dagegen die alten Gesangmeister in unsere Seelen zu leiten und wie hoch sie mit den Taubenschwingungen ihrer Harmonien zu erheben! Sie kannten die Kunst recht wohl, und waren nicht einfach, weil in ihren Mitteln arm und beschränkt; sie verläugneten sie aus Grundsatz, opferten sie mit sich selbst der Religion auf, weil sie so von Gott durchdrungen waren, daß ihnen alles Andere, auch das Schönste, nichtig gegen ihn bedäuchte, und ließen aus der himmlischen Harmonie das Menschliche nur in einzelnen Stimmen des Schmerzes und irdischen Gefühls wie die Zeit aus der Ewigkeit sich loswinden, damit es von ihr zeugte, und sie daran ermessen und erkannt wurde.

Unter diesen meinen Träumereien waren wir bis zu der Stadt gelangt, wo mein Weg von dem der Meinigen abging, und ich schied fast in Thränen von ihnen, die doch nicht der Trennung galten. Die kleine Tochter meiner Schwester hatte eine geliebte Puppe mit im Wagen, die sie auf dieser ersten Reise begleitete, und ließ sie, in Gedanken über den Anblick der fremden Häuser, denen wir in dem Städtchen vorüberfuhren, aus den Händen fallen. Die Puppe glitt von ihrem Schooße zum Wagen hinaus und der älteste Knabe gewahrte es zuerst. Er rief auf der Stelle

uns und der Schweſter zu, was für ein Unglück geſchehen ſey, und wir ließen halten und die Puppe durch den Kutſcher wiederbringen. Sie ward gebracht. Aber leider war der Wagen über ſie hinweggegangen und der Balg und pappene Kopf jämmerlich zerquetſcht. Die Kleine ſah das Geſchehene und ſagte im Anfange kein Wort. Sobald ſie aber inne ward, daß an keine Wiederherſtellung des Alten zu denken ſey, ſchien ſie erſt die ganze Größe ihres Verluſtes zu ermeſſen und brach in unmäßigen Schmerz, ja, in kindliche Verzweiflung aus. Sie drückte ſich die Geliebte einmal über das andere an die Bruſt und weinte und ſchrie ſo kläglich, wie ſie nur um eine verlorene Mutter hätte thun können. Geſchwiſter, Wärterin und Mutter waren Alle mit gerührt, und mir, der von der Reiſegeſellſchaft jedenfalls der männlichſte, ſtanden die Thränen in den Augen; ſo wahr iſt es, daß der echte Schmerz, der aus dem Herzen kommt, unwiderſtehlich zu Mitgefühl hinreißt, er mag gelten, welchem Gegenſtand er wolle. — Die kleine Leidträgerin konnten keine Verſprechungen neuer Puppen tröſten; ſie hielt die Verunglückte voll innigſter Betrübniß in den Armen an ſich gepreßt, lehnte, als ſie ſich ausgeweint hatte, ſelbſt ihr Köpfchen an die Wärterin und war ſtill und traurig, bis ſie wohl entſchlief. Inzwiſchen waren die Pferde gefüttert worden und rollte der Wagen ſeine Straße weiter.

Ich blieb, wie gesagt, an dem Orte, und hatte von hier aus noch einige Stunden nach dem Ziele meiner Reise, einem alten, fürstlichen Schlosse zurückzulegen, mit dessen Amtmann ich eine Unterredung in Geschäften abhalten mußte.

Ich sah nach meiner Uhr: es war in der neunten Morgenstunde. Ich hatte einen Besuch zu machen vor; es war dazu noch zu früh. Das Herz klopfte mir, wenn ich bedachte, in einer Stunde wäre dies nicht mehr der Fall.

Das Herz klopfte mir? warum?

Ueber diesen Punkt habe ich einige Bekenntnisse abzulegen.

Ich gebrauchte voriges Jahr die Karlsbader Brunnenkur, und dasselbe that zu derselben Zeit meine Kusine, die Generalin H., deren anziehende Persönlichkeit bald einen geistvollen Zirkel um sich bildete. Es wurden ihr hier manche interessante Frauen vorgestellt und eines Tages auch die Wittwe eines fremden Offiziers, die Baronin Sidonie B., der sich meine Kusine, wider ihre Art und Weise, so schnell befreundet fühlte, daß sie dieselbe, während der übrigen Zeit ihres Badeaufenthaltes, täglich bei sich sah. War ich nun schon vorher viel bei ihr, an die mich eben so wohl ihr Verstand, ihr väterlicher Name, der auch der meine war, und auf den in unserer ausgebreiteten Familie viel gehalten wird, als ihre früher erlebten Unglücksfälle fesselten, so mochte ich fortan unzertrennlich

von ihr ſcheinen, ſo reizend fand ich die ſchöne und liebenswürdige Frau von B. Wir gingen und fuhren meiſt alle drei zuſammen aus, ſo oft dies die leidende Geſundheit der Generalin geſtattete, und brachten außerdem wenigſtens die Abende bei ihr zu. Frau von B. oder ich laſen abwechſelnd vor, wenn die Geſellſchaft ſich ſchon wieder entfernt hatte, oder keine gekommen war. Und obwohl ich nicht behaupten will, daß die Lektüre immer die gewählteſte geweſen, da die Frau vom Hauſe, die die Wahl zu treffen pflegte, bei allem Geiſte, den ſie beſaß, doch immer eine Dame aus der großen Welt war, die zu aller Zeit der Mode unterthänig iſt, verringerte dies meinen Genuß an dieſen Abenden nicht im mindeſten: ich war in ihrer Geſellſchaft, ſah ſie vor mir, ſprach mit ihr, hörte ſie mit einem Wohlklange, einer Einfalt, einer Einſicht, wie noch keine Stimme vorleſen, oder wußte wieder und ſah, daß ſie mir zuhörte, daß ihr blaues Auge aufmerkſam an meinem Munde hing! Unſere Anſichten über das Geleſene und andere Dinge trafen eben ſo oft zuſammen, als ſie mit denen der Generalin in Widerſpruch ſtanden; nur gelangten ſie ſtets auf verſchiedenen Wegen zu demſelben Ziele, und da Sidonie auch nicht, wie manche Frauen, die, wo ihre Gründe oder Kraft nachzudenken, nicht ausreichen, ſich mit Gemeinſprüchen oder Spötteleien helfen, den etwaigen Zwieſpalt unter uns auf alexandriniſche Weiſe ſchlichtete, ſondern mit Ernſt und Ruhe zum Schluſſe

gedeihen ließ, war ein eigentliches Mißverständniß nicht möglich und traten die Fälle, in denen wir verschieden dachten, so schroff auf einander zu, daß wir darum in keinen Streit gerathen konnten, sondern wie zwei gleich starke feindliche Mächte einander gegenüber standen und uns entweder bewunderten oder muthwillig belachten.

Ich weiß nicht und bezweifele, ob die Generalin unser Verhältniß damals klar ins Auge faßte. Wir sahen es weder mit Verblendung, noch Bewußtseyn, wir sahen es im Grunde gar nicht an; und ehe wir noch bedachten, was daraus werden könne, waren wir schon wieder geschieden und mit beendigter Kurzeit das eine da, das andere dorthin verschlagen. Es war demnach weder beschlossen, noch geordnet, nur auf bessere Zeit, wie manche dem ähnliche Verhältnisse, übertragen, und blieb dem Zufalle anheim gestellt, ob er es einmal noch enger knüpfen oder allmählig im Sande der Zeit verrinnen lassen werde.

Die junge unbemittelte Wittwe lebte in dieser Stadt, wo ihr verstorbener Gatte in Garnison gestanden und nur die Macht der Gewohnheit sie als eine Fremde nach seinem Tode festgehalten hatte, und widmete ihre Zeit der Erziehung ihrer kleinen Tochter, da sie durch ihre vergangene, nicht glückliche Ehe, die sie blos aus Gehorsam gegen ihre Eltern eingegangen, frühzeitig daran gewöhnt worden war, nur mittelbare Freuden im Leben anzutreffen.

Von den näheren Umständen ihrer Vergangenheit

und Gegenwart war mir nichts bekannt, und wie herzlich und leidenschaftlich ich ihr auch zugethan war, dachte ich an eine lebenslängliche Verbindung mit ihr doch so wenig, wie an die mit irgend einer Frau, da eine Menge kleiner Vorurtheile mich eben so stark als die Beschränktheit meiner Einkünfte von dem kleinen Gute unserer Familie, das ich bewirthschaftete, und meine Abneigung davon abhielten, dem Staatsdienste meine Unabhängigkeit zu opfern. Jedoch fühlte ich dunkel, daß meine Grundsätze, gegenüber der schönen Frau, die ich zugleich hochschätzen mußte, wenn es darauf ankäme, vielleicht nicht so unerschütterlich seyn dürften, als ich mir vor der Zeit einbildete. Sie lebte in meiner Nähe und dachte mit Wohlwollen mein, das wußte ich, und dessenungeachtet hatte ich ein Jahr vergehen lassen und sie nicht gesehen. Ich brauchte fast jeden Tag, jede Stunde nur mich in den Wagen zu setzen und die paar Meilen zu ihr ins Gebirge zu fahren; ja, ich konnte früh zum Thore hinausspazieren gehen, so war ich Mittags da, und trotzdem that ich so wenig eins wie das andere. Die Versuchung, es zu thun, wiederholte sich zwar oft in mir; die gesunde Vernunft besiegte sie aber jederzeit, und sie überkam mich bereits schwächer und seltener und würde gewiß ganz und gar von mir gelassen haben, wenn mich nicht mit einem Male die doppelte Gelegenheit verlockt hätte, sie zu bestehen. Das Geschäft hätte sich zur Noth brieflich, oder durch eine Mittelsperson abgemacht, oder ich hätte nur um die

Stadt herumfahren oder nicht zu Frau von B. zu gehen gebraucht. Allein das würde doch zu sehr wie kindische Verzagtheit ausgesehen haben, und ich haßte Alles, was dem Leben in so kleinem Style glich. Auch sehnte ich mich als ein Verehrer der altdeutschen Baukunst schon geraume Zeit, den Dom der Stadt wiederzusehen, in die ich seit meinen Knabenjahren nicht gekommen war, und würde, wenn nicht Frau von B. daselbst gewesen wäre, seinetwegen bereits mehr als einmal hingefahren seyn.

So bald ich bei meiner Ankunft fand, daß ich noch eine Stunde übrig hatte, ehe ich mit Anstand zu meiner Freundin gehen konnte, brach ich ungesäumt nach dem Dome auf, der, was das Innere anlangt, eines der bedeutendsten alten Baudenkmale des nördlichen Deutschlands ist, von außen aber durch geschmacklose Anbauten leider höchlich entstellt werden durfte. Ja, daß man schon vor mehreren hundert Jahren in der Kunst barbarisch seyn konnte, wenn man es darauf anlegte, hat man hier daran bewährt, daß man die Begräbnißkapelle der Landesfürsten vor das überaus schöne Hauptportal anlegte und somit dieses schloß und unsichtbar machte, derweil der dem Publikum überbliebene Seiteneingang die erhabene und erhebende Einsicht in das Schiff, kurz, den Haupteindruck der Kirche, der die Seele des Besuchers gleich beim ersten Eintritt in eine andächtige Stimmung versetzen müßte, beseitigt. Ich weidete mich lange an dem Anblick,

und wenn ich mir die Wölbungen, mit dem myſtiſchen Helldunkel erfüllt, vergegenwärtigte, zu dem dereinſt die jetzt zerbrochenen bunten Scheiben der Bogenfenſter das Sonnenlicht herabſtimmten, und in Gedanken dazu die wunderbaren Klänge alten Kirchengeſanges wie am vorigen Abende vernahm, meinte ich, daß dieſe ehemalige Vermittelung der Andacht und des Gottesdienſtes den Herzen wohl für wirkſamer anzuerkennen wäre, als das dafür aufgekommene Univerſalmittel der Gegenwart.

Ich hatte mich in die Beſichtigung des Domes, ſo wie in die Betrachtungen, die Vergangenheit mit Gegenwart und Zukunft verknüpften, dergeſtalt vertieft, daß aus einer Stunde, die ich daran wenden wollte, zwei geworden waren, ehe ich mich es verſah, und erſt die elf über meinem Haupte erſchallenden Glockenklänge mich aus meinen Träumereien weckten.

Aergerlich, über die Kunſt der Liebe untreu geworden zu ſeyn, eilte ich der unfernen Wohnung meiner Freundin zu, und je näher ich ihr kam, deſto mehr beflügelte die Sehnſucht meine Schritte, deſto deutlicher ward mir ihr Bild in der Vorſtellung wieder wach, ſo daß ich zuletzt nicht mehr begriff, wie ich ſo lange anderswo habe weilen können.

Das Haus lag auf der Höhe neben der Schloßbrücke, von der man eine entzückende Ausſicht in zwei Thäler hatte, und der Eingang der Wohnung befand ſich im Erdgeſchoß, wiewohl die nach einem Blumengärtchen auf der andern Seite ausgehenden Fenſter

von da das erste Stockwerk bildeten. Ich ging über einen Korridor, der vor einer niedern Thür endete, und zog die Klingel. Schritte nahten innerhalb, ein Dienstmädchen öffnete. Ich sagte, ich wünschte die gnädige Frau zu sprechen, und über das Unerhörte eines fremden Besuchs in diesem Städtchen außer Fassung gebracht, fragte sie gar nicht nach meinem Namen, sondern führte mich ohne weiteres in das Zimmer ein. Mit dem ersten Blicke, den ich hineinthat, sah ich den Saum eines Gewandes in die Seitenstube verschwinden und deren Thüre rasch zugehen. Das Mädchen folgte der Gebieterin dahin mit einem halben Bericht, und ihre kleine Tochter, die in der Stube geblieben war, trat mir entgegen.

Kennst du mich noch, Agnes? fragte ich das Kind. Es lächelte verlegen, aber freundlich und bejahte kaum hörbar. Ich nahm seine Hand und fragte, wie sich seine Mutter befinde? und seine anfängliche Schüchternheit fing bald an, sich zu verlieren; ja, es dauerte nur wenige Minuten, so waren wir wieder eben so bekannt mit einander, wie vordem, und lachte und scherzte das wilde Mädchen so laut mit mir, daß ihre Mutter nebenan mich leicht erkennen konnte.

Ich hatte mich während dessen auf das Sofa gesetzt, und genoß des Gefühls, in ihrem Wohnzimmer zu seyn, musterte mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit die Gegenstände ihres täglichen Gebrauchs, versetzte mich in ihre Beschäftigungen, in ihre Einsamkeit. Da

lag auf dem Schreibtiſche der in violetten Sammet gebundene und mit einem goldenen Kreuz verzierte franzöſiſche Thomas à Kempis, den ich ihr in Karlsbad geſchenkt hatte, und auf der Kommode gegenüber, zwiſchen den ſilbernen Leuchtern vor der Glasſchüſſel mit dem Vergißmeinnichtkranze, der bemalte Wachsſtock in Brieftaſchenform, den ſie gleichfalls von mir empfangen, und alſo doch in Ehren halten mußte, da ſie ihn ſo wohl bewahrt und täglich vor Augen hatte. Ueber dem Sofa hing die gute alte Kopie des kleinen Bildes von Santa Croce, die Anbetung der Hirten, deren Original die Dresdener Gallerie beſitzt, und von der ſie mir geſagt, daß ſie ein Erbſtück ihres Vaters ſey. Wir liebten beide die liebliche Kompoſition, die ich öfter geſehen hatte, und ſprachen einſt in Karlsbad über die Frühlingsfriſche des Glaubens, die darüber ausgegoſſen. Die kleine Agnes meinte wegen der vielen kleinen Engel auf dem Gemälde und der Glorie von Engelsköpfchen, in der der heilige Geiſt ſich herniederſenkt, es ſey ein Kinderbild . . . .

Auf einmal ging die Thür des Nebenzimmers auf, und trat ſie mit ihrem raſchen, anmuthsvollen Weſen ein. O könnte ich ihre Geſtalt beſchreiben, könnte ich ſie malen! Bei dieſer Fülle, dieſe Leichtigkeit, dieſes Ebenmaß aller Glieder, dieſe Harmonie in allen Bewegungen, dieſes Schweben des Ganges; man möchte darauf ſchwören, ſie könnte fliegen, ſobald ſie nur wollte. Und wie das Köpfchen auf dem vollen

weißen Halse über dem stolzen Nacken saß! — Ich sprang auf und ihr entgegen, sie trat auf mich zu und reichte mir vertraulich ihre Hand, indem sie mich mit dem lebensfrohen Lächeln willkommen hieß. Ja, ihr Händedruck kam dem meinen zuvor, indem er ihn zu desto größerer Innigkeit ermuthigte. Sobald die ersten Fragen und Erkundigungen vorüber waren, konnte es auch nicht anders seyn, als daß unser Gespräch auf die Generalin und die unvergeßlichen Stunden und Augenblicke fiel, die wir bei und mit ihr verlebt hatten. Jedoch wagte das Eine so wenig wie das Andere einen unmittelbaren Bezug auf uns auszusprechen.

Sidonie saß auf dem Sofa und hatte ihre linke Hand auf den runden Tisch, der halb und halb zwischen uns stand, gelegt, wo sie mit einer weiblichen Arbeit spielte. Die andere Hand ruhte in ihrem Schooße, und sie selbst bog sich im Eifer der Unterredung unbeschreiblich graziös nach mir vor, der auf einem Stuhle ihr gegenüber Platz genommen und dessen Augen wie festgebannt an ihren hingen. Die kleine Agnes stand neben mir und sah mir, mit den Augen blinzelnd, ins Gesicht, indem sie ihrer alten Unart folgte, und meine Mienen und Bewegungen selbstvergessen nachahmte, oder mit den Lippen in Gedanken meine Worte nachsprach. Ich spielte mit ihrem Händchen, das sie mir überließ, und wir besprachen den bizarren Charakter der Generalin und ihr beklagenswerthes

Schickſal, demzufolge ſie ſchon ſeit Jahren an einem unheilbaren Uebel litt und bei ungeſchwächter Lebensluſt ihrer baldigen Auflöſung entgegenſah.

Sie war das einzige, von Jugend auf kränkliche Kind reicher Eltern und zu Hauſe ſchon verzogen und verhätſchelt; ſpäter aber gar von ihrem Gatten ſo verwöhnt worden, daß ſie in allen Dingen nur an ſich dachte, und zumal den kleinſten Umſtand ihrer Geſundheit für das Wichtigſte hielt, was in der Welt vorgehen konnte. Wer ſie nicht näher kannte und nur dieſe Seite ihrer Eigenheit wahrnahm, mußte ſie für äußerſt unliebenswürdig halten, wo nicht ſelbſt aufrichtig haſſen. Ein hinreichendes Gegengewicht verlieh jedoch im vertraulichen Umgange der andern Seite ihrer Perſönlichkeit die beinahe männliche Bildung, die die Sorgfalt ihres Vaters ihr verliehen, ſo wie nächſtdem die Begabung mit ächtem Witze, die ſie von ihrer Mutter geerbt hatte. In ihrem ſehr vornehmen väterlichen Hauſe immer inmitten der bedeutendſten Menſchen, hatte ſie Gelegenheit genug gehabt, Welterfahrung einzuſammeln und konnte es wohl geſchehen, daß ſie, wie oft ſie auch mit Abſicht von ſich zu ſprechen anhub, unvermerkt auf Andere überging und geiſtreich unterhaltend erzählte. Ja, ſie mochte noch ſo ſchwach und hinfällig ſeyn, ihr blaſſes Geſicht noch ſo leidend ausſehen, ehe man es ſich verſah, legte es ſich in andere Falten und hatte keinen Zug mehr von ſich ſelbſt. In anſcheinende Theilnahmloſigkeit verſunken und

schweigsam unter allen Andern den einen Augenblick, konnte der trockenste Ernst ihrer Züge in dem nächsten schon zu dem schalkhaftesten Ausdrucke übergehen, indem sie irgend ein Erlebniß mit hinreißend komischer Kraft vortrug. Zu deren Wirkung trug überdies bei, daß sie mit einer sich immer mehr steigernden, sprudelnden Heftigkeit sprach, ihr Auge funkelte, ihre Wangen sich rötheten und ihr ganzes Wesen rege und belebt ward, wiewohl sie abermals einen Augenblick nachher in die alte Starrheit zurücksank. Ihre Stimme war tief und polternd, und um ihren Mund bildete sich in solcher Stimmung ein eigenthümlich liebenswürdiger Zug von Ironie und Gutmüthigkeit; ihr großes hellblaues Auge ließ in die innerste Tiefe ihrer Seele blicken.

Unsere Unterredung über die gemeinsame Freundin war lebhaft geworden und Sidonie sprach von ihr mit Entzücken, wenn sie es gleich nicht unverträglich damit erachtete, über ihre kleinen Schwächen harmlos zu scherzen. Es ist eben auch kein Treubruch, sich auf diese Art gegen Freunde über Freunde aufzuhalten. Man kann mit Thränen der Rührung über den besten Freund lachen, und gerade in seiner Lächerlichkeit die stärkste Ursache finden, ihn zu lieben. Der steife Pedantismus allein findet in der Langweiligkeit eines unerschütterlichen Ernstes die höchste Huldigung des Heiligen. Nachdem wir eine geraume Weile fortgeplaudert hatten, fing der Gegenstand am Ende sich und uns zu erschöpfen an, so wie es in solchem Falle,

wo man recht mit der Seele dabei geweſen iſt, mit einem Zwiegeſpräche geht. Es entſtanden kleine Pauſen, die häufiger und länger wurden und in denen, wie in einer beſchneiten Landſchaft, auch der leiſeſte Laut auffiel; es wollte nicht gelingen, einen andern Gegenſtand feſtzuhalten; wir berührten immer mehrere, wir waren beide in gleicher Zerſtreutheit befangen, die, uns unbewußt, vornehmlich darin ihren Grund hatte, daß während des lebhaften Austauſches der Worte unſere Augen einen vielleicht weniger lebhaften, aber gewiß bedeutendern Austauſch der Blicke geführt, die ſich wie leiſe Waldhornklänge zuerſt aus der Ferne und dann immer näher und deutlicher begrüßten und übereinſtimmten. Je weiter aber und immer weiter dies Verſtändniß und Wiedererkenntniß gedieh, deſto ſparſamer wurden die Worte und deſto ſcheuer wichen ſie zurück, weil ſie, ſo zu ſagen, fühlten, daß ſie nicht mehr am rechten Orte und zur Unzeit da wären.

Ein Seufzer nach dem andern entfuhr mir und Sidonie ſchlug jedesmal die Augen nieder: wir geſtanden es uns heimlich ein, daß unſer ehemaliges Herzensverhältniß noch daſſelbe ſey, und durch Zeit und Trennung eher zu- als abgenommen habe; ja, wir waren von deſſen erneuter Anmeldung überraſcht und in Ungewißheit, wie wir es zu nehmen hätten. Ich fühlte zuletzt die Nothwendigkeit, dem ein Ziel zu ſetzen, und erhob mich, um mich noch vor dem Mittagseſſen, zu dem ich mich eingeladen hatte, auf eine halbe Stunde

zu beurlauben. Ich wollte Schloß und Dom auch von der der Stadt entgegengesetzten Seite kennen lernen, und Sidonie mahnte mich nur, meiner ihr schon bekannten Unpünktlichkeit eingedenk, nicht zu spät wieder zu kommen.

Ich ging. Allein wehe dem, der, in dem Rayon der Schönheit, ihre Einwirkung auf ihn durch Vernünfteln abzuwenden strebt! Ich wollte mich unterwegs mit Weisheit wappnen, wollte ruhig genug werden, nur die Freundin in ihr zu sehen, sagte mir wohl zehnmal hinter einander vor, daß nichts als Verwirrung daraus erwachsen könne, bekämpfe und besiege ich mich nicht. Es half alles nichts: ihr Bild erfüllte meine Vorstellungskraft so ganz und gar, daß alle Gedanken an dem Gefühle für sie scheiterten und ich, bei meiner Wiederkunft, innerlich noch auf demselben Flecke stand, als da ich ging.

Sidonie hatte inzwischen eine bei aller Einfachheit sorgfältigste Toilette gemacht; — wie stolz war ich, daß es mir zu Ehren geschehen! — und bereitete mir über Tische das reizendste Alleinseyn mit ihr vor. Ich saß ihr wieder gegenüber, die kleine Agnes neben uns, und sie bediente mich, legte mir auf meinem Teller vor, füllte mein Glas. Wir lebten ganz dem heitern Augenblicke, und als sie hörte, daß ich die alte Burg besuchen wollte, die auf dem Wege nach meinem Reiseziele, eine halbe Stunde von der Stadt lag, erbot sie sich mir zur Begleiterin dahin, von wannen ich vorhatte, an dem schönen Frühlingstage zu Fuße weiter

zu reisen, und fügte nur hinzu, daß sie, anstatt der kleinen Agnes, die in die Schule gehen mußte, die Tochter einer Freundin mitnehmen werde, um auf dem Rückwege nicht allein zu seyn.

Das war mir ein Strich durch die Rechnung gezogen! Und ich mochte auf eine solche Störung meines Glücks nicht eingehen, indem ich ihr erklärte, es verstände sich von selbst, daß ich sie den kurzen Weg zurück geleitete; der Tag sey lang genug, daß ich mit Bequemlichkeit noch vor Nacht an Ort und Stelle käme. Es half indeß kein Einreden, und sie sendete, mir zum Trotz, nach dem Mädchen aus. Es ward ihr bald darauf die Antwort hinterbracht, daß die Freundin ihren Wunsch nicht erfüllen könne, da ihre Tochter für den ganzen Tag nicht zu Hause sey. Ich frohlockte, daß ich Recht behielt, und sie lächelte heimlich, indem sie mir von dem köstlichsten Kirschgelee vorlegte, das sie, wie sie sagte, selbst bereitet, und wogegen ich ihr versicherte, daß ich aus dem Grunde nicht widerstehen könne, davon zu genießen, obwohl seine Farbe bezeuge, daß nur ihre Lippen dessen würdig seyen.

Nach Mittag entfernte sich die kleine Agnes und standen wir im Nebenzimmer an dem Fenster, das nach dem Blumengärtchen ausging. Unten blühten bunt durch einander Krokus, Aurikel und Veilchen auf den mit Bur beränderten Beeten und zierte dunkelgelber Sand die Gänge dazwischen, indem schon das Geisblatt und der Jasmin der traulichen Laube

kleine Blätter aus den aufplatzenden Knospen trieb und die Stachelbeersträuche ergrünten. Sie lehnte an dem offenen Fensterflügel und spielte mit den Fingern der linken Hand an dem Wirbel. Welche Hand und welche Finger! dachte ich, indem sie sprach, und hörte nicht auf ihre Worte. So klein, so voll und doch so zart die weiße Hand, durch die die blauen Aederchen wie die Fasern durch das Blatt einer Blüthe schimmern. Und für die Finger fände man doch weder Ausdruck noch Vergleich, der ihre Schönheit ahnden ließe, wo nicht den, daß man die schlankesten Elfen sich so gestaltet denkt. Wie kalt, wie nüchtern würde es dagegen seyn, wollte man sie, wie zur Bezeichnung schöner Finger in Italien gebräuchlich ist, alabasterne Säulchen nennen: Säulen, diese unaussprechlich reizend zugespitzte Form: alabastern, dieses milde, röthliche Weiß, wie es nur in der so eben aufgesprungenen weißen Rosenknospe widerscheint. Ich sagte ihr, daß ich unlängst beinahe einen Verrath an ihr begangen hätte.

Verrath? lispelte sie so süß, daß man den Verrath beinahe liebgewann, weil er über ihre Lippen gegangen war. Wie so? an mir? und sah mich spöttisch an, als schiene sie zu sagen: das ist dir doch kein Ernst? Wer hätte das Herz, Verrath an mir zu begehen? Ich erzählte ihr, wie ein Bekannter von mir, ein berühmter Maler, neulich ein frisches Landmädchen portraitirt, deren Kopf in einem großen Bilde

den einer Muſe vorſtellen ſollen, und um eine ſchöne Hand verlegen geweſen ſey, weil die des Mädchens ihm ſo wenig wie die irgend einer Dame ſeiner Bekanntſchaft genügend zierlich geſchienen habe, den Lorbeerkranz zu halten. Er habe mich deßhalb um Rath gefragt, und ich ſey darauf und daran geweſen, mit ihm hierher zu kommen, ihn ihr vorzuſtellen, da . . .

Ich hielt hier abſichtlich in meiner Rede innen. Und da hätte man ſehen ſollen, wie die zierlichen Finger ſich allmählig von ihrem Spielwerk lösten, und gleich der berührten Senſitive zuſammenzogen. Ich erwähnte auch des Vergleiches gegen ſie und ſagte: Ich möchte wohl der Desfontaines dieſer Senſitive ſeyn und ſie durch Gewöhnung an das Berühren meines Lobes entſchüchtern. Allein ſie verſicherte, ich würde ſie durch ſolche Schmeicheleien deſſen entwöhnen, in mir den Freund zu ſehen, dem ſie ſich getraue, einen herzlichen Händedruck zu geben, und ſah doch ſo ſchalkhaft, ſo ſchelmiſch zu meiner Beſtürzung auf, daß in dieſem Blicke die ganze, ſich ewig wiederholende, geheimnißvolle Geſchichte des Mannes und Weibes enthalten lag. Zuvor muß ich noch geſtehen, enthielt ich mich aus keinem andern Grunde, meine Worte weiter anzubringen, als weil ich aus Erfahrung wußte, daß ein Liebhaber ſich ſchon glücklich ſchätzen darf, wenn er eine Frau dahin geführt hat, eine blos halb ausgeſprochene Schmeichelei als ſolche anerkennen zu

wollen, und weil ich eben gern erprobte, wie weit ich mit ihr gekommen sey. —

Meine Stimmung war jetzt in der That eine erhöhtere, und ich schämte mich ihrer nicht, wiewohl ich nicht zu entscheiden wüßte, ob mehr die Schönheit oder der Wein auf sie eingewirkt hätte. Das feiner gestimmte Gemüth wird im Leben überhaupt von so zahllosen unsichtbaren Fäden angeleitet, daß es nur thörichtes Vermessen des Menschen wäre, sich von jeder erhöhenden oder erniedrigenden Aeußerlichkeit unabhängig zu wähnen.

Ich hatte also nach und nach den Muth gewonnen, sie an einige der Momente unseres Zusammenseyns in Karlsbad zu erinnern, wie nur zwei übereingestimmte Seelen dem alltäglichen Leben abstahlen, um sie als Samenkörner der Seligkeit schon in dieses zeitliche Daseyn zu pflanzen. Ich erinnerte sie an die Partie nach Aich, bei der wir uns zuerst gesehen und verstanden hatten, und stellte ihr vor, wie wir beide ganz allein, weit hinter der übrigen Gesellschaft, durch den grünen Wald diesseits der Eger mit den lieblichen Ausblicken in die Berge gewandert waren, wo sie mir das Lob der Einsamkeit so schön gesungen und die Bildung der wilden südamerikanischen Indianer gerühmt habe, deren Hang danach so unwiderstehlich sey, daß sie sich nicht selten, wenn man sie auch nöthige, sich in Dörfern niederzulassen, außer ihren Wohnungen in diesen, abgelegene Häuser im Walde

bauten, in denen ſie zu Zeiten mit ihren Familien verweilten. Sie ſagten, fuhr ich fort, ach! gehörte ich doch zu den Wilden, die eine ſolche Einſamkeit finden können! und ich ſtimmte Ihnen in dem Falle für mich von Herzen bei. Und wiſſen Sie noch, ſprach ich ſchnell weiter, ehe ſie davon Notiz nehmen konnte, wie wir nach der Rückkehr vom Hans Heilings-Felſen mit der Generalin und der ungariſchen Gräfin, die ſie von ihren Schulſtiftungen unterhielt, in Einen Wagen zu ſitzen kamen, und meine Kuſine bei der Berührung deſſen, was auch ihr Steckenpferd, ſo ſtark ſelbſt gegen ihren alten Spruch fündigte: daß zwei Menſchen wohl zugleich mit einander ſingen, aber nicht reden können? Und wie das Unwetter, einer Larve ähnlich, immer näher über den Himmel zog, um ſeine in der Abendröthe erglühenden Lippen zu öffnen und die furchtbare Stimme des Donners erdröhnen zu laſſen? Wie ein Feuerſtrom von Blitzen ſich daraus ergoß und von dem wüthenden Sturme, der unſern Wagen umzuwerfen drohte, gleichſam gepeitſcht ward? Ich ſaß neben Ihnen auf dem Rückſitze und Sie fürchteten ſich auch ein wenig, von dem ängſtlichen Geſchrei der Damen angeſteckt, wiewohl Sie darüber nur ganz ſtill wurden und näher zu mir rückten. Der Bediente hatte vergeſſen, Ihren Mantel mitzubringen. Und als der Regen die bedrängte Natur erleichterte und die Glut des Gewitters in ſeinen herniederpraſſelnden Fluten dämpfte, durfte ich meinen

Mantel zu Ihrem Schutze um Sie schlagen, sagte ich, und wagte weiter nicht zu sagen, was ich dachte: daß da der Regen meine Glut erst recht entzündet habe, als ich unter Einer Hülle mit ihr ihre Lebenswärme einathmete, und ihr Köpfchen in der zierlichen weißen Haube sich dicht an meinen Kopf nach der andern Seite des Wagens drängte, um von dem hereinschlagenden Regen nicht durchnäßt zu werden. Ja ich wagte ihr eben so wenig zu gestehen, welche Wonne ich empfand, als ich ihren Strohhut, den sie der Schwüle wegen abgenommen hatte, in der Hand hielt und mit meinen Fingern all die Liebesglut in das dürre Stroh drückte, die ihr unwissentlich auf meinem stehender Fuß durch ihn in mein Innerstes überströmte. Ich sagte ihr auch nicht, was, zum erstenmal in meinem Leben, Wasser für Wohlgeschmack für mich gehabt, als sie in dem Dorfe, worin wir um des Durstes der Generalin willen angehalten, aus Einem Glase mit mir getrunken hatte. Jedoch mußte mein Schweigen beredter als Worte im Erklären dessen seyn, was nur unausgesprochen verstanden werden kann, denn sie erröthete mit einemmale über ihr ganzes Angesicht und brach von dem verfänglichen Gespräche ab, indem sie, Hut und Shawl holend, mich erinnerte, daß es Zeit geworden sey, unsere Wanderung anzutreten. Ich folgte gehorsam und gedankenvoll, und überließ es ihr, das Gespräch fortzuführen, dessen sie sich in ihrem Sinne mit aller Gewandtheit eines Weibes

bemächtigte. Sie ließ mich ſogar recht eindringlich wieder fühlen, wie berechtigt Ninon de l'Enclos geweſen ſey, zu ſagen, daß die Ungeſchicklichkeit der Männer noch mehr Herzen als die weibliche Tugend errette. Ich empfand aber auch bei dieſer Gelegenheit, welchen mächtigen Reiz es auf die Seele eines Jünglings übe, mit einer ſchönen Frau, die älter iſt als er, in einer eben dadurch erleichterten Vertraulichkeit zu ſtehen, die zwiſchen uns überdies von den andern Verhältniſſen begünſtigt wurde.

Wir wandelten das Wieſenthal entlang, und ihre holde Rede ward mir die Ausdeutung der Myſterien der ringsum erwachenden Natur, die doch ohne den Menſchen, der ſie mitfühlt und ohne die Liebe nicht mitfühlen kann, kein Leben hat. Primeln und Anemonen waren der erſte Schmuck des neu erquickten Raſens, in die friſch geſchneidelten Weiden drang bereits der Saft, der Corneliuskirſchbaum ließ ſeine erſten gelben Blüthen ſehen und weiße wollige Schäfchen ſchoßen an mancherlei Geſträuchen hervor. Es hatte in der Mittagsſtunde ein wenig geregnet, und die klaren Tropfen hingen wie Stecknadelköpfe an den Spitzen der Tannennadeln und dehnten ſich dem Falle zu. Es war ein reges Weben in allem Weſen, und die kleinen Elementargeiſterchen hauchten geſchäftig die Keime und Lebensfunken an, die ſie während des Winterſchlummers der Erde und ihrer Organe in ihrem Schooße zuſammengetragen hatten, um zur

Offenbarung ihrer Urkräfte den Nahrungssaft zu bereiten, den die Frühlingssonne aus der mütterlichen Bruſt lockte. Hier und da war der Fußweg ſchmal und naß vom Regen, ſo daß ich hinter ihr drein ſchritt und volle Muße gewann, den kleinſten Fuß zu bewundern, den die Natur je ſchaffen können. Sie hob ihre Gewande, um ſie vor der Näſſe zu ſchützen, etwas empor und da ſchloßen ſich Knöchel von ſolcher Vollkommenheit daran, wie ſie der Kenner dieſer feinſten Schönheit in ganzen Volksſtämmen nicht gewahrt! Bergauf, in dem Parke, blieb Sidonie, als ob ſie zum Steigen nicht Athem genug hätte, oftmals ſtehen, und beutete ich die Gelegenheit, die ſie mir gab, ſie zu führen, ſybaritiſch aus.

Auf faſt erreichter Höhe ſetzten wir uns unter den Mauern des alten Schloſſes auf eine Bank und ruhten in dem Anblicke der Thalſchlucht aus. Der leiſe Wind ſtob die Zweige der Birken wie Federn auseinander, über die Fläche des Stromes, den man tief unten im Grunde ſchimmern ſah. Schatten gingen durch den Wald und darüber, Vögel ſangen um uns, ferne Stimmen, Holzſchläge ſchallten und noch ferner brauſten die Gipfel darein. Unſer Geſpräch hatte ſich auf Goethe gewendet, und wir erinnerten uns, daß er uns ſchon vielfachen Anlaß zu gemeinſamer Bewunderung, wenn auch nicht ſelten zu den lebhafteſten Streitigkeiten geliehen hatte, weil wir von den entgegengeſetzten Polen der Betrachtung des großen Mannes

ausgingen. Sidonie kannte und liebte faſt nur Goethe's ſpätere Dichtungen, Meiſter, Wahlverwandtſchaften, Taſſo, Hermann und Dorothea; ich hielt mich vorzugsweiſe an die früheren und genoß im wiederholten Leſen die Sidonien theils ganz unbekannt, theils unverſtändlich gebliebenen. So zum Beiſpiel ſagte ich ihr, daß ich den Werther in der erſten Auflage und urſprünglichen, unverfälſchten Geſtalt immer bei mir führe, und erwiderte auf ihren ſpöttiſchen Einwurf: ſie habe mir ſo menſchenfeindliche Geſinnungen nicht zugetraut, als dieſem verrufenen, ihr ganz fremd gebliebenen Helden zugeſchrieben würden: daß ich das Buch keineswegs deßhalb ſo unbegrenzt liebte, weil ich von einem Anhauche von Lebensüberdruß angeſteckt, ſondern weil ich darin, mit Tieck zu reden, die reinſte Offenbarung der Liebe und edeln Leidenſchaft erkennen müſſe, um deretwillen das Leben doch nur etwas ſey.

Sie ſtutzte über dieſe Aeußerung und wir fuhren fort von Goethe's Gedichten zu ſprechen. Ich fand in den frühern und früheſten eine Art, ſich auszudrücken, oder ſo unmittelbare Darſtellung, daß der Gedanke kaum zur Hälfte in das Gewand des Wortes gehüllt ſey, und ſein beſeelter ätheriſcher Körper in verklärter Unſchuld der Nacktheit daraus hervorſchaue; konnte aber Sidonien nur etwa dahin bringen, zuzugeben, man vermöge die Schönheit und Wahrheit dieſer Gedichte wohl unter keiner andern Bedingung zu begreifen, als daß man dieſe natürlichſten aller Gefühle an

ſich ſelbſt erlebt habe. Einige davon waren ihr allerdings lieb und werth; im Allgemeinen, meinte ſie jedoch, gehe ihr die vollendete Kunſt in der Bekleidung der ſpätern über den von mir an den frühern gerühmten Vorzug der Unbekleidung. Mit meinem tiefen Leidweſen darüber, daß derſelbe Goethe, der im J. 1781 an Lavater ſchreibe: „es fielen ihm täglich Schuppen wie Nebel vom Geiſte, ſo daß er denke, er müſſe zuletzt ganz nackend daſtehen, wenn ihm gleich der Hüllen genug übrig blieben," in ſeinem ſpätern Leben die Hofuniform über dieſe paradieſiſche Nacktheit ziehe, hätte ich die Reizendſte bald böſe gemacht, und ich gab ihr, um ſie wieder zu begütigen, auch von meiner Seite zu, daß ſich der ſo große Mann, wie Goethe, wenn er im Alter vermeinterweiſe oder wirklich rückwärts gehe, damit nur an ſich, als der potenzirten Menſchheit, nicht an der übrigen Welt verſündige, und dieſelbe in keinem Falle berechtige, ihn deßhalb zu verdammen. —

In dieſem Tone hielt unſer Geſpräch noch eine Weile an, und nachdem Sidonie mit mir in den alten Ruinen herumgeſtiegen war, begleitete ich ſie wieder heim und mußte unterwegs die Erfahrung machen, daß ſich meine Leidenſchaftlichkeit deſto mehr ſteigerte, jemehr wir uns dem Augenblicke der Trennung und der Stadt näherten. Auch war es eben nicht verwunderlich, daß wir, ohne uns deſſen zu verſehen, mehrere Stunden länger zuſammen verbracht hatten,

als unsere Absicht gewesen war. Wir befanden uns erst wieder, als es Abend wurde, unter den alten Lindenbäumen, hinter denen das noch verdeckte Thor lag, und standen in der stillen Abgeschiedenheit allein. Ich wollte scheiden und vermochte es nicht. Es hielt mich wie mit Banden bei ihr fest, ich zauderte, ich wollte etwas sagen, ich blieb stumm. Da reichte sie mir zum Abschied die verführerische Hand und ich zog sie zu einem, ich weiß nicht wie langen Kusse zu meinen Lippen empor, wonach ich sie doch wieder fallen ließ und einige Schritte zurücktrat, um mich zu entfernen. Ich hatte Thränen im Auge und mein umnebelter Blick war auf sie gebannt. Nach einem heftigen Kampfe mit sich selbst machte sie eine rasche, unwillkührliche Bewegung nach mir vor . . . .

O, wie vermöchte ich die Süßigkeit dieser Erinnerung zu beschreiben! Mein ganzes Herz geräth noch jetzt, Jahrelang nachher, in Wallung, indem ich dieses Augenblicks gedenke. Und täuschte ich mich damit, täuschen wir uns in ähnlichen auch noch so sehr, so besteht doch unser ganzes Glück blos in solchen Täuschungen. Ja, ich sehe immer die unvergeßliche Gestalt, wie sie sich in geheimnißvoller Regung nach mir vorbewegt, und weiß von der nächsten Zeit darauf nichts mehr. War es allzugroße Eitelkeit von mir, zu wähnen, daß ein unbewachtes Gefühl sie

überwältigt habe. Es brauchte ja nicht einmal Schwäche gegen mich zu seyn, da es Menschen gibt, die uns in gewissen Lagen und Momenten weicher stimmen, ohne daß ihre Persönlichkeit Antheil daran hätte. Wir verrathen unsere Empfindung wohl durch ein und das andere unwillkührliche Zeichen, das, gleichwie ein Blatt am Wege abfällt, und von dem ersten besten vorüberwehenden Lüftchen sich zugeeignet werden mag, der gewandte Kenner der Herzen in dem Bewußtseyn an sich nimmt, daß wir zu schwach seyn werden, es zurückzufordern, und daß die Liebe immer nur stark durch unsere Schwäche ist, wie jene Ninon, die sich auf die Liebe verstehen mußte, dereinst auch gesagt hat.

Ich komme aus dem Morgennebel dieser Ungewißheiten erst wieder zu mir, als ich in ihrem traulichen Zimmer auf ihrem Sopha neben ihr sitze und ihr Mädchen Licht hereinbringt. Wie ich dahin gekommen bin? ich weiß es nicht: ich denke, am Ende ich habe ihr beim Abschiednehmen erklärt, daß es zu spät geworden sey, meine Wanderung noch an dem Tage zu vollenden, und sie hat mich eingeladen, den Abend bei ihr zuzubringen. Auch schien es unter uns ausgemacht, daß ich Goethe's Werther vorlesen sollte.

Ich zog die alte liebe Ausgabe mit dem weitläufigen Druck aus der Tasche, die sich so viel besser als die ökonomischen neuern liest und bei der Vignetten, Stöcke, Lettern, Druck, Vergelbtheit des Papiers, kurz Alles in die alte Zeit, ja mit in den Dunstkreis der

Stimmung verſetzen, in der das Buch geſchrieben ward. Es durchſchauerte mich, wenn ich bedachte, daß gerade ich ſie mit dem Werther bekannt machen ſollte, um in ſeiner leidenſchaftlichen Liebe die meine ſprechen und ſich offenbaren zu laſſen.

Die kleine Agnes ſpielte in einer Ecke, an ihrem Tiſchchen, mit ihren Puppen, und Sidonie hatte kein widerwärtiges, nervenangreifendes Strickzeug zur Hand genommen, ſondern bildete mit der Niedlichkeit ihrer Finger allerlei Blumen der Natur und Phantaſie aus buntem Wachs nach, in welcher Spielerei, wie ich ſchon von Karlsbad her wußte, ſie Meiſterin war, und wovon ich allerdings auch in anderer Art als von einem Strickzeuge würde geſtört worden ſeyn, wenn ich auf die Fülle von Grazie, die die Wendungen und Verwicklungen der Finger dabei enthüllten, nicht ſchon vorbereitet geweſen wäre.

Ich las. Ich ward von Wahrheit und Dichtung vereint ergriffen. Werthers Leidenſchaft verſinnlichte ſich in meiner Einbildung zu meiner eignen; ich fühlte jedes Wort des Dichters wie ſelbſt erlebt, geſprochen oder geſchrieben nach, und ſah auch, wie Sidonie von dem Gegenſtande überwältigt ward, da ſie eine ſolche Sprache und Darſtellung noch in keinem andern Buche angetroffen oder geahndet hatte, und wie ſo viele Menſchen der jetzigen Generation ein ſeltſames Vorurtheil und eine von der Philiſterei erzeugte und genährte Abneigung gegen das große Werk empfand, deſſen

unerschöpfliche Einfalt und Natur jene als Ueberspannung oder wer weiß als was verschrie. Ihre Blumen gediehen nach und nach langsamer; ihre Hände ruhten von Zeit zu Zeit, und das Wachs entfiel ihnen am Ende, indem ihr Auge sich mit Thränen füllte; das Köpfchen bog sich sinnend vor, der Mund erschloß sich wie zum Sprechen und ihre ganze Seele folgte mir und meinem Gefühle.

Um die Theestunde waren wir mit dem ersten Theil zu Ende. Ich hörte zu lesen auf und machte eine Pause. Ich sah sie an. Sie kam, überrascht, meinem Blicke zu begegnen, wie aus einer andern Welt wieder zu sich und lächelte. Sie richtete sich empor, ein Seufzer hob ihre Brust; keines sprach ein Wort.

Auf dem Vorsaale entstand Geräusch. Sidonie erhob sich, putzte die Kerzen und klingelte.

Das Mädchen trat ein. Sie hatte gehört, daß ich zu lesen aufgehört und sich in der Nähe gehalten, um nachzufragen, ob ihre Gebieterin jetzt den Thee befehle. Sidonie bestellte ihn.

Die kleine Agnes war in ihrem Stühlchen zurückgesunken und über das Lesen bei ihren Puppen eingeschlummert. Ein lieblicher Anblick, wie das schlaftrunkene Gesichtchen ihr vorn überhing.

Der Mond schien zum Fenster herein und gewann so eben erst seine träumerische Herrschaft über die Erde der herniedergesunkenen Nacht ab, die ihn mit der dunkeln Hand an ihren Busen zog. Der Mondschein malte

auf den Dielen der Stube die Fenstergewände ab, und die Schatten der Obstbäume draußen zitterten über die hellen Vierecke zwischenhin.

In aufgeregter Stimmung standen wir beide jedes an einem Fenster und sahen hinaus; es war uns fast, als ob es zu einer Erklärung zwischen uns gekommen sey und ein zärtliches Verhältniß begonnen habe. Jedes scheute sich zu sprechen; ich wagte es wenigstens nicht in dem Tone zu thun, wie es mir zu Muthe gewesen wäre, und wollte und konnte keinen andern anschlagen.

Darüber brachte die Dienerin den Thee und löste sich der Zwiespalt.

Sidonie hatte noch Mehreres zu bestellen und sagte zuletzt dem Mädchen, wenn sie die kleine Schläferin zu Bett gebracht habe, möge sie immer die ihr schon für diesen Tag ertheilte Erlaubniß benutzen und zu Tanze gehen. Nur solle sie nicht zu spät nach Hause kommen und sie durch kein Geräusch im Schlafe stören.

Ich erschrack, als ich vernahm, in welcher Einsamkeit ich mich mit der Geliebten befinden sollte, und sie entschuldigte sich scherzhaft bei mir, daß die Beschränktheit ihrer Haushaltung sie nöthige, ihre kleinen Einrichtungen in meiner Gegenwart zu treffen. Ich wisse nun auch, warum ich Nachsicht mit ihr haben müsse, wenn etwas bei meiner Bewirthung mangele.

Derweil wir den Thee tranken, sprachen wir von dem Buche und gestand mir Sidonie, daß meine

Vorlesung sie zunächst von dem, wie sie wohl einsehe, albernen Vorurtheil bekehrt habe, wonach es die allgemeine Meinung in den Verruf der falschen Sentimentalität und Empfindelei gebracht. Woher das Vorurtheil entstanden, sey ihr unbekannt, sagte sie; allein ich wisse ja, wie es in der Welt hergehe: Eins spreche dem Andern nach, ohne die Sache zu kennen, und sie habe es mit der fast sprüchwörtlich gewordenen Dummheit selbst nicht anders gethan, derweil sie nun zu ihrer Beschämung, Seite für Seite, die Sprache des ächtesten Gefühls finde.

Ich versetzte: Das erwähnte Vorurtheil, theure Freundin, ist unmittelbar daher gekommen, daß man dem Dichter die Schuld seiner Nachahmer aufgebürdet hat. Eben weil Werther eine so reine Innigkeit des Gefühls zum erstenmale aussprach, mußte er die gewaltige Epoche machen. Und zwar rief er nicht allein eine Menge Nachahmer auf, sondern theilte die Stimmung des Dichters, die er erst von der Außenwelt empfangen hatte, auf lange hinaus dem Publikum mit. Es konnte hier wie anderwärts nicht fehlen, daß die Schüler den Meister öfter mißverstanden, und so entstand aus dem Nachahmen der wahren Empfindsamkeit, in dem Suchen und Haschen danach die falsche, angekünstelte, mit der der große Haufen in seiner Unfähigkeit, das Gute von dem Schlechten zu sondern, hintendrein jene verwechselte. Mir scheint die verdrehte Ansicht nichts weniger als ein Räthsel zu seyn; was

ich mir aber nicht erklären kann, ist, wie man fast den beiläufigen Umstand des weltberühmten Selbstmordes so hoch anschlagen, ja sogar behaupten durfte, daß das Buch den Selbstmord predige. Ich habe darauf nie das mindeste Gewicht gelegt, und wenn ich auch keineswegs läugnen mag, daß es bei seinem Erscheinen die bekannte, von den traurigsten Thatsachen bewährte Wirkung verschuldete, ist es doch eben etwas Anderes um die Stellung, die ein so ewiges Werk in der ganzen Literaturgeschichte einnimmt.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß mir jene Offenbarung der Kern desselben däucht, und daß es in der Hinsicht nicht allgemeiner anerkannt, bewundert und geliebt wird, ist mir unbegreiflich. Werther hätte müssen Volksbuch geworden seyn, denn er ergreift uns doch nur darum so allgewaltig, weil jeder ächte Mensch im Grunde seines Herzens so einfach wie Werther fühlt und oft nur durch das alltägliche Leben aus der Gewohnheit gekommen ist, er selbst zu seyn, oder sich so selten zu dieser Wiedererkenntniß aufrichtet. Goethe eroberte sich gewissermaßen selbst erst aus der gemeinen Wirklichkeit, als er den Werther dichtete. Er stürmte wild, wie sein Held in das ruhige Daseyn hinein und mußte in diesem Widerspruche vielleicht auch sich selbst vernichten. Werthers Leidenschaft ist eine Geschichte aller Leidenschaft, ja, symbolisch aufgefaßt, ist das Leben selbst eine, die Geschichte von Werthers Liebe die aller Menschen: die Jugend, Sehnsucht, Seligkeit

ihre Geliebte, die ihnen das Leben raubt, um es in Verzweiflung, Tod oder Untergang der Endlichkeit zu stürzen.

Sind diese Erklärungen nicht ein wenig weit hergeholt, lieber Freund? warf mir Sidonie ein.

Ich denke nicht, versetzte ich; sie ergeben sich beim jedesmaligen Lesen wenigstens mir von selbst. Wie Goethe sich in dem Werke immer nur an das Nächste hält und es anzuwenden versteht, geht ins Unglaubliche, und er befolgt darin den Grundsatz, den er irgendwo selbst aufstellt: Geh vom Häuslichen aus und verbreite dich, so du kannst, über alle Welt. Und wenn man immer wiederholt tiefer in die Wirklichkeit hinein und näher zu ihr herangegangen ist und ihre äußersten Grenzen erreicht zu haben meint, findet man im Werther immer noch eine Stufe, auf der der Dichter tiefer, oder ihr näher steht, als wir, und eine noch reinere Essenz des Lebens davon abzieht.

Recht schön und gut, meinte Sidonie; allein sollte die öffentliche Meinung mit dem Urtheil so ganz Unrecht haben, das sie in Betreff des Selbstmords über das Buch gefällt hat? Verzeihen Sie meine Zweifel. Sie stützen sich, wie Sie sehen, auf keine eigne Erfahrung, vielleicht widerrufe ich sie, wenn wir zu Ende sind. Ich kann mir nur die Richtigkeit des ersten Eindrucks, den Werther bei seinem Erscheinen hervorrief, vorläufig nicht so ganz abreden. Sie geben die Thatsachen zu: Sollte der Urheber durchaus unschuldig daran gewesen seyn?

Meine Freundin! wie hätte der große Haufe den hohen Sinn des Werkes faſſen ſollen, den Goethe's Abſicht gewiß nicht, wohl aber die Natur hineingelegt hat, nach deren Geſetzen er es in ſeinem Geiſte erlebte?

Der göttliche Geiſt, die Erkenntniß der Natur erwachten in Werthers Innerm ſo machtvoll, daß ſie nicht Raum darin hatten, und alſo endete er. Die Liebe überkam ihn in der Maſſe, daß das Gefäß ſeines Herzens zu klein war, ſie zu faſſen, und ſo ſprengte ſie es. Und das Herz, der edelſte Theil deſſen, was von uns der Erde angehört, wird immer und allenthalben dies Schickſal zu erleiden haben, wo es mit der himmelwärts ſtrebenden Seele gleichen Schritt zu halten unternimmt. Werthers Herz erkrankte an der göttlichen Liebe und er ſtarb daran wie im Fieber; ja, war wirklich ſchon lange todt, ehe er ſich tödtete, ſchon als er zu ſich ſelbſt ſagte: ſein Herz ſey todt, denn ſein Körperleben ſtand wie neutraliſirt ſtill und gab kein Gegengewicht mehr für das Seelenleben ab. Er hatte die Geduld zu leben verloren. —

Keine der geringſten Lehren, ſprach Sidonie ablenkend, die mir der Werther zu enthalten ſcheint, iſt die Warnung vor der Gefahr des Genuſſes der Gegenwart, dem ſich der Held ſo blindlings überläßt, wiewohl der einzige Troſt des Unglücklichen im Leben oftmals nur der Augenblick iſt. Sehr wahr und richtig hat Goethe in Lotten das Weib aufgefaßt, wie, von Werther

verschieden, sie der Gegenwart lebt, und ihre Schwäche mit ihrer Liebenswürdigkeit so innig vermischt ist, daß an keine Sonderung der einen vor der andern zu denken.

Wie liebenswürdig ist es von Ihnen, gnädige Frau! sprach ich lächelnd, daß Sie das zugestehen, und ergötzte mich an ihrer kleinen Verwirrung über die Folgerungen, die daraus gezogen werden könnten. Auch halte ich dafür, fuhr ich fort, daß in dem gegenseitigen Verhältnisse Werthers und Lottens gezeigt werden kann, wie der Mann und wie das Weib die Leiden des Lebens ertragen. Jener wird davon jederzeit zur gewaltsamen Entscheidung angetrieben werden, diese leidet weniger heftig, aber lange und langsam. Zwischen Lotten, Albert und Werther ist die ewige Wechselwirkung der Leidenschaft und des ruhigen Wohlwollens auf einander geschildert. Die Prosa des Andern behält in der That immer Recht und bleibt am Ende im Besitz des Lebens, das Lottens verständige Weiblichkeit vertritt. Ich sehe es aber als eine große Schönheit unseres Buches an, wenn auch die edlere Leidenschaft am Schlusse ihr Recht an das Weib für ein anderes Leben behauptet und in Lotten die Knospe der Liebe aufbricht, indem sie gebrochen wird.

Ueber das Verhältniß der alten Ausgabe des Werther zu der neuern Ueberarbeitung kann man nicht lange zweifelhaft seyn. Die erstere verdient den unbedingten Vorzug, und es erging Goethe mit dieser und

andern vermeinten Verbeſſerungen ſeiner Werke nur wie meiſt allen Dichtern in dem Falle: die ſpätere Nachwelt muß ſie verwerfen. Wer wird z. B. nur einen Augenblick anſtehen, die Leidenſchaft Werthers in ihrer allmählig herauswachſenden Sinnlichkeit als ein genügendes Motiv zu ſeinem Tode zu erkennen? Und deſſen ungeachtet verkleinert der Dichter ſelbſt den urſprünglich großen Styl des Romans, indem er eine peinliche Epiſode von einem Bauernknechte einflicht, der aus Eiferſucht auf ſeine Herrin, eine junge Wittwe, einen Andern, den ſie heirathen will, ermordet und den leidenden Werther bedroht, in dieſer Kriminalangelegenheit als Zeuge dienen zu müſſen. Die Verſtimmung darüber ſoll den verhängnißvollen Entſchluß mit vermitteln, und der große Dichter empfindet nicht, wie ſolch kleines Triebrädchen auf den Schwung des Ganzen nur hemmend einwirken kann. Die bekannte Stelle vom Streuſand und eine andere von Lottens Vogel ſind deßgleichen ſpäter eingelegt — der unpaſſenden Hinzufügung der Schweizerbriefe gar nicht zu gedenken — und wie nett und niedlich auch, nichts weniger als Verbeſſerungen.

Im zweiten Theile gibt es gar eine Stelle, zu der wir gleich kommen werden, die man in der Umgeſtaltung noch weit ernſtlicher mißbilligen muß. Ich meine die, wo Goethe als Herausgeber des Werkes, und zwar in der alten Ausgabe als vernünftiger, unbefangener Mann das Wort nimmt, derweil er in der neuen

den vornehm-fremden Ton anſchlägt, der ihm in ſpätern Jahren zur andern Natur geworden war und mit dem des übrigen Werkes in ſchreiendem Mißklange ſteht. Was er dort über das geſtörte Verhältniß Lottens zu Albert unumwunden ausſagt, wie es iſt, ſucht er hier, damit es nicht ſcheine, als nehme er für Werther Partei, halb und halb zu vertuſchen. Das Philiſterthum hatte ihn über die Tendenz ſeines Werkes eingeſchüchtert, und er war ſchwach genug, ſich zu Conceſſionen zu verſtehen! Einen komiſchen Eindruck macht es, wenn er ſpäter, wo er ſelbſt Miniſter zu werden vorhatte, es nicht mehr für ſchicklich hält, in der Anmerkung den Miniſter Werthers einen vortrefflichen Mann zu nennen, ſondern die Ehrfurcht für den Stand ſo weit treibt, dieſe Worte in „vortrefflichen Herrn" umzuwandeln. Und dennoch ſpricht er ſich bei der Stelle, wo Werther den Kindern Mährchen vorerzählt, wegen aller ſolcher Abänderungen ſelbſt ſein Verdammungsurtheil.

Etwa um acht Uhr fing ich wieder zu leſen an und nun riß die Dichtung mich unwiderſtehlich mit ſich fort, drang mir die Leidenſchaft des Dichters immer wärmer in das Herz. Ich fühlte ſelbſt, daß ich einfach und gut las und rührte. Ja, wenn es irgend wahr, daß der Anblick eines Menſchen nicht unſchön iſt, dem es die höchſte Freude, einem Andern die Schönheiten eines Kunſtwerkes zu erſchließen und ihn dafür, ohne alle Anſprüche für ſich, zu begeiſtern, ſo

wußte ich jetzt, daß Sidoniens Auge mit Wohlgefallen auf mir ruhte und ihre Seele meinen Worten lauschte.

Ich vergaß mich endlich selbst, und versetzte mich ganz an Werthers Stelle. Solcher Liebreiz des Körpers und der Seele konnte mich nicht kalt lassen, indem ich ihn dem Lottens unterschob, für die meine Einbildungskraft einen Gegenstand verlangte. Nun dachte ich mir, als Werther, sie für mich verloren und sah diese Reize ungenossen verblühen, derweil sie doch so herzliche Neigung zu mir empfand: das Leben kam mir so kurz, so unbedeutend vor, die Liebe, die Leidenschaft das einzig Wünschenswerthe und Beglückende; alle Bedenken, die ich hatte, mich dem Gefühl für Sidonien hinzugeben, lösten sich in nichts auf; ich stellte mir, von der Gelegenheit überwältigt, vor, wie selten eine reine Leidenschaft, wie sehr ich in Sidonien sie für mich vermuthen dürfe: ich verzichtete auf allen Widerstand . . . . .

Bei dem Gesange aus Ossian, der ihr auch ganz neu war, weinte Sidonie hörbar und konnte ihren Zustand nicht mehr verhehlen. Das verwirrte mich vollends; ich ertrug die Scene nicht, die zwischen Lotten und Werther erfolgt; meine Augen verdunkelten sich, die Stimme versagte mir; ich konnte nicht weiter lesen: ich erhob mich vom Buche, bedeckte mein Gesicht mit beiden Händen und sank in die Seitenkissen des Sofas nieder.

Daß ich außer mir war, brachte Sidonien wieder

zu ſich, und verwundert ergriff ſie, durch Thränen lächelnd, meine rechte Hand, zog ſie an ſich und ſagte mit Theilnahme: Es ergreift Sie zu ſehr, lieber Graf, hören Sie auf zu leſen; Sie haben mir einen unſäglich großen Genuß verſchafft, ich danke Ihnen dafür innig; es iſt ein Buch, wie es keins weiter gibt, die ganze Seele geht uns darin auf .... Der Druck, die Lebenswärme dieſer Hand! .... Ich wandte mich; mein Blick begegnete dem Auge, in dem ein Himmel von Liebe ruhte. Ich ſah dies vom Weinen geröthete Antlitz, erhitzt, feucht, die Locken verſtört, aufgelöst, die rothen Lippen von Gefühl ſchwellend .... Ich ſtürzte ihr zu Füßen, riß ihre Hand an meinen Mund und bedeckte ſie mit Küſſen. Meine Thränen ließen ſich nicht mehr zurückdrängen. Sidonie! rief ich ſehnſuchtsvoll. Allein wie entrüſtet über ſolche Schüchternheit ſchlug die Leidenſchaft ihren ſtarken Arm um meine Seele und zog ſie unwiderſtehlich mit ſich in ihre Sphäre hinüber, entfeſſelte die Rede des Herzens, daß ſie Mittel fand, die Schranken der Lippen zu durchbrechen. Und, Sidonie, fuhr ich mit einem Ausdrucke, der mir ſeither fremd geweſen, fort: Was iſt alles Glück, wo nicht Leidenſchaft. Ich verſchmähe jedes andere, als das mir das Gefühl für Sie gewährt: daß ich es habe, daß ich mich daran halte, daß ich weiß, es könne mir nimmer entriſſen werden, daß ich es Ihnen ausſprechen darf, daß mein Herz und Mund vor Ihnen übereinſtimmen .... Und

Sie wiſſen, Sie fühlen, was es iſt, wenn zwei Menſchen in der Liebe ſich ſo ſelbſt verſtehen, daß jeder Blick, jedes Wort, die ſie austauſchen, unauflöslichere Bande um ſie zieht; ja, daß Eine wirklich und bewußtvoll mit dem Andern ſpricht, ſobald es an ihn denkt, und ſein Gefühl ſich ohne Täuſchung in den Raum der Zeit einſchließen läßt. Mit Ihnen verſtehe und verſtand ich mich von jeher ſo. Sie heucheln nicht wie Viele, die ſich und Andere täuſchen, wärmern Antheil als Sie fühlen. Sie treiben kein eitles Spiel mit ſich und Ihrem Herzen, und deßhalb ſind Sie auch ſo rein und ſtark und edel, weil Sie ſich Ihres Gefühls nie ſchämen, es nie verläugnen, oder in pſychiſcher Prüderie von dem vermeintlich höhern Standpunkt der Ruhe und Vernünftigkeit vornehm darauf niederſehen und alles Ewige in ſich freventlich vernichten .... Jedoch, wohin verirre ich mich? Die Leidenſchaft macht mich wahnſinnig, Sidonie, und dieſer Wahnſinn ....

Sie ward von Ueberraſchung bald bleich, bald überzog Purpurglut ihr Antlitz. Sie zitterte und war in der lieblichſten Verwirrung. Sie hatte meine letzten Worte, glaube ich, ſo wenig wie ich ſelbſt gehört, und ich ſchwieg bei dem Worte Wahnſinn ſtill, ohne das nächſtfolgende zu finden: der Gedankengang war mir unterbrochen.

Mein Gott! ... Herr Graf! ſtammelte ſie: Otto, ... darauf inniger, als verwerfe ſie jede Verſtellung, jede Zurückhaltung. Und das entſchied über mein

Geſchick. Sie bog ſich zu mir nieder. Lieber Otto, ſprach ſie weiter, ſtehen Sie auf, ich kenne Sie nicht mehr. Sie ſind mir werth und theuer, aber faſſen Sie ſich, laſſen Sie meinem Gefühle Zeit, ſich zu ſammeln, Sie kennen mich, ich weiß nicht . . . .

Sobald aber eine Stimmung den Grad von Energie entwickelt hat, als in dem Augenblick die meinige, ſind wir mit dem beſten Willen nicht mehr im Stande, mit der Beſonnenheit zu kapituliren. Meine Leidenſchaft empfand, daß, wenn ſie jetzt die Ueberlegung nicht beſiege, dies nimmermehr der Fall ſeyn werde, und ließ weder mir noch ihr Erholung zu. Sie gab mir auch die andere Hand, mich zu erheben, und ich ſchloß ſie in die meinige. Allein, indem ſie mich emporzog, kam ihr Kopf, ihr Mund dem meinen allzu nahe, und nun wollte ich, ſie ſolle nicht widerſtehen, und ſtrömte dieſen Willen, wie vermöge eines neuen Sinnes, in ihr Weſen über. Sie ſenkte das Köpfchen willenlos und ihre Lippen thaten ſich, wie die Knospe dem Hauche des Zephyrs, langſam, liebend auf, indem Athem in Athem überging, Thränen mit Thränen zuſammenſtrömten und die Glut vielmehr entzündeten, die ſie hätten löſchen ſollen. Der Kuß riß mich zu ihr empor, die Sinne vergingen mir und nur in einzelnen Pauſen noch wagte der Mund des Einen ſich dem Andern in anderer Sprache zu verkünden, derweil die entzückten Worte wie bunte Bänder um den duftenden Kranz von Küſſen flatterten, den wir uns Stirn um Stirne wanden . . . .

Als wir unſer Bewußtſeyn wiederfanden, brannte nur noch ein Licht trüb auf dem Tiſche, das andere war heruntergeſchmolzen und erloſchen. Es war faſt dunkel im Zimmer, die Nacht ſtill, kein Lüftchen regte ſich, kein Laut erſcholl, der Mond war ſchon am Horizonte untergegangen. Ich ruhte in Sidoniens Armen und mein Auge war an all dem Reiz vor ihm faſt ermüdet. Ihr Haupt war zurückgeſunken und ihr Geiſt ſchien von Träumen in die Ferne entführt.

Sie erwachte und lächelte, als ſie ſah, daß mein Mund dem ihrigen nahte; ſie richtete ſich empor, ſie ſah mich wieder ſo vertrauensvoll an. Du mußt nun gehen, Otto, ſagte ſie, es iſt Zeit. — Ach, Sidonie! rief ich, iſt es denn wahr, ein ſolches Glück hat die Erde? — Die Erde? erwiederte ſie. — O! du haſt recht; die Erde nicht, der Himmel nur, du Himmliſche! —

Ich wollte ſie wieder an mich ziehen. Sie ſtand auf. Gute Nacht! hauchte ihr Mund. — O, gute Nacht! —

Ich wußte nicht, wie ich wieder von ihr gekommen war. Ich ſtand draußen in der kühlen Nacht. Ich war wieder vor dem Thore, im Freien, ich wußte nicht, wie ich hinausgekommen. Ich wanderte dem Ziele meiner Reiſe zu, die Morgenröthe leuchtete am Horizont, der Morgenſtern darüber, die Dunkelheit ward lichter um mich . . . . .

Die Dunkelheit ward lichter um mich, ſage ich? — Nicht doch, die Dunkelheit ward dichter. — Die Morgenröthe leuchtete am Horizonte und der Morgenſtern? — Hm! hm! es war ja nicht die Morgenröthe und der Morgenſtern; die Abendröthe und den Abendſtern ſah ich wohl vor mir, denn ich wanderte gen Abend, dem Schloſſe zu, das unfern vor mir auf der Höhe lag und deſſen Fenſter noch golden in dem Wiederſcheine erglänzten und feuerten. Aber was war alſo wahr? War ich nicht den Abend bei Sidonien? Hatte mir das Alles nur geträumt? — Geträumt? Ja, wie man will; je nachdem man dieſes oder jenes in unſerm Leben träumen nennt. Die eigentliche Wahrheit in der Sache iſt das Folgende:

Als wir, wie ich ſchon geſagt habe, in der Nähe des Thores bei einander ſtanden, um Abſchied zu nehmen, und Sidonie jene unwillkührliche Bewegung nach mir zu machte, die mir noch leider unerklärlich iſt, ſchied ich dennoch, und zwar außer mir vor Aerger, von ihr, daß mir die Kehle gleich wie zugeſchnürt war und mich nur ein gewöhnliches Wort, ſo wie noch jedesmal hervorbringen ließ, wo ich etwas Ungewöhnliches am unrechten Orte zu ſagen im Begriff ſtand, das mich in Verwirrung geſtürzt haben würde.

Ich ſchritt meines einſamen Weges dem Schloſſe zu, und es iſt ſchwer zu ſagen, in welcher verzweifelten, mich ſelbſt herabſetzenden Stimmung ich mich befand: mein Ungeſchick, meine Uneinigkeit mit mir, meine

Sehnsucht nach Sidonien, die Vorstellung ihrer Reize und Liebenswürdigkeit stürmten auf mich ein und vereinigten sich, meinen Zustand beinahe unerträglich zu machen. Ja, Alles, was mir jemals Unangenehmes begegnet, was mir fehlgeschlagen war, ward mir in dieser Stunde wieder erinnerlich und brach mir, um mich neu zu stählen, wie ein innerlicher Angstschweiß aus. Nach und nach entwickelten sich indeß die Heilkräfte meines Leidens ebensowohl aus mir selbst, und die unausbleibliche Rückwirkung dieses Aufgebens und Druckes richtete mich wieder auf: die Wirklichkeit, die Einwirkung des Gegenständlichen um mich in der Natur machte sich vor dem Phantastischen gelten. Ich vergegenwärtigte mir die Folgen, die eingetreten seyn würden, wenn ich den Abend bei Sidonien geblieben wäre und mein Glück verfolgt hätte, und überließ mich also ungestrafter den Gefühlen meiner Leidenschaft, indem ich mir die Scene ausbildete, die ich beschrieben habe, und das Ergebniß dieser Blätter mich unmerklich wieder beruhigte. Die Poesie der Einbildung läuterte und überwand die Prosa der Wirklichkeit, und ich pries mich am Ende fast glücklich, die Sehnsucht nicht durch einen Genuß ertödtet zu haben, zu dem ich, ich wußte nicht, wie es kam, kein rechtes Vertrauen fassen konnte. Froh und zufrieden, meine jungen Geisteskräfte nicht in freiwillige Bande geschlagen zu haben, puppte ich mich in das zarte Gespinnst der Liebe ein, um als poetischer Schmetterling daraus wieder

hervorzufliegen, und empfand mit Ueberzeugung, daß meine Stunde noch nicht gekommen sey.

Auf dem Schlosse angelangt, fand ich den alten Amtmann nicht vor, da er in einer dringenden Angelegenheit auswärts beschäftigt war, und erst nach zehn Uhr zurückerwartet werden konnte. Ich ließ es mir nicht weiter unlieb seyn, den schönen Frühlingstag nicht mit trocknen Verhandlungen zu beschließen, sondern setzte mich mit Behagen zu dem Abendessen nieder, das mir die Haushälterin bereitet hatte, und schrieb nachher, bei einer Flasche alten Frankenweins, an meinem Tagebuche.

Als ich einige Tage darauf über Sidoniens Wohnort heimkehrte, besuchte ich mit hochklopfendem Herzen meine Freundin wieder, die ich diesmal nicht allein zu Hause traf. Eine ihrer Verwandtinnen war auf mehrere Tage vom Lande zu ihr gekommen und glich ihr in so geringem Grade, daß an kein vertrauliches Gespräch zwischen mir und Sidonien mehr zu denken war. Ich begriff also, daß es das Beste sey, mich so bald als möglich wieder zu empfehlen, und als mein Wagen bereits vor der Thür, und ich Hut und Handschuhe in der Hand hielt, ging Sidonie noch zu ihrem Schreibtisch und holte daraus ein Buch.

Vergessen Sie Ihren Werther nicht mitzunehmen, lieber Freund, sagte sie. Ich stutzte, besann mich aber sogleich, daß ich ihn ihr damals in dem Augenblicke der Trennung geliehen hatte. Ich nahm das Buch zurück und sie sah mich gutmüthig lächelnd an.

Und was sagen Sie dazu? fragte ich.

Ja, liebster, bester Freund, lautete ihre Antwort, bei der sie das Köpfchen mit einem schalkhaft bittenden Blicke auf die Schulter senkte und seufzte: Seyen Sie mir nur ja nicht böse, ich habe es nicht auslesen können; ich verstehe das Buch und Ihr Entzücken daran nicht.

Ich ging. Und unterwegs, als ich, in meinem Wagen gemächlich zurückgelehnt, der Residenz zurollte, gewährte es mir ein absonderliches Vergnügen, so mancherlei Betrachtungen über meine hochausgebildete Fähigkeit anzustellen, andern, und zwar den verschiedensten Menschen und Charakteren, ohne Ansehen der Person, meine eignen Gesinnungen und Gefühle anzudichten.

Mit meiner nichts desto weniger geliebten Freundin führte ich von diesem Tage an einen lebhaft unterhaltenen Briefwechsel, der uns Jahre lang in der anmuthigsten Verbindung erhielt und nicht früher unterbrochen ward, als bis sie sich zum zweitenmal vermählte, und zwar dem ältlichen Geheimrath von ** ihre Hand reichte, dessen Bekanntschaft sie ebenfalls an einem Brunnenort gemacht hatte. Sie lebt gegenwärtig in den wünschenswerthesten Verhältnissen in **, wo ihr Gemahl einen Gesandtschaftsposten bekleidet.

Die Brunnenkur.

1.

Graf Otto an seine Schwester.

Karlsbad, 1. Juni.

Es ist doch fast, als hätte ich nicht hieher gesollt. Du wirst mich auslachen, Liebe, wenn du hörst, wie meine kleine Reise sich so ganz anders gestaltet hat, als mein Plan gewesen war, und wie mir, dem Sichern, der Alles, was er thut und will, mit Besonnenheit voraus angibt, einmal Alles wider den Strich gegangen ist. Das ungünstige Ergebniß deines Kartenlegens, als Anfrage wegen dieser Reise, scheint also doch nicht so ganz ohne gewesen zu seyn.

Liebe Schwester, ich bin jetzt hier und darf mich meiner Sache für gewiß erachten, daß ich, dem Schicksale zum Trotz, meinen Willen erreicht habe. Ich bin also ruhig, weil ich weiß, ich habe Recht behalten. Allein ich gestehe dir, ich war recht böse auf dich, als du neulich den Einfall haben mußtest, die Karte zu legen: ob ich noch nach Karlsbad reise oder nicht, und mir sagtest: sie sey nicht aufgegangen. Ja, ich verhehle Niemand, daß ich abergläubisch bin, und was

sollte ich auch! stehen ja auf der andern Seite meine kalte Vernunft und mein Charakter fest genug auf ihren eigenen Füßen. Es macht mir aber eine so widerwärtige Empfindung, als ich gar nicht schildern kann, wenn eine fremde, vermeintlich höhere, wenn auch noch so lächerliche Gewalt, deren Einfluß auf unser Geschick sich nicht rechtlich ausweisen läßt, sich so oder so prophetisch darein mischt. Vielleicht, daß dieser Eindruck selbst desto stärker und empfindlicher wird, je mehr der Vorsatz des Herzens, den er befeindet, sich dem Verstande gegenüber in uns Blößen gibt. Jedoch ist alles prophetische Wissen der im gesunden Zustande befindlichen menschlichen Natur ein für allemal zuwider, und so war ich, überungeduldig und gereizt, als zuletzt noch die geheime Macht deiner Karte sich dagegen auflehnte, daß ich nach Karlsbad ginge, nachdem schon das Wetter und eine Menge kleiner Anstöße die Ausführung meines Entschlusses lange genug verhindert hatten.

Ich übereilte meine Abreise, da es mich zu Hause nicht mehr litt, und auch unterwegs riß die Kette von Unfällen nicht, an der ich einmal lag, und die es zu verdrießlich wäre, dir Glied vor Glied vorzuhalten. Um die schöne Aussicht auf dem Keilberge, der Grenze und Wetterscheide, kam ich ebenfalls. Der Regen goß in Strömen vom Himmel und dicker Nebel hüllte die Atmosphäre ein. Oben in den Klüften lag noch Schnee, unten im Joachimsthal blühten die Bäume. Der

Aufenthalt in dem trostlosen Neste mit den unzähligen Kindern und Bettlern, wo ich so lange auf Pferde warten mußte, machte mich fast melancholisch. Das ewige Plätschern des Regens hören und sehen zu müssen, wie die bleifarbenen Wolken sich unablässig schichtweise über einander wegwälzten und die armseligen Menschenkinder mit den verschrumpften, gelben böhmischen Physiognomien eben so dumm wie pfiffig in die Gaststube gafften oder mit groben Säcken zum Schutze gegen die Nässe über die Schultern vorbei humpelten, indem sie sich die einzeln aus der Straßenfluth ragenden großen Steine vorsichtig auswählten!

Endlich, endlich langte ich hier an. Das Wetter hellte sich hinter Schlackenwerth auf und gönnte mir den ersten Anblick der lieben Stadt im Sonnenglanze. Ich fuhr durch die Egerstraße, kam über den Markt, den steilen Schloßplatz empor, und gedachte in meiner alten Wohnung abzusteigen. Ich hatte für unnöthig gehalten, sie in so früher Jahreszeit voraus zu bestellen. Sie war trotz der Entlegenheit schon besetzt. Mich nun noch unter wildfremde Leute begeben zu sollen, der Fürsorge meiner alten braven Hausfrau in ihrer Möpse- und Kanarienvögelwirthschaft zu ermangeln, war mir doch zu arg. Allein was war zu thun? Aus Verdruß nahm ich die erste beste Wohnung, die ich in der Nähe fand, und schreibe dir aus ihr diese Zeilen in der Frühstücksstunde, die bei der nach geometrischer Progression steigenden Eßlust hier die

beglückendſte Tageszeit zu ſeyn pflegt. Bekannte habe ich noch nicht gefunden. Ich werde vor der Hand alſo darauf angewieſen bleiben, mir ſelbſt Geſellſchaft zu leiſten, und es bringt auch ſeine Vortheile mit ſich, nach dem Getriebe in der großen Welt ſich wieder einmal zu ſammeln und aus unerquicklicher Gegenwart in ſo liebreiche Vergangenheit zu entweichen, als ſich mir auf jedem Tritt und Schritt neu belebt. Ja, wie unvergeßliche Tage und Stunden habe ich als heiterer Jüngling hier verlebt! wie wird mir . . . .! Was hilft das aber Alles? hin iſt hin, verloren iſt verloren! Und wenn, in ihrem Thun und Laſſen, die Menſchen entweder der Zukunft, Gegenwart oder Vergangenheit dienen, ſo ſind die erſten manchmal wohl die edelſten, die andern meiſtens die gemeinſten, die letztern immer die verkehrteſten, zu denen ich in keinem Falle gehören möchte.

2.

Graf Otto an den Autor.

Karlsbad, 3. Juni.

Ein wie ganz anderer Menſch gegen ſonſt bin ich geworden! Ich fühle es hier recht lebhaft, wo mich ſo vielerlei an die Zeit vor zwölf Jahren erinnert, als ich zum letztenmale in Karlsbad war und Sidonien,

die Geliebte meiner Jugend, kennen lernte. Wie viele Momente lächeln mich hier aus Busch und Bach an und spiegeln mir das Bild der reizenden Frau zurück! Ja wohl, reizende Frau! Sie können es bezeugen. Sie haben sie damals gesehen, als ihre Jugend und Schönheit in reifster Blüthe stand. Der unbeugsame Wille ihrer Eltern hatte sie früh mit einem rohen Kriegsmann verbunden, den sie nicht lieben, den sie kaum achten konnte, und sie hatte fast zehn Jahre lang das Joch dieser unglücklichen Ehe getragen. Da war sie zu rechter Zeit durch seinen Tod befreit worden und erwachte nun mit einem Male die ganze unterdrückte Kraft ihrer Seele. Ihr Daseyn war ein immerwährender Triumph, und wer hätte sich enthalten können, ihr zu Füßen zu sinken! Ich lebte nur für sie, sah damals Alles noch mit so frischer, neuer Seele an und glaubte an das Leben, das ich jetzt in alle Zweifel eines Traumes stelle. Ich dichtete ihr alles Schöne an, das ich liebte, für das ich in Leben, Natur und Poesie schwärmte, und legte es auf den Götzenaltar dieses Gefühls nieder. Ich lebte in einer Wertherschen Welt und wähnte, eine Frau könne fähig seyn, eine solche Liebe so zu erwidern, ja, war drauf und dran, das unbefangene Wohlwollen, mit dem die Aeltere dem Jünglinge begegnete, für das Wahrzeichen der Leidenschaft zu halten. Doch gingen mir die Augen auf, bevor ich den entscheidenden Schritt that und mich meiner Freiheit entschlug, meinen

beſchränkten Glücksumſtänden zum Trotz, um ihre Hand anhielt.

Meine Leidenſchaft ſetzte ſich nach und nach zur Freundſchaft um, und Sidonie reichte nach einigen Jahren ihre Hand ihrem jetzigen Gemahle, der ihr als ältlicher, reicher, heiterer, gutgeſinnter Mann in ſeiner comfortablen Stellung als Geſandter eines angeſehenen Hofes das Lebensglück bereitet, deſſen ſie bedarf. Behaglich, vornehm, höchſt verſtändig, wie ſie nunmehr iſt und einestheils immer war, zwang mir dieſe Vorſtellung ſchon manches Lächeln ab, wenn ich ſie mit dem phantaſtiſchen Trugbilde zuſammenhielt, das ich mir ehedem von ihr machte. Die Liebe iſt blind und verblendet, der Rauſch eines Aberglaubens; ich freute mich, als ich wieder ſah und ernüchterte, als unter dem Umſchlag der Reſignation die tiefe Wunde der Enttäuſchung heilte. Befinde ich mich aber jetzt darum beſſer und wohler?

Ach, Freund, man wird vernünftiger, weiſer, ruhiger, allein gewiß nicht glücklicher, je älter man wird. Sonſt hielt ich die Liebe und Leidenſchaft für das höchſte Glück und war geneigt, daſſelbe in einem Verhältniſſe zu finden, das mir ein unerhörtes ſchien, wiewohl es kein anderes war, als Tauſende in ihrer Jugend wenigſtens einmal haben. Jetzt glaube ich an keine Liebe und Leidenſchaft, die ich nicht fand, bin eben ſo tief entmuthigt, als vorher erregt, und ſage mit Goethe: alles was wir treiben und thun, iſt ein

Abmühen; wohl dem, der nicht müde wird! Jedoch ist die Poesie, die Wahrheit der Hafen, der mich vor neuen Stürmen und Grundirrthümern des Lebens geborgen hält. Und wenn mich jene Erinnerungen hier wie Gewissensbisse bestürmen und quälen, können es, da es nicht meine Schuld ist, daß ich nicht glücklich ward, doch nicht verdiente Gewissensbisse seyn. Hat das Gewissen uns gegenüber überhaupt immer Recht? Muß es immer Schuld, kann es nicht auch Krankheit oder Unglück seyn, die es erregen?

Ich freue mich mit dem Lächeln der Wehmuth noch meiner damaligen kindlichen oder kindischen Gefühle. Und ich war zu der Zeit doch schon ein erwachsener Mann, und glaubte kaum mehr ein Jüngling, geschweige ein Kind zu seyn. Aber so ergeht es uns zu jeder Lebenszeit. Von Jahrzehend zu Jahrzehend sehen wir auf den verflossenen Abschnitt unseres Daseyns mit vornehm bedauerlichen Mienen herab, und meinen recht klug geworden zu seyn, wenn wir uns in demüthigenden Vorstellungen unseres Zustandes von ehedem über uns selbst erheben, der Gegenwart auf Kosten der Vergangenheit schmeicheln.

Sidonie war anders, als ich in dem ersten Entzücken über ihre Erscheinung gehofft hatte, und ich muß über meine damaligen Ansprüche an die Frauen lächeln. Die Schönheit, die Poesie, die ich von ihrem Innern forderte, ist es eben ihr Beruf uns äußerlich vorzustellen, und es hieße die größte Unbilligkeit, ein

Unnatürliches, Unmögliches ihnen zur Pflicht zu machen. Was ich sonst bei ihnen suchte, sollen wir besitzen, um uns zu dem Genuß ihrer Schätze zu befähigen.

Ich vertraute Ihnen diese meine erste Liebe, die einen weit tieferen Eindruck auf mich hinterlassen hatte, als ich Ihnen eingestand, nach der inhaltschweren Zeit an, in der mir der allerheiligste Stuhl die goldene Dornenrose der Enttäuschung sandte. Und habe ich den bittern Kelch ohne Nutzen und Frommen meiner geistigen Gesundheit geleert? Ich denke nicht. Der Glückliche, d. h. den man so nennt, mag recht angenehme Träume haben können, der Nichtglückliche trägt doch alle Vortheile des Wachens über ihn davon. Ich hätte damals so gerne gesehen, mein Leben verträumen zu dürfen. Es würde mir so spurlos wie Tausenden vergangen seyn, und ich hätte an seinem Ende nicht gewußt, weßhalb es angefangen. So aber in der ersten Frühe wach gerüttelt, mußte ich mich aus dem schlaftrunkenen Landleben, in dem ich fortgedämmert, zu einer erquicklichen Geschäftsthätigkeit ermannen, und darf der Hoffnung leben, nach vollbrachtem Tagewerke dasselbe für kein verlorenes zu erachten. Ich habe wenigstens bis daher allen Grund, mich in meiner diplomatischen Laufbahn glücklich zu fühlen, und sehe, nachdem ich sonst wohl für Poesie und Poeten schwärmte, nun allmählig ein, daß die echteste Poesie in dem praktischen Leben zu finden ist, und jeder höher gebildete Mensch die Aufgabe zu lösen hat, sie darin

zur Erscheinung zu bringen. Auch verträgt die Diplomatie in Wahrheit ihren Zusatz, oder erheischt ihn so gut wie jene andere höchste Lebensthätigkeit. Was hat man in der neuesten Zeit die Diplomaten geschmäht und herabgesetzt! Gewissermaßen freilich nicht mit Unrecht, da so manche Hauptvertreter meines Standes sich vor den Augen der Welt oft genug lächerlich oder verächtlich gemacht und bewiesen haben, daß Schlangenklugheit ohne Treu und Redlichkeit mit Dummheit gleichbedeutend, sowie der Weitsichtigste durch Uebersichtigkeit wieder kurzsichtig wird. Ist indeß die Kunst der Politik darum weniger eine der erhabensten und wichtigsten?

Ich gedenke meine Urlaubszeit und Brunnenkur dazu zu benutzen, mit den verschiedensten Menschen Umgang zu pflegen und Charakterstudien einzusammeln. Die Saison wird an Kurgästen zahlreich werden.

3.

Graf Otto an seine Schwester.

Karlsbad, 8. Juni.

Es ist im Grunde noch fast gar keine Gesellschaft hier. Mancher Andere würde sich unter solchen Umständen langweilen. Ich bin mir immer selbst die beste Gesellschaft und befinde mich unablässig auf den Füßen, da

ich die Gegend außermaßen liebe. Nur von acht bis neun Uhr Morgens, während des Frühstücks, bin ich sitzend, gesetzt oder sittsam zu Hause anzutreffen. Meine Wohnung hat eine schöne, behagliche Lage und ich sehe die Stadt unten vor mir ausgebreitet, so wie dahinter einerseits den nahen St. Laurenzberg, anderseits die ferneren, ansehnlicheren Höhen, über die sich die Prager Chaussee zieht. Links erhebt sich der Dreikreuzenberg und eröffnet sich, vom Erzgebirge begrenzt, das Egerthal; rechts erblicke ich das ganze Waldgebirge gen Hammer und Aich. So elegant, bequem und unterhaltend wie auf der alten Wiese ist es hier freilich nicht; dafür ist aber die Luft reiner und stärkender und wohnt man fern von dem Gewühl in ländlicherer Stille. Wenn die Tausende von Lichterchen der gedrängten Häusermasse Abends vor mir erschimmern, die Musik der Ständchen heraufschallt und das Getriebe und Gedränge dazwischen summt, derweil die Berge ringsum dampfen, so stellt sich aus dem Allen ein recht anmuthiges Bild zusammen.

Die Karlsbader Gegend ist eine Natur für Strebende, sie regt auf, erzeugt Gedanken, hat durchweg einen ernsten, hohen, andeutenden Charakter. Der Umstand, daß viele Kurgäste von hier nach Teplitz gehen oder daher kommen, hat wohl schon zu der Sonderbarkeit Anlaß gegeben, die hiesige Gegend mit der Teplitzer zu vergleichen. Welche Verschiedenheit zwischen beiden! Teplitz ist eine Gegend für Glückliche. Dem,

der glücklich ist, und der dann natürlich Menschen um sich hat, die ihm lieb und theuer sind, muß es Genuß gewähren, das weite, unvergleichliche Thal mit seinen großartigen Gebirgsformen, seinem üppigen Wachsthum, seinem warmen, prächtigen, südlichen Kolorit zu durchschweifen. Der Einsame möchte in Verlegenheit gerathen, was er damit anfangen solle. Zum Genusse, zu dem in Teplitz Alles einladet, ist er nicht da; ihm wird Karlsbads schwermüthige Gebirgshöhe lieber als jene strahlende Heiterkeit seyn.

Ich treibe mich den ganzen Tag auf den düstern, bemoosten, bewachsenen Bergen umher. Die anmuthigen Wege, die darüber und nebenher durch die Schluchten führen, sind fast immer menschenleer. Die meisten Kurgäste, auch die steigen könnten, ergehen sich nur kurze Strecken thalwärts, bleiben auf dem Posthofe Stunden lang sitzen und wollen bei solcher Lebensart gesunden. Die frische Bergluft, das viele Gehen und Steigen ist die halbe Kur. Je höher man wandert, desto mehr erweitert sich die Brust, desto tiefer lernt man Athem schöpfen, desto weniger wird man an die Maschinerie des Lebens erinnert, desto leichter fühlt man sich Gesundheit durch die Adern strömen. Ich habe es noch nicht dahin gebracht, müde zu werden. Und welchen wohlthätigen Einfluß hat das Wasser dieser Quellen auf den Körper, das der Quelle aller Quellen, des Sprudels insbesondere! Ich befand mich noch zu keiner Zeit meines Lebens wohler, als

indem ich ihn trinke. Nur nicht zu arbeiten oder auch zu lesen bin ich im Stande. Ich stehe halbe Stunden lang an dem Sprudel und sehe der unausgesetzt aufsteigenden, kochenden, sprudelnden Wassersäule zu, wie sie braust und tobt und zischt und poltert. Immer und immer wieder wirft sie und spritzt sich empor und fallen die schweren Strahlen wie Aehren einer Wassergarbe umgebogen nieder. Sekunden lang bleibt sie in dem eisernen Kelche versteckt, hebt sich, leise athmend, und scheint auszuruhen. Dann richtet sie sich aufs Neue empor und schleudert ihren weißen Schaum von sich; der Luftzug weht die heißen Dampfwolken über die Häuser oder drückt sie in die Terel nieder. Wenn man recht früh zum Sprudel kommt, ist der Moment gar schön, zwischen dem Sprudelsaale und der Trampelbahn die Sonne aufgehen zu sehen, wie sie einerseits den aus der dunkeln Nadelholzwaldung ragenden Felsblock des Hirschensprunges röthlich anhaucht und anderseits der Gipfel des Dreikreuzenberges in Morgenduft getaucht erscheint.

Auch gedenke ich Sidoniens an dieser Stelle lebhafter, weil ich sie Morgens hier erwartete, bis sie zum Theresienbrunnen vorüberging. Ich bin so schwach und zweifelhaft, daß bei ihrer Vorstellung mir jedesmal auf's Neue die Frage entsteht: ob ich nicht hätte mit ihr glücklich werden können? Wie lange ich es geblieben wäre, ist freilich eine andere Frage, die auch nicht ausbleiben kann. Es gibt doch in der ganzen

Welt nicht solche Frauen, als ich Diogenisch suchte. Nicht wahr, liebe Schwester, du hast es mir schon oft gesagt und mich deßwegen ausgelacht? Sidonie ist ohne mich glücklich geworden, und ich könnte mit ihr, so wie sie jetzt geworden ist und werden mußte, nicht glücklich bleiben. Leben ist überhaupt handeln, nicht genießen. Nur durch Handeln, Schaffen, Erkennen, Begreifen, werden wir Gott ähnlicher. Unser irdisches Daseyn an und für sich ist Nichts. Steht hinter mir die Sonne und wirft meinen Schatten vor mir auf den Boden, so entwirft doch nur ein Schatten den andern, da ich nichts als der Schatten dessen bin, was in mir ist, scheint oder beschienen wird.

Ich irre Tag für Tag unbeschäftigt im Freien umher und finde zuletzt, daß ich immer noch zu wenig Zeit zum Müssiggehen habe. — Eine angenehme Bekanntschaft unter so vielen gleichgültigen habe ich an dem berühmten Grafen X. aus Wien gemacht. Man hatte mich von so manchen Seiten her vor ihm gewarnt. Gewisse Leute lieben ihn launenhaft, schroff, abstoßend zu schildern, und es mag seyn, daß der treffliche Mann mitunter gerechte Ursache findet, diese Seite herauszukehren, gesetzt, daß sie an ihm ist. Es gehört so wesentlich zur Kunst des Lebens, daß man versteht, zur rechten Zeit und Stunde grob zu seyn, und wem diese Gabe nicht verliehen ist, dessen Höflichkeit, sollte ich meinen, hat auch keinen großen Werth. Ich habe den Grafen als einen wohlwollenden, zuvorkommenden

Mann kennen lernen, dessen Umgang mir in dieser für alle höhere Bildung vollkommenen Einöde unschätzbar ist. Wir speisen zusammen bei Bolza, trinken zusammen Kaffee auf der Wiese und haben auch schon mehrere weite Wanderungen mit einander gemacht. Er ist von Gestalt eher klein als groß, hager, rüstig, hat dunkle Augen, schwarzes, schlichtes Haar, röthlich gebräunte Gesichtsfarbe und trägt meist eine goldene Brille, blaue Kleidung, Schuhe und weiß seidene Strümpfe. Den Kopf hält er ein wenig zur Seite vorgesenkt, die Arme läßt er ungezwungen hängen, oder schlägt sie durch den Schoß des offen stehenden Rocks, derweil er beim Gehen die eine Seite etwas vorzuschieben pflegt. Seine Züge haben einen sinnenden, ernsten, zuweilen finstern Ausdruck, jedoch spricht sich reine Menschenfreundlichkeit dahinter aus, und Ironie und Witz bezeichnen den Mund. Adel der Gesinnung, männliche Entschlossenheit, die unabläßige Gewohnheit zu denken und zu forschen, sind an ihm unverkennbar, und eckig, wie eine alte Eiche, bedeutet sein barsches Wesen doch nur verhohlene Weichheit des Gemüths. Ich habe ihn im Feuereifer über Unwahrhaftigkeiten oder bedrängte Armuth gesehen und sicher erkannt, wie er sich bestrebte, seine aufsteigende Rührung zu bekämpfen oder zu verschleiern. Er ist offen, mittheilend, diskret und, was noch liebenswürdiger, Diskretion bei Andern voraussetzend; einfach, anspruchslos, human aus Grundsatz. Er spricht schnell, bestimmt, bündig,

geiſtvoll und macht immer den Eindruck der Ganzheit, ſo wie ihm denn auch alle Steckenpferdreiterei, Halbheiten und dergleichen an Andern zuwider ſind. Denke dir aber die Sonderbarkeit des ſo charakteriſtiſchen und alſo ſelbſt poetiſchen Mannes, daß er alle Poeſie von Grund aus zu verkennen und als vermeinte Lüge oder Unwahrheit zu haſſen ſcheint. Bevor ich hinter dieſe idiopathiſche Eigenheit ſeines Geiſtes kam, habe ich eifrigen Streit mit ihm geführt, wenn er unſern größten Dichter angriff, und wäre leicht heftig geworden. Indeſſen gelang es mir, an mich zu halten, und ich wünſchte mir Glück, es gethan zu haben, ſobald ich einſah, daß gerade ſein Angriff auf den Dichter die größte Anerkennung deſſelben in ſo fern enthielt, als er ihn zum Stellvertreter der Poeſie im Allgemeinen machte. Es gilt ihm nichts für wahr, als ſeine Steine und Kräuter, die er vor ſich hinlegen, unterſuchen und beſchreiben kann. Und dabei begreift er nicht, wie im Gegentheile, von ſeinem Standpunkte aus, mit noch größerem Rechte der Dichter dieſe materielle, oder zertheil- und auflösbare Wirklichkeit als Schein, Lüge, Unweſenheit angeben dürfte.

4.

Graf Otto an den Autor.

Karlsbad, 9. Juni.

Ich habe meiner Schweſter geſtern von meinem neuen Bekannten, dem Grafen X. aus Wien, geſchrieben. Ich bitte, laſſen Sie ſich den Brief zeigen, wenn Sie einmal aufs Land zu ihr kommen. Der fortgeſetzte Umgang mit dem liebenswürdigen Poeſiefeinde hat mich wieder einmal recht empfänglich für Poeſie gemacht, wenn gleich mir dieſe Erſcheinung in meinem Gemüthe nur das letzte Auflodern einer erſterbenden Flamme däucht. In dieſer Stimmung, die mich auf ein noch höheres ideelles Gebirge hebt, als auf dem Karlsbad gelegen, mit noch reinerer Luft als dieſe Atmoſphäre umweht, gewährt mir die Lektüre Ihrer zweiten Ueberſetzung des Manzoniſchen Romans: die Verlobten, das reinſte Vergnügen, indem ich zunächſt bewundere, wie Manzoni's Styl gewiſſermaßen en relief gearbeitet iſt und die Begriffe, unbeſchadet alles Wohllauts und aller Weichheit der Sprache, ſcharf gedacht hervortreten. Ich begreife nicht, wie manche Leſer es anfangen, in dem Buche Längen zu entdecken. Freilich mögen es meiſt ſolche ſeyn, die ein Kunſtwerk nie im Ganzen anſehen, ſondern blos wegen einzelner Stellen loben oder tadeln, die ihnen perſönlich lieb oder unlieb ſind, und die allenthalben nur beluſtigt und unterhalten, oder in

der Weise untergehalten, daß ihr Geist nicht aufkommen kann, nie belehrt, gebessert, aufgeklärt oder gar geärgert seyn wollen, obwohl das Letztere uns bisweilen gar zu heilsam und ersprießlich ist, um im Leben oder Buche dahindurch zu erkennen, das Aergerniß liege in uns. — Sie sagen zwar mit Recht, daß man Manzoni keinen andern Dichter nachweisen könne, der unmittelbaren Einfluß auf seine so selbstständige poetische Ausbildung gehabt; jedoch drängte sich mir die unmaßgebliche Wahrnahme auf, daß der Dichter, als er die Verlobten schrieb, la vie de Marianne von Marivaux gekannt, geliebt, öfter in Gedanken gehabt haben möge.

Das Wetter ist schwankend und es regnet fast alle Tage; jedoch ist die Luft warm und erquickend und bleiben einem immer vier bis sechs Stunden gutes Wetter übrig, in denen man seine Spaziergänge abthun kann. Ueberdies läuft die Nässe bald von dem abschüssigen Granitboden ab, so daß man fast allenthalben trockenen Fußes geht. Die Wolken ziehen manchmal drei, vier Schichten unter einander so tief einher, daß man in ihnen wandelt, und als ich neulich auf dem Wege nach der Findlaters Säule war, die die Karlsbader Bürger „dem Verschönerer der Natur" errichteten, kroch eine dicke, stinkende Wolke, die ganz auf dem Acker auflag, in den Furchen auf mich zu und hüllte mich in ihren neblichten Schooß ein, dessen Füllung die von Feuchtigkeit satte Erde nicht gleich

in sich aufnehmen konnte. Eine empfindsame Geliebte könnte ihrem Liebhaber in der Ebene als besonders werthvoll solche Wolke von hier aus zum Gruß senden, da sie nicht nur über sie hin, sondern gleichsam durch sie hindurch gezogen. Zu meinem Troste hatte ich schon früher die Erfahrung gemacht, daß in Karlsbad mäßiger Regen leichter als anhaltende Hitze zu ertragen ist, die in dem engen Thale, inmitten der hell angestrichenen Häuser, von denen die Sonnenstrahlen sengend abprallen, und wo die Quellen so warm und stark ausdünsten, zur drückendsten Schwüle wird. Anderseits entspricht auch ein bewölkter Himmel, aus demselben Grunde, wie manche Menschen nicht glücklich seyn dürfen, sollen sie nicht aufhören, geistig schön zu seyn, besser als ein wolkenloser dem Charakter der hiesigen Gegend. — Ich finde mich des Morgens schon um vier Uhr am Brunnen ein und trinke meine zehn Becher regelmäßig nach einander. Sobald die Menge kommt, bin ich fertig und entledige mich meines ersten Spaziergangs am Brunnen. Dabei gewinne ich doppelt, indem ich mich mit Bekannten ungestört unterhalte und weder meine Kur vernachlässige und die Trinkzeit versäume, noch mir durch das Sprechen schade.

Eine seltsame Unregelmäßigkeit verschuldete ich gleich Anfangs. Bereits in den ersten Tagen meines Hierseyns erregte nämlich eine junge, schwarz gekleidete Dame, die Neubrunnen trank, meine Aufmerksamkeit

in dem Grade, daß ich unbedenklich neben sie zur Quelle trat und mir von den jugendlichen Nymphen schöpfen ließ. Ich hatte das Gefühl, ich könne keinen andern Brunnen als sie trinken, und setzte voraus, daß dies der Mühlbrunnen sey, den ich trinken sollte, bis ich vor einigen Tagen dahinter kam, daß ich fortwährend Neubrunnen trank. Er bekam mir schlecht und erhitzte mich zu sehr, wie dies in vielen Fällen die Unart des Neubrunnens ist; auch schien mir der vermeinte Mühlbrunnen gegen andere Jahre zu heiß. Indessen blieb mein Vorurtheil stark genug, um nicht zu weichen, und ward ich am Ende nur durch Zufall über meinen Irrthum aufgeklärt. Sie werden mich so gut wie alle Andern auslachen, denen ich die Thatsache von der Ursache abgelöst erzählte, denn so jugendliche Unbesonnenheit ist für einen alten Diplomaten allzu stark, und um sie nur einigermaßen zu entschuldigen, müßte Ihnen die ungemein poetische Erscheinung des jungen Mädchens vor Augen stehen.

Sie ist eine Gräfin Borotin aus Böhmen und mit ihrer Mutter hier, die wenig ausgeht und von dem Kummer über den kürzlich erfolgten Tod ihres Gatten niedergebeugt seyn soll. Mutter und Tochter sind darum auch in tiefer Trauer, und die letztere, die das Zusammentreffen mit Andern zu meiden scheint, wandelt meist allein auf der Terrasse über dem Theresienbrunnen hin und wieder, wo ich sie genugsam beobachten kann, da ich mich eben ihretwegen neben dem Theresienbrunnen

ergehe. Liſette von Borotin, deren Alter ich auf achtzehn oder neunzehn Jahre ſchätze, iſt weniger ſchön als anmuthig und pikant. Ihre nicht regelmäßigen Geſichtszüge ſind genial, großartig, feſt geſtaltet, ihre Geſichtsfarbe blendend weiß und friſch. In den erſten Tagen ſah ſie äußerſt blaß aus, jetzt fangen ihre Wangen an, ſich zu färben. Die Art, wie ſie die langen, braunen, ſeidenen Wimpern, die wie Schmetterlingsflügel auf der Blume der Augen zittern, ſie beſchattend niederſchlägt, verleiht ihr was unſäglich Züchtiges, und die ſchwarze Creppkleidung und mantillenartige Pelerine, trotz ihres raſchen, leichten Ganges, das Anſehen einer Pilgerin. Mit naiver Grazie hält ſie oft die Hände vor die Bruſt wie eine Bittende und trägt in der einen Hand das weiße Schnupftuch und den Becher, in der andern einen Strauß Maiblumen.

Denken Sie ſich dieſen Gegenſatz zu meinem Poeſiefeinde! Und er kann die Poeſie läugnen und ſieht Liſetten täglich vor Augen, geht ſogar mit ihr um, kennt ſie auf das Genaueſte — da er ihr Oheim iſt. Ich bin halb ſcherz-, halb ernſthafterweiſe ſchon verſucht geweſen, die Poeſie durch ſie ihm gegenüber zu vertheidigen, ihn zu fragen, was das iſt, was man bei ihrem Anblick fühlt, wo nicht Poeſie, wie man das anders als in Poeſie beſchreiben könne? — Und was würde er darauf ſagen? was für ein Geſicht würde er dazu machen? — Auslachen, ironiſiren würde er mich allerdings; allein, ſo wie ich ihn kenne, dürfte

die Gewiſſensfrage im Stillen ihren Eindruck auf ihn hinterlaſſen.

5.

Gräfin Liſette an Sidonie.

Karlsbad, 6. Juni.

Sie wiſſen, liebe Freundin, ich habe meinen theuren Vater, der im vergangenen Jahre ſo früh für uns ſterben mußte, gewiß von Herzen geliebt und mit Schmerzen betrauert. Allein, iſt es Sünde, Undank, Gleichgültigkeit, Selbſtſucht, oder wie muß ich es nennen? Ueber ſeinen Verluſt ſo troſtlos zu ſeyn, wie meine Mutter von mir fordert, ſo Alles darum aufzugeben, vermag ich nicht. In der erſten Zeit nach ſeinem Tode war ich wohl vernichtet genug; jedoch der Schmerz tödtet ſich in ſich ſelbſt, und deſto früher, je ſtärker er iſt. Thut er das nicht, löst er ſich nicht in der Erhebung der Seele auf, die ja die ſchönſte Feier des Angedenkens eines geliebten Todten, dem in ſeinem Himmel wir uns damit wieder nähern, ſo artet er wie ein entzündliches Uebel in ein chroniſches aus und läßt uns den neuen, ſchlimmen Gaſt an ſeiner Statt hegen und pflegen, ja, uns noch deſſen,

was vielleicht ſchon Sünde iſt, als hoher Tugend erfreuen.

Auf welche Grübeleien gerathe ich aber in meinem Trübſinne! Bin ich nicht drauf und dran, meine Mutter anzuklagen, um mich zu entſchuldigen? Es iſt ein arges Ding, unſer Herz. — Und was hat meine geliebte Mutter mit dem Einen Schlage verloren! Es zeigt ſich erſt nach und nach, in wie grenzenloſe Verwirrung meines Vaters Tod unſere Angelegenheiten geſtürzt hat. Sie wiſſen, was ſage ich! Sie ahnden nicht, in welche Verlegenheiten wir gerathen ſind. Ich habe mich immer geſcheut, es Ihnen zu ſchreiben; jetzt kann und mag ich es nicht mehr unterlaſſen. Es iſt Ihnen bekannt, daß mein Vater und ſein längſt verſtorbener Bruder die Letzten ihres Namens waren, und Erſterer die großen Fideicommißgüter der Familie als der Aelteſte allein beſaß. Beide Brüder waren vermählt; mein Vater ebenbürtig, aber ohne männliche Nachkommenſchaft, mein Oheim unter ſeinem Stande. Dieſer hatte demgemäß ſeine Erbrechte an die Güter zum Theil eingebüßt, zum Theil meinem Vater für eine bedeutende baare Summe abgetreten. Alſo hatte dieſer, obwohl jener Söhne bekam, die Ermächtigung, nach ſeinem Tode ſeine Güter an uns Töchter zu vererben. Jahre gingen in das Land; mein Oheim ſtarb und mein Vater verwendete ſein ganzes Kapitalvermögen auf die im Kriege heruntergekommenen Güter, da er keinen Grund zu fürchten hatte, ſie könnten ſeinen

Kindern jemals ſtreitig gemacht werden. Der Himmel forderte ihn aus dieſem Leben ab, und nun denken Sie ſich unſern Schreck, als der Vormund meiner Vettern auftritt und, jenes Vertrags ungeachtet, unſere Güter für ſie in Anſpruch nimmt, indem er theils behauptet, mein Oheim habe ihnen ihr Recht nicht vergeben können, theils den Empfang der Summe läugnet, und leider läugnen kann, da eine gewiſſe Urkunde uns, Gott weiß wie, abhanden gekommen iſt, theils ſogar beweiſen will, der Adel meiner Tante ſey nicht ſo nichtig oder neu, als man früher angenommen habe. Ein Prozeß hat begonnen und ſoll übel für uns ſtehen, indem die Verhältniſſe verwickelt ſind und vielleicht auch Kabalen mit unterlaufen, ſo daß nicht blos der betrübte Todesfall das Herz meiner Mutter bedrängt. Dieſelbe iſt überdies nicht im Stande, wichtige Angelegenheiten zu leiten, und mag ſelbſt mit ihren Rechtsanwälden ſchlimm berathen ſeyn, wiewohl ſie von meiner Seite keinen Zweifel daran gelten läßt. Wer noch das Meiſte über ſie vermag, mein Schwager, Vicomte Hippolyte, iſt gerade der Allerunfähigſte, ihr mit Rath und That beizuſtehen. Ein junger hitziger Edelmann, wie er iſt, ohne tiefere Geiſtesbildung als die ſeines Standes, Landwirth aus Neigung, roh von Natur, würde er dem Handel nur etwa, wenn er ſich durch ein Duell ſchlichten ließe, gewachſen ſeyn. Und ſonderbar, daß die Empörung ſeines Eigennutzes über die ihm drohenden Verluſte ſich aus keinem andern Grunde

wider mich gerichtet hat, als weil er die noch zu retten-den Trümmer unſeres Vermögens mit mir theilen muß!

Mir, für meine Perſon, iſt das Unglück an ſich gleichgültig, obwohl ich mir nicht verhehle, was es auf ſich hat, aus einer reichen Erbtochter ein in mei-nem Stande armes Mädchen zu werden. Ich kann mich aber nicht dazu zwingen, großen Antheil an dem zu nehmen, was auf Glücksgüter Bezug hat, die uns innerlich nicht fördern. Vielleicht, daß mich ſpätere Erfahrung andern Sinnes macht; vor der Hand muß ich das dahingeſtellt ſeyn laſſen. Heucheln kann ich ein- für allemal nicht. Das Leben erheiſcht in ſo ernſten Dingen unſere Aufmerkſamkeit: was ſollten wir die Kräfte unſerer Seele an Nichtswürdigkeiten zerſplittern! Ich ſehne mich alſo von Herzen, wieder etwas Anderes als den ewigen Jammer zu vernehmen.

Wir führen ſeit vierzehn Tagen das trübſeligſte Leben von der Welt, und im Anfang hatten wir dazu noch Froſt und Schnee auszuſtehen, und war kein Menſch da, wenn gleich uns Eremiten Geſellſchaft nichts geholfen haben würde. Wir gehen nur etwa gegen Mittag eine halbe Stunde ſpazieren. Die Mut-ter ſpricht manche Tage gar nicht und wir ſitzen Stun-den lang, jede mit einer Arbeit und einem Buche, an einem Fenſter einander ſtumm gegenüber. Dann läßt die Mutter einmal über das andere ihre Nähterei aus den Händen fallen und blickt gedankenvoll über das Buch weg auf die Dielen, oder ich beobachte ſie mit

Betrübniß, und tröstete sie so gern, wenn ich nur dürfte oder wüßte wie?

Meine Lektüre zieht mich auch nicht an. Ich lese Romane von Cooper, Bulwer oder Maryatt und entschlafe über das breite englische Zeug in Gedanken. Mittelmäßige Autoren, Talente, die nicht über ihre Zeit hinausreichen, fiel mir neulich ein, verdienen im Grunde doch erst, wenn diese vorüber ist und sie an und für sich unschädlich geworden sind, die Beachtung der Denkenden; denn gerade dann, wenn kein lesender Mensch mehr von ihnen wissen will, werden sie pathologisch oder medicinisch wichtig, indem sich psychologische Aerzte ihrer nach sicheren Regeln, je nachdem sie die Kranken einschläfern, abspannen oder reizen wollen, bedienen können.

In der Frühe stehe ich lange vor der Mutter auf, die zu Hause trinkt, und gehe allein zum Brunnen; Abends bei Schlafenszeit danke ich Gott, wenn ich mein Licht anzünden und zu Bett gehen darf. Ich sage ihr gute Nacht und küsse sie, wenn sie freundlich ist, auf die Stirn. Manchmal hört sie mich kaum, oder thut, als wäre sie wie sehr mit dem Inhalte ihres Buchs beschäftigt, um nur nicht mit mir reden zu müssen. Auch bleibt sie noch lange nach mir in dem düstern Zimmer sitzen, so daß ich in der vorherrschenden Stille glaube, sie sey eingeschlafen, bis ich sie endlich nach der andern Seite in ihr Schlafzimmer gehen höre. Mittags und unterwegs sprechen wir eben

so wenig mit einander, und so bleibt mir fast keine Unterhaltung übrig, als die mit meiner entfernten Freundin und mit meinem Tagebuche oder mir selbst.

Karlsbad füllt sich nach und nach mit Fremden, und es macht mir Freude, die neu ankommenden Brunnengäste zu beobachten, ihren Stand oder Namen zu errathen, und dies von der Badeliste hinterdrein bestätigen oder berichtigen zu lassen. Gewisse Personen werden einem aber recht unausstehlich, wenn man sie immer wieder an sich vorüberschleichen sieht und nicht kennen lernt. Mir geht es so mit einem jungen preußischen Diplomaten aus einer gräflichen Familie der Mark, an dem mir sein ernstes Wesen vor der Zeit, das ich so sehr hasse, ein wahrer Dorn im Auge ist. Ich habe ihn noch kein Mal lächeln, oder mit andern als bedeutenden Männern umgehen sehen, und die fast steinerne Ruhe und Stetigkeit, mit der er Andere, so wie nicht selten mich, beobachtet, hat etwas unendlich Anmaßendes, ja Empörendes. Sein fester, scharfer Blick, den man ohne hinzusehen merkt, dringt bis ins Innerste, und eben, um dem Menschen nicht so nahe zu begegnen, gehe ich des Morgens gern auf der Terrasse über dem Theresienbrunnen auf und ab, wo mich sein Blick nicht öfter treffen kann, als ich will.

Allein wozu führt das Alles, liebste Sidonie? Nicht wahr, Sie erkennen es, wie entsetzlich mich die Langeweile plagt, daß ich so viel unnütze Worte über fremde Leute mache, die mich nichts angehen?

6.

Graf Otto an den Autor.

Karlsbad, 12. Juni.

In Betrachtungen verſunken, ging ich heute mit meinem gewöhnlichen Begleiter auf ſo einſamen Wanderungen, dem neuen Teſtamente, in den tieferen Wald, wo die Bäume voll abgeſtorbener Aeſte und langhaarigen Mooſes hingen, und nur hie und da durch das Gezweige des Dickichts die Sonnenſcheibe vom blauen Himmel ſchien, deren Strahlen bald weißlich matt auf dem hohen Farnkraute ſchillerten, bald ſich wie Spinneweben neben ſchwarze Schlagſchatten oder dunkles Grün ausſpannten, bald einzelne grelle Lichter auf das maigrüne Moos am Boden oder die Baumſtämme legten, über die die grauen Schatten der von der Luft bewegten Aeſte wehten.

Ich nahte einer kleinen Kapelle, die auf einem Kreuzwege ſtand, und ſah unfern von ihr zwei jugendliche weibliche Geſtalten dabei knieen, in denen ich meine niedliche Comteſſe mit einer Dienerin erkannte. Sie war in andächtigem Gebete hingegoſſen und hatte, keiner Störung gewärtig, den Hut abgenommen, der ihr am Arme hing, und ein weißes Tuch um den Kopf gebunden. Doch ſchien ſie durch das Geräuſch meiner Schritte gewarnt zu ſeyn und nöthigte mich, unbefangen vorbei zu gehen.

Als ich sie hinter mir gelassen, trat eine Biegung des Weges in der Art ein, daß ich, wohl schon fünfzig Schritte weiter gegangen, kaum zwanzig Schritte in gerader Richtung von ihr abgekommen war. Es stand eine Bank da, die mich Platz zu nehmen einlud, und ich that es und las in dem Evangelium. — Um mich duftete der Wald stärkend und rauschte, blühten die Blumen und grünten die Gräser. Ich dachte, das sey ihr Gebet, und da trat mir bildlich aller Unterschied zwischen Katholicismus und Evangelismus, die Bedeutung des einen wie des andern vor die Seele. Sie, die fromme Katholikin, sah ich durch eine lichte Stelle des Waldes vor einem buntangestrichenen elenden Bildwerke knien, das eben so gut eine Mutter Gottes als einen Heiligen vorstellen konnte, und die Kraft ihrer gottbegeisterten Einbildung verklärte es ihr zu einem anbetenswerthen Gegenstande. Ich, der Protestant, war hinter die Kapelle, vielleicht wie der Knabe hinter die Schule, geschlichen, und las in der heiligen Schrift, derweil die Natur umher für mich betete. Sie lobte Gott ins Gesicht, ich, wenn man will, hinter seinem Rücken: ich denke, wir thaten Beide Recht. Mein Gebet war, daß ich zeitliche und ewige Dinge vor mir an- und einsah, wie sie waren, oder Gott anschaute und dachte, wie ja überhaupt das würdigste Gebet schlicht und recht denken und erkennen ist, und keine Worte haben kann, wenn Gott ein unaussprechlicher Seufzer im Grunde unserer Seele.

Ich versetzte mich in ihre Seele, die ich vor mir beten sah, deren Athem mir so nahe war, daß ich ihn im Geiste zu hören meinte, wie er die geflügelten Laute ihrer Inbrunst zu Gott empor trug, und da erschien mir Katholicismus und Protestantismus wie das weibliche und männliche Prinzip des Christenthums. Da glaubte ich einzusehen, wie so manche pietistische Frauen nichts als heimliche Katholikinnen sind, die, aus Verzweiflung über dies Gefühl, ihren Glauben zu dem Zerrbilde des Protestantismus verkehren; hielt ich es für möglich, daß der echte freie Geist Katholik und Protestant in Einer Person seyn könne, sowie ja auch der Protestantismus vor der Reformation in dem Katholicismus enthalten lag, aus dem ihn nur die verblendete Selbstsucht des Romanismus oder die weltgerichtliche Weltgeschichte scheiden ließ, damit in der Trennung beider Konfessionen das wahre Christenthum sich wieder auf sich besinne. — Ob dies jemals geschieht, ist ungewiß, und bis dahin bleibe ich ein so wahrhafter Protestant, daß ich sogar gegen den Protestantismus in seiner Eigenschaft als in sich abgeschlossene Kirche protestire.

Ich weiß nicht, wie lange ich in diese kritischen Waldträumereien versunken geblieben war. In meiner Brust antwortete dem Brausen der Wipfel das Brausen des göttlichen Geistes im Wechselgebete.

7.

Graf Otto an den Autor.

Karlsbad, 16. Juni.

Graf X. iſt Zoll für Zoll ein Nachkomme der alten Deutſchen, die die todte Natur, Bäume, Berge, Thale und Geſtirne bilderlos als heilig verehrten. Seine Liebe zur Wiſſenſchaft der Natur iſt mit ſeinem Daſeyn verſchmolzen. Ich begleite ihn auf ſeinen Wanderungen immer länger und lieber.

Neulich ſtellte er auf einer den Grundſatz auf, die Natur ſchaffe und walte in ihren drei Reichen allenthalben nach denſelben unwandelbaren Geſetzesformen: ein Reich ahme dem andern in ſeinen Erzeugniſſen, der Menſch in ſeinem Denken und Thun allen dreien nach. Es iſt mit dem Leben ſo wie mit der Kunſt, ſagte er; der Künſtler kopirt Anfangs nur die Natur, hernach läßt er ſich von ihrem Geiſte durchdringen und ſchafft wie ſie; am Ende gelangt er wieder durch den Abfall zu dem Punkte, von dem er ausgegangen iſt, und verkünden ſeine freien Schöpfungen nicht vollſtändiger als das kleinſte Stück Erde oder ſelbſt ein Grashalm und ein Blatt, Gott. — Er blieb dabei ſtehen und überließ mir die Anwendung. — Ich nahm den hingeworfenen Handſchuh auf und der Kampf über Poeſie und Nichtpoeſie erneute ſich zwiſchen uns.

Da führte ich ihm die Erſcheinung ſeiner Nichte

als Beweis für mich an und fragte ihn, was dieses einzelne Leben sey, wo nicht Poesie? Er sah mich durchdringend an und sprach: „Mein Freund, erinnern Sie sich dereinst, was ich Ihnen sage: Wir sind nicht so verschiedener Meinung. Der Hauptunterschied zwischen uns, meine Nichte mit eingerechnet, ist, daß Lisette in der ersten Lebensperiode steht, Sie der zweiten angehören und ich schon in die dritte übergegangen bin. In der ersten verkennen wir uns selbst, in der zweiten unsere Nebenmenschen, in der dritten Nichts oder Alles. Das Verkennen unserer selbst oder Anderer macht, daß uns das Leben poetisch scheint; das Verkennen von Nichts oder Allem benimmt ihm entweder jeden Schein oder leiht ihm den der Verzweiflung. In diesen hat sich mir noch nichts gehüllt. Die Erkenntniß jenes Scheins läßt mich aber nur Poesie in den Elementen der Wahrheit oder Natur, die ihn abstrahlt, nur in der Auflösung des Lebens zu Staub oder Geist finden, die es bildeten. Aus dem Staube oder der todten Natur, aus Steinen und Pflanzen geht mir das Verständniß der Geschichte der Menschheit auf, und ich finde darin das ganze Leben, nur mit dem Unterschiede wieder, daß sie es mir schöner, wahrer, poetischer, einfacher und doch kunstreicher darlegen. Mein friedliches Nachdenken bringt mich symbolisch zu den nämlichen Ergebnissen, die Sie sich allein mit Ihrem kostbarsten Blute erkämpfen. Ich bin nicht verblendet genug, den Geist oder die Poesie

an sich zu läugnen; ich hasse nur seine Versetzung mit dem Staube, der die Wahrheit zur Lüge macht und die Menschen verführt, ihre Leiden oder Leidenschaften für Freuden gelten zu lassen. Ich behaupte nur, daß das, was Ihnen im Leben als Poesie erscheint, nichts als der unwillkührliche Antheil ist, den Sie daran nehmen, der Sie darin befangen macht und abhält, es sich als reine Kunst oder Wissenschaft anzueignen, in welcher Gestalt wir es auf die Dauer doch allein ertragen können."

Ist das nicht eine verwunderliche Ansicht? Hat er auf seine Weise Recht? Ich habe ihm wenigstens Unrecht gethan und bitte es ihm ab. Ich habe Ihnen als charakteristisch seine eigenen Worte wiedergegeben. Was ich erwiederte, interessirt Sie nicht, und enthielt eigentlich nur die mittelbare Frage: ob er an seinem Systeme niemals zweifle?

Seltsam genug, daß es kurz nach dieser Unterredung dem alten Herrn einfiel, mich eines Morgens an der Quelle der Comtesse vorzustellen. Es ist sonst nicht seine Art, so gesellig zu verkehren, und er schien es absichtlich bewußt zu thun, beobachtete uns dabei so scharf und anhaltend. Ich weiß nicht, was er im Schilde führt, im Anfang war es mir fast unangenehm, da ich aus Erfahrung gerade den Frauen ausweiche, deren Aeußeres mir einen angenehmen Eindruck macht, um durch die Erkenntniß ihres Innern mich nicht so oft enttäuschen zu lassen. Es erfolgte dies-

mal aber ein anderes, und es ist mir in den paar Tagen, seit ich Lisetten kenne, schon so zum Bedürfniß geworden, sie am Brunnen zu sehen und zu sprechen, daß mir, wenn es nicht geschieht, den ganzen Tag etwas zu fehlen scheint. Ich treibe die Erwartung so weit, daß ich gegen halb sechs Uhr, wenn sie an den Brunnen kommt, meinen Bekannten möglichst ausweiche, um in kein Gespräch verfangen und abgehalten zu werden, ihr entgegen zu gehen.

Das Mädchen spricht vortrefflich und entfaltet in der raschen Art und Weise, dies zu thun, ganz eigenthümliche Anmuth. Wir wandeln halbe Stunden lang zusammen auf und nieder, und wiewohl ich sie noch lieber sehe, höre ich ihr doch gern zu, wenn das Gedränge und Geräusch uns so dicht an einander zwingt, daß wir uns die Worte gleichsam von den Lippen ablauschen. — Sie hatte seit einigen Tagen andere Blumen in der Hand, und ich klagte darüber gegen sie, da ihre Erscheinung mit den Maiblumen eine so vollkommen symbolische gewesen sey. Sie können sich denken, wie neugierig ich dabei auf ihr Verhalten achtete; sie erwiderte kein Wort und schlug die Augen ruhig vor sich nieder, so daß ich bereits meinte, sie habe es überhört. Heute Früh trug sie so unbefangen heiter, wie jemals, einen neuen Strauß Maiblumen vor der Brust, der ausdrücklich wieder aus dem Glase genommen war, da keine frischen mehr zum Verkauf angeboten werden.

So wie Liſette iſt, kann keine andere, als gerade ein vornehmes böhmiſches Mädchen ſeyn, und es beſteht in ihr ein ſeltener Verein von Geiſt, lebendigem, innigem Gefühl, Naivetät, Unſchuld und Feſtigkeit des Charakters. Lachen Sie nicht über mich, lieber Freund! Allein ich ſtudire und verſtehe an ihr ihr Vaterland, deſſen Natur und Beſchaffenheit. In ihren Geſichtszügen ſpiegelt es ſich ab. Die böhmiſchen Mädchen ſind ſo wild romantiſch wie das böhmiſche Land. Und wenn ich mit verbundenen Augen mitten in Böhmen hineingeführt worden wäre, und ſollte, plötzlich ſehend, ſagen, wo ich mich befinde, ich würde keinen Augenblick anſtehen, Böhmen zu nennen, ſo genau haben ſich mir dieſe unabſehbar aneinandergereihten, kantig gefärbten, ſchön gezeichneten Hügel, die ſich nirgends zum hohen Gebirge erheben, eingeprägt, Die Männer in Böhmen ſind, wie Sie wohl auch gefunden haben, ſo unanſehnlich wie unangenehm, und es mag die alte Sage vom daſigen Weiberregimente ihre tiefe Begründung haben: die ſchönen, ſtarken Weſen verdienen zu herrſchen.

Ich gewinne Böhmen durch Liſetten lieb und ſchwärme im Geiſte mit ihr durch das Hügelland. Junge, ſchöne, vornehme Mädchen ſind in dem Zwieſpalte ihrer edelſten Natur mit ihrer Erziehung und den Schranken oder Vorurtheilen ihres Standes die geborenen tragiſchen Heldinnen der neueſten Zeitbühne. Das echt vornehm tragiſche Weſen lernt ihnen keine

ab, die nicht hochgeboren. Genial, ſittſam, ſo liebenswürdig und vortrefflich als Sie wollen, können bürgerliche Frauen ſeyn; das vornehm comfortable Etwas, das ſich nicht nennen und genau bezeichnen, nur nachfühlen läßt, eignen ſie ſich nimmer an.

8.

Gräfin Liſette an Sidonie.

Karlsbad, 14. Juni.

Der Brunnen, beſonders der Neubrunnen, von dem ich einige Becher trinken muß, regt mich dießmal ungewöhnlich auf. Immer in erhöhter Stimmung, möchte ich ſtets im Freien, auf den Bergen ſeyn, und doch ſtrömt mich wenig friſche Luft von außen an, da ich mit meiner Jungfer nur ausnahmsweiſe einen weiteren Spaziergang mache. — Ich bin mit meinem Sinnen und Denken darum oft auf Luſtwanderungen in der verfloſſenen erſten Jugendzeit und Kindheit, und die beginnende Rückwirkung des Druckes, den Schmerz und Trauer meiner Seele auferlegt haben, erregt in ihr eine neue Thätigkeit. Meine erſte Jugend verging mir glücklich genug auf unſern Herrſchaften an der Grenze von Oeſterreich, wo ſie ſich meiſt ſelbſt überlaſſen war, und wir zwei Schweſtern die Sommermonate verleben durften, derweil mein

Vater niemals, und meine Mutter nur ungern aus der unmittelbaren Nähe des Hofes wichen. Wir blieben alsdann der alleinigen Obhut unserer trefflichen Erzieherin, der Frau von Merk anvertraut, und selbst wenn unsere Mutter bei uns war, hatte jene uns eigentlich weit mehr als sie um sich. Sie hatte von früh an dahin gestrebt, unsern Herzen die Liebe zur Natur und Einfachheit einzuimpfen und, ich meine, es gelang ihr bei mir nach Wunsch, wenn auch meine Schwester niemals so empfänglich für ihre Lehren gewesen ist und nun Jahr aus Jahr ein auf dem Lande sich nichts weniger als behaglich fühlt. Meine Eltern sahen zwar diese ihre Eigenheiten, wie sie ihre Grundsätze nannten, nicht mit günstigen Augen an; indessen war Frau von Merk eine zu fein gebildete, zu zuverlässige Frau, die ihrer Stellung in unserem Hause in jeder andern Art zu wohl genügte, als daß sie ihr nicht in einem einzelnen Punkte, mit dem sie nicht einverstanden waren, manches hätten hingehen lassen sollen. Sie meinten im Stillen wahrscheinlich, das Leben und die Verhältnisse würden zu ihrer Zeit diese Unebenheiten unserer Erziehung von selbst ausgleichen. Aber der Tod raubte mir nur zu bald die mütterliche Freundin, und kaum daß ich halb erzogen war, sollte ich sie schon betrauern. In welche Verlegenheiten und Zweifel gerieth ich nun, seitdem ich selbst zu denken anhob! Meine Schwester ward bald nachher verheirathet und ich stand ganz allein bei meiner Mutter, die, wie sehr ich sie auch

liebe und verehre, mir stets zu fremd geblieben war, um mir in dem Grade wie Frau von Merk Alles in Allem zu seyn. Voll überströmenden Lebensmuthes sehe ich Alles von der heitern Seite an und fühle mich selbst ohne alle äußern Mittel so glücklich und zufrieden, daß ich es ein Glück aus dem Stegreif nennen dürfte. Sie gehört zu den unglückseligen Naturen, die mit dem Leben so wenig anzufangen wissen, daß ihr Daseyn das Gegentheil desselben ist. Sie hat nie Freude daran und nie Zeit, welche zu haben; sie schätzt andere gering, weil sie anders sind, und zehrt nur von der Vorempfindung des Schmerzes oder Unglücks, die hier nicht Vorahnung, sondern Vorgenuß ist, und die ich mit Entrüstung von mir weise, da, wenn man einmal damit anfängt, der Einbildungskraft keine Grenzen mehr gesteckt sind, und die moralischen Gegenfüßler jener oft eine längere und tiefere Nachempfindung eines dem Herzen empfindlichen Verlustes haben. Ich versichere Sie, Sidonie, es verursacht mir eine wahre Qual, meine fast so zu nennende Leidenschaft für das Leben vor meiner Mutter zu verheimlichen, deren Gegenwart, deren Anblick schon meinem Geiste ein vorwurfsvoller Dämpfer ist. Ich vermag nichts für sie zu thun, kann sie nicht retten und muß sie aufgeben, wenn mir selbst das Herz darüber bricht, da ich mir aus Liebe zu ihr den geistigen Tod nicht auferlegen kann und darf.

O Sidonie! wie schön, wie bedeutungsvoll muß

es das Leben machen, geliebt zu ſeyn! Und wie betrübt für mich, daß ich hier auf lauter Menſchen treffe, die mir nicht bloß gleichgültig, ſondern ſogar ärgerlich ſind! Ein wahres Aergerniß z. B. wird mir immer mehr jener Diplomat, von dem ich Ihnen ſchon geſagt habe, und den mein menſchenfeindlicher Oheim X. mir neulich vorſtellte. Er hat Verſtand, Geiſt, Witz und eine gewiſſe unwillkürliche Anziehungskraft, die ich mir nicht zu erklären weiß. Allein eben ſo ſehr, wie er mich für ſich gewinnt, beleidigt er mich durch ſeinen Umgang. Er behandelt mich wie ein Kind, bei aller Artigkeit, allem feinen Tone, aller diplomatiſchen Geſchmeidigkeit ſo von oben herab, ſo überlegen. Ich weiß ſchon, was es iſt, es iſt das fatale Preußenthum, und er würde eine bedeutende Perſönlichkeit ſeyn, wenn das nicht an ihm wäre. Die Politik, der Staatsdienſt, Berlin und Proteſtantismus erſticken in ihm alle natürliche Deutſchheit. Ich zweifle nicht, er könnte ſelbſt poetiſch werden, um mit ihm zu reden, doch müßte er den wunderlichen Patriotismus von ſich thun, der faſt jedem jetzigen Preußen, wie dem ehemaligen ſein Zopf, hinten überhängt. Das kurze, beſchränkte, knappe, ſcharfe, dünne Preußenthum und Geſchäftsweſen will ſich als ein privilegirtes Deutſchthum gelten machen und in ſeiner Anmaßlichkeit nach und nach alle übrigen Farbentöne deutſcher Volksthümlichkeit ſchwarz und weiß überpinſeln. Es iſt an und für ſich doch nur ein Theil derſelben, und das

kleine Länderweſen, unſer Oeſterreichiſches gehören mit dazu. Davon will er aber ein für allemal nichts wiſſen und ſpricht über Alles, was nicht preußiſch, dermaßen ab, daß man ihn über das Oeſterreichiſche insbeſondere, das er mit einer ganzen Welt voll Witz bekriegt, nicht anhören mag, ohne ſich doch dabei des Lachens erwehren zu können. Wenn er nur nicht ſo altklug wäre, als er thut, und ausnahmsweiſe einmal mit jungen Männern verkehrte, daß man ſähe, er nehme noch Antheil an dem Leben, und hielte nicht ſo eiſern an ſeinem troſtloſen Goetheſchen Spruche feſt, daß unſer ganzes Kunſtſtück darin beſtehe, unſere Exiſtenz aufzugeben, um zu exiſtiren. — Das geſchieht aber nun und nimmermehr.

Wenn man unſere heutige männliche Jugend der erſten Stände darauf anſieht, kann man es ihm freilich nicht verargen, daß er nichts von ihr wiſſen will. Bei der ſcheint die Hauptverhaltungsregel in der Welt die zu ſeyn: je jünger, deſto unbeſcheidener, und je mehr das, deſto vornehmer in der Einbildung. Allein die Jugend hat doch auch ihr Recht, das man ihr nicht ungeſtraft vorenthält. Auf der andern Seite mag ich es allerdings nicht läugnen, daß die Vorzüge des Preußiſchen den Grafen ganz gut kleiden und in das hellſte Licht treten, wenn man ihn ſeines Gleichen anderer Nationen gegenüber ſieht. Dieſe offene Redlichkeit, bei aller Feinheit der Umgangsformen, dieſe kriegeriſche Ritterlichkeit, dieſe kühnen, ſichern Uebergänge, die er

ſich im Geſpräche erlaubt, machen ihn unwiderſtehlich liebenswürdig. Wenn er mich nur nicht immer wieder aufs Neue ärgerte!

Meine Großtante, die Fürſtin G., iſt angelangt und empfängt alle Tage. Da ihr Haus das einzige iſt, das offen, ſo findet ſich viel Geſellſchaft ein. Auch der Graf kommt oft und hat einen Stein bei ihr im Brette, weil er, unähnlich andern eleganten jüngeren Männern, noch mit Damen ſpricht und dieſelben nicht, gleich jenen, in der Verlegenheit des Selbſtbewußtſeyns, ſich durch Enthüllung ihrer innerlichen Rohheit im geſelligen Umgange bloßzuſtellen, unhöflich behandelt.

Man hat mir ſchon wiederholt geſagt, er mache mir den Hof und Ihrem neulichen Briefe nach ſcheinen Sie es ſelbſt zu glauben, oder, wie Sie ſagen, gehört zu haben. Indeſſen iſt dem nicht ſo. Aus Haß wird wohl zuweilen, jedoch nicht immer Liebe. Auch haſſe ich ihn keineswegs. Er ſpricht zwar gern und viel mit mir; in den meiſten Fällen verwandelt ſich die Unterhaltung aber bald in Streit.

Unſer Prozeß geht nicht gut von Statten und mein Schwager iſt ſchon plump und eigennützig genug geweſen, die Forderung laut werden zu laſſen, ich ſolle in ein Kloſter gehen. In ein Kloſter? ich! Die Mutter hat allerdings Einſicht genug gehabt, eine ſolche Zumuthung abzulehnen. Allein wie weit iſt ihre Willensſtärke her? Wie lange würde ſie widerſtehen,

wenn Jemand seiner Art es planmäßig darauf anlegte, sie seinen Wünschen geneigt zu machen? Geht es mit ihr so fort, so erliegt sie dem Schmerz und Gram und was würde mir alsdann in der Welt übrig bleiben?

Ach! es muß so schön seyn, in der Jugend zu sterben, und ich habe immer die beneidet, denen dies Geschick zu Theil ward, in dem Vollgefühle der Kraft, Gesundheit, Heiterkeit, wenn man das Leben liebt, im Kampfe unterzugehen. Auch ich liebe das Leben, aber nur wenn es frei ist, und wir Frauen sind Sklavinnen der Convenienz. Der Morgen unseres Lebens ist so frisch und heiter: welcher sonnige Tag könnte folgen! Allein — — Verzeihen Sie mir das Vernünfteln, meine Freundin, ich dachte, ich wäre noch ein Kind! — Und dann habe ich ja Trauer und bin im Unglück. — Es ist manchmal mit dem Leben wie mit einem wolkenbedeckten Himmel: wir hoffen und hoffen auf einen lichten Punkt am Horizonte, und es bleibt umsonst. Da erfüllt sich unsere Sehnsucht; ein weißer Streifen erdämmert, sondert sich, breitet sich aus und hebt sich immer mehr. Je näher er aber rückt, desto grauer wird er, und am Ende erweist er sich als Wolke, nicht lichter als die über unserem Haupte hangenden. Ein neuer Streif erscheint, wir hoffen wieder, und es ergeht uns mit ihm wie mit dem vorigen, so lange, bis wir die Geduld verlieren.

9.

Graf Otto an seine Schwester.

Karlsbad, 18. Juni.

Du fragst mich, was ich hier den Tag lang thue, und diese Frage beweist mir a priori, daß du ein Frauenzimmer bist, die uns drei, vier und noch mehrere Male dasselbe fragen, ohne unsere Antwort zu beachten. Ich habe dir ja schon gesagt: ich thue nichts. Ich komme selbst nicht mehr dazu, ein oder das andere Buch zu lesen, und mein hiesiger Aufenthalt hat sich völlig umgestaltet. Im Anfange lebte ich still und einsam nur mit wenigen; jetzt lebe ich geräuschvoll à la fleur de l'eau du beau monde — einsam unter vielen.

Graf X. ist fort und an seiner statt nicht Ein bedeutender Mann angekommen. An vornehmen Leuten, mit denen ich zum Theil umgehen muß, ist kein Mangel, und zum Ersatz für die Langeweile, die sie mir machen, spare ich mir desto längere Einsamkeit auf Spaziergängen auf, die ich ohne Weg und Steg durch die Wälder antrete, um die Geselligkeit zu verdauen. So kommt es, daß mir Unbeschäftigten jede Spanne Zeit zugemessen ist.

Mein Befinden wird besser: kein Kopfweh, keine Mattigkeit, und meine Eßlust steigert sich reißend. Es geht damit so weit, daß ich mich bei meinem kolossalen

Frühstück zuweilen in die Empfindungsweise deines Paul zu versetzen weiß, als er, einst von einer schweren Krankheit genesend, sich eines seltenen Heißhungers gleichsehr erfreute, wie erärgerte. Du erinnerst dich noch der eigenthümlichen Art, wie er damals seine Suppe zu sich nahm? Wir Zuschauer lachten und weinten darüber theilnehmend in Einem Athem. Er wollte nämlich, versteht sich, essen und gefüttert werden, wenn der dampfende Besänftiger vor ihm stand, und ließ es sich eine Weile ganz gut schmecken. Sobald er sich aber dessen versah, daß der Vorrath bei dem Verfahren ersichtlich auf die Neige ging, begann der tragische Kampf in seinem Innern: er hatte Hunger und lachte das Essen an, wollte aber, es sollte nicht weniger werden, und weinte, wenn der Bissen, der sich seinem Munde zu bewegte, die Hülfsmittel in dem Reservoir verringerte. Ja, aus Verzweiflung warf er ihn wohl wieder hinein und brachte mit diesem politischen Schaukelsysteme die unglückseligsten Momente seines jungen Daseyns zu.

Unter den neuen Kurgästen steht die alte Fürstin G. aus Prag dem Range nach oben an. Sie sieht Gesellschaft bei sich, und ich besuche dann und wann ihren meist mit Leuten vom ancien régime angefüllten Salon, da ich zu besserer Erkenntniß des Lebendigen wohl auch das Abgestorbene gern beobachte. Das Getriebe der Nationen durcheinander ist an solchem Brunnenorte ergötzlich. Jeder denkt so gern, er sey

der Erſte, und verſucht den Andern öffentlich oder insgeheim den Rang abzulaufen. Der Oeſterreicher zum Beiſpiel weiß zu dem Behufe, für den Vornehmſten zu gelten, nichts Zweckmäßigeres zu thun, als daß er ſich in ſeiner derben Weiſe geradezu auf dem erſten Platz niederläßt. Der nomadenhafte, juchtenduftige Ruſſe verſetzt den erſten Platz dahin, wo er ſich mit den Seinigen befindet und ſieht auf die übrige Welt aſiatiſch übermüthig nieder. Der iſolirte Engländer beglotzt die continentale Menſchheit mit froſtigen Blicken, ſtößt an, ſo oft er kann, und führt den erſten Platz des Lebens patentirt bei ſich in ſeinem Spleen. Der Franzoſe macht den angenehmen Geſellſchafter und ſtrebt dahin, das ganze vandaliſche Nichtparis um die Hoheit zu düpiren. Der Preuße denkt nicht daran, daß es einen erſten Platz gibt, tritt bei Seite, um die Andern zu erkennen, oder nach Gelegenheit zu überſehen, und nimmt alſo, wenn auch nur in ſeinen Augen, den wahren erſten Platz durch Intelligenz ein.

Iſt das nicht eine recht patriotiſche Parallele? Gut, daß hier Niemand etwas davon ahnet, ſonſt dürfte ich in der Geſellſchaft ſchwerlich ſo viel Glück machen als geſchieht. Indeſſen könnte man mich ſo leicht mit dem einfachen Bedenken entſchuldigen, daß man in der Welt gegen Niemand gerecht ſeyn kann, gegen den man nicht erſt ungerecht geweſen iſt.

Es iſt eine ſeltſame Sache mit dem Witz. Wenn man die Sprache ſo recht aus dem Grunde in ſeiner

Gewalt hat, gibt eigentlich ein bedeutendes Wort das andere, folgt eines aus dem andern. Ja, der Witz kann in solchen Stunden eine dermaßen sich von selbst erzeugende Folge der Rede scheinen, daß man nur darüber staunt, warum ihn nicht der Erste Beste von ihrer Oberfläche abschöpft. Ich beherrsche die Gesellschaft, in der ich mich bewege, und erringe Siege, die sich desto größer gestalten, je minder ich sie schätze oder darnach geize. Auch ist mir der hiesige Aufenthalt in meiner Eigenschaft als Diplomat von Nutzen, da uns Menschenkenntniß, wie wir sie an solchem Badeorte in reichem Maaße gewinnen, nicht bloß in der Gesellschaft, sondern auch in unserem Berufe sicher macht und uns darthut, wie geringhaltig, obwohl darum nicht geringfügig das meiste ist, was geschieht, und wie alles Große im Leben aus nichts Anderem als vielem musivisch an einander gefügtem Kleinen bestehe. Es scheint so schwer, die Menschen kennen zu lernen, und ist doch so leicht. Sie zerfällen sich in so wenige allgemeine Classen und halten es so selten der Mühe werth, mit der Ausbildung ihrer unendlichen Natur zu einem sogenannten Charakter davon abzuweichen.

10.

Gräfin Liſette an Sidonie.

Karlsbad, 17. Juni.

Ein einziger Sonnenblick in ein Dunkel macht es behaglich: wie leicht iſt das Leben dann, wenn wir es zu tragen verſtehen, und wie tröſtlich überhaupt die Betrachtung, daß jede Gefahr, jedes Uebel ſeine Schrecken verliert, ſobald wir ſie uns klar machen! Es iſt wohl mit dem Tode eben ſo, wenn unſere Kraft oder Weisheit dazu ausreichen.

Nach dem langen Regen und Unbeſtande des Wetters — wollte ich aber eigentlich ſagen — iſt nun endlich Sonnenſchein und blauer Himmel aufgegangen, und all der Trübſinn, der mich je mehr und mehr umfing, mit einem Male verſchwunden. Ich bin recht glücklich, meine Freundin, immer heiter, meiſt ohne Urſache. Und wenn man mich zuweilen fragte: was lachſt du? wüßte ich nichts zu antworten, wo nicht: die frühlingsgrüne Wieſe macht mich zu lachen, das friſche Gras und die weißen Blumen, die ſo flockig darauf ſtehen, und die der Wind, ſie mögen wollen oder nicht, auf ihren langen Stengeln hin und her beugt, auf denen ſie ſich ſo ungeſchickt behaben.

Der Arzt hat meine Mutter willfähriger gegen mein Bedürfniß nach friſcher Luft gemacht, und ich darf mich öfter als ſonſt mit meiner Kammerfrau im

Freien ergehen. Ich ſchaue hinterher die Welt noch lange in dem duftigen poetiſchen Schimmer an, in dem ſie mir von den hohen Bergen aus erſcheint, auf die uns unſere Wanderungen führen. Neulich verſtiegen wir uns tüchtig zwiſchen den Felſen, als wir einem ſchmalen Fußpfade folgten, der unverſehens aufhörte, und konnten weder rück- noch vorwärts. Da mußten wir es uns eine Stunde lang auf der Höhe gefallen laſſen, und harrten in der getroſten Hoffnung, es werde zuletzt Jemand kommen und uns herunterhelfen. Jede ſaß auf einem Steine, und Nanni hatte mir, nach Hülfe ſchauend, den Rücken zugewandt.

Ich verlor mich in Betrachtungen, wie die nämlichen Blumen, die in der Ebene geruchlos ſind, auf hohen Bergen oder Alpen duften, und ſo auch zuweilen unbedeutende Dinge in dem Munde bedeutender Menſchen bedeutend werden; wie der Sturm, den uns noch kein Naturforſcher erklärt hat, vielleicht nichts anderes als eine Zugluft iſt, die auf Erden entſteht, wenn ein ſorgloſer Engel im Himmel ein Fenſter oder eine Thüre zuzumachen vergeſſen hat; wie der Unglückliche ſich ſogar nicht mehr an der Natur, die ihm nur ſchärfere Schmerzen erregt, zu freuen wagt. — Und wie das Wetter, dachte ich, wenn es ſchlecht iſt und ausdauernd gut werden ſoll, ſich weniger vom Horizont aus aufklärt, als der Wechſel ſich aus der Mitte des Geſichtskreiſes ablöſen muß, wird auch in unſerem Seelenleben, wenn die Witterung bis zu dem Punkte

innerlicher Beſſerung gediehen iſt, der böſe Wind durch ſich ſelbſt gezwungen, ſich in guten umzuſetzen. — Alle Aeußerlichkeiten, meinen wir auch noch ſo ſtark zu ſeyn, haben den größten Einfluß auf unſere innere Welt; und da ſich meine Mutter ſeit geſtern heiterer bezeigte, und da ſich eine Ausſicht zu einer vortheilhaften, vergleichungsweiſen Schlichtung unſeres Rechtshandels aufthat, hatte ich ſofort den Uebermuth, das Witterungsgleichniß in Bezug auf mich zu bringen, anzunehmen, meine gute Stimmung befördere mein Glück.

Meine theure Freundin! Ihre wiederholte Anſpielung in Ihrem letzten Briefe erräth mein Herz, ich läugne es nicht. Wozu aber etwas ausſprechen, das ſich errathen läßt? Erſparen Sie mir das Wort. Ich bin ſo froh, ſo leicht: ich könnte glücklich ſeyn . . .

Der Graf iſt ein edler Mann, ich bin gern in ſeiner Geſellſchaft, und wäre es noch lieber, wenn er ſich überwinden könnte, weniger Preuße und Proteſtant zu ſeyn. Wie unbillig kann ein Mann werden, wenn er es einmal darauf anlegt! Wir ſprachen zuſammen über religiöſe Dinge, und da konnte ich kaum meinen Ohren trauen, wie gottlos er ſich über unſern katholiſchen Glauben äußerte, mit welcher Unfehlbarkeit ſeiner Meinung er die unſrige beſtritt! — In ſeinem Thun und Laſſen, in der Anwendung ſeines Glaubens iſt er das Gegentheil ſolcher Worte. Er erzählte mir jüngſt z. B., er ſey in Engelhaus geweſen. Allein?

fragte ich. — In guter Gesellschaft, war die Antwort, mit zwei armen Kindern, die von einem kleinen Handel in der Stadt nach ihrem heimathlichen Dorfe zurückgewandert seyen. Er habe die Zutraulichen unterwegs nach ihren Verhältnissen ausgefragt, derweil er unversehens einen Kreuzer nach dem andern in ihre leeren Körbe fallen lassen und sich in Gedanken an der Vorstellung gefreut, wie ihre Schätze sie zu Hause überraschen würden, deren Vorhandenseyn ihnen wohl ein Wunder dünken könne. „Und angenommen," fügte er hinzu, „die armen Leute wären in Nahrungssorgen, dürfte die Sache nicht in allerbester Form ein Wunder zu nennen seyn? Ich war mit diesem Scherze ein blindes Werkzeug in der Hand der Vorsehung, die vermöge dessen einen ernsten Zweck erreicht; ich denke, sie wirkt und wirkte ihre Wunder nie anders als auf so naturgemäße Art, durch Anwendung des Geringsten zu dem Wichtigsten, indem uns ihre Wege nur darum so dunkel scheinen, weil wir über ihre allzulichte Nähe hinaussehen."

Und ich denke, meine Freundin, er hat auf seine Weise Recht; bemerke aber eben, daß ich Ihnen noch zu sagen habe, wie ich über jene Betrachtungen auf der Höhe am Ende müde geworden und eingeschlummert war, ohne das Bewußtseyn zu verlieren. Ich schlug nach einiger Zeit die Augen wieder auf, und da leuchtete mich der helle goldene Sonnenschein viel feuriger auf dem Grün der Erde an, und war Gras

und Laub wie in Bewegung. Es ist gewiß nichts süßer als der Augenblick des Einschlafens oder Erwachens, wenn man ihn gleichwie einen Vorschmack des Todes oder der Seligkeit mit Bewußtseyn empfindet.

Sobald ich wieder um mich sah, gewahrte ich in meiner Nähe einen der von dem Fadragebirge und den Quellen der Waag in Ungarn aus als Kesselflicker und Drahtzieher Europa wie Asien durchwandernden Slawacken, der in tiefster Ruhe einen Vogelbauer flocht. Ich rief ihm zu und er half uns den Berg hinab, zu dem gebahnten Wege.

Als wir uns der Stadt näherten, stand in dem Thale ein alter Mann und spielte die Geige. Die Bäume drunten waren in abenteuerliches Dunkel gehüllt; auf den Höhen wurden sie noch von den scheidenden Strahlen des Tages beschienen und rahmten mein Haupt mit ihrem grünen Feuer ein. — In Heerrauch getränkt, lag vor mir das Egerthal, und von dem Helenenhofe ertönten Harfen, als ich oben an dem Bergrande, mein Schatten unten an der Tepel hinwanderte.

Wie wunderschön ist mein Vaterland! und wie ungerecht begegnet er mit seinem scharfen Spotte Land und Menschen! Wie kann man diese überhaupt irgendwo und wie würdigen, ohne sich in ihre Sphäre zu versetzen! Wie romantisch ist hier allenthalben die menschliche und leblose Natur, wie musikreich!

11.

Graf Otto an den Autor.

Karlsbad, 25. Juni.

Ihre Seele liegt vor mir wie ein Blatt. Ich zergliedere es und betrachte mit inniger Freude die zarten, grünen Aederchen, die Gedanken- und Gefühlsfäden, die so vielfach verzweigt durch einander laufen. Ich sage ihr, daß ich ihre Gedanken errathe, ja entstehen sehe, und habe manchen Scherz mit ihr, wenn ich aus ihrem halb verhehlten Grollen einmal unter zehn dafür halten darf, sie wirklich überrascht zu haben. Ich spiele mit ihren Empfindungen und freue mich ihres erwachenden Geistes. Sie will mir aufrichtig wohl und fühlt für mich immer wärmere Freundschaft. Ich habe also gesiegt. Ich hatte es darauf angelegt, ihr kleines Herz zu erobern, und sie hat mir das Erreichen meines Ziels genug erschwert. Es war etwas in ihr, was mir immer und immer widerstand, ja zum Theil noch widersteht, was ich nicht bezwingen kann. Ich weiß nicht, was es seyn mag. Sie ist bei alledem ein geheimnißvolles Wesen, und ich ahne, daß ich mich auch mit andern Dingen in ihr irren dürfte, so wie ich mich schon mit ihrem Alter geirrt habe. Um ihres jugendlichen, unbefangenen Wesens willen hielt ich sie, wie ich Ihnen schrieb, für achtzehn Jahre, und können Sie sich denken? wie ich aus

ſicherer Quelle vernehme, iſt ſie dem acht und zwanzigſten näher als dem achtzehnten! — Ich belauſche jede ihrer innern Regungen, erfriſche mich an dem Frühlingsduft der zarten Seele. Es gelingt mir unſere Geſpräche nach meinen Bedürfniſſen zu lenken, und ich lebe gleichſam einen Roman mit ihr durch. Wäre ich ein Dichter, ich könnte ſagen, ich erlebte die Wirklichkeit nach der Idee der Novelle, indem ich dieſe darnach dichtete. Ich nehme an unſerem Verhältniſſe ab, daß es mit unſern Bekanntſchaften zuweilen wie mit unſerm Wiſſen geht: Trennung im Umgange, Stillſtand im Lernen kann beides, wie wenig es auch ſcheine, immer Fortgang ſeyn. Der Lernende kommt oft durch Ausruhen weiter, indem er das Erworbene in ſich verarbeitet und alſo beſſer begreift. Wenn wir Zwei uns früh am Brunnen ſprechen und den ganzen Tag nicht wieder ſehen, ſind wir des nächſten Morgens doch vertrauter. Das macht, wir ſind einſtweilen in Gedanken beiſammen und unſere Begegnungen wirken nach.

Sie lieſt jetzt Ihre Ueberſetzung der Verlobten, die ich ihr geliehen habe, mit ſo großem Antheil, daß ſie zuweilen ſchon Morgens, ehe ſie an den Brunnen geht, bei dem Buche iſt. Ich bat ſie, mir die Stellen, die ihr zumeiſt gefielen und die ſie ſich, wie ſie verſicherte, abſchreibe, anzuſtreichen. Sie verſetzte aber mit lieblicher Naivetät: O nein! das thue ich nicht; das wäre eine Lebensgeſchichte. — Und ſie hatte Recht; eben darum wollte ich es von ihr haben.

Sie spielen in Ihrem letzten Briefe auf mein Verhältniß zu der jungen Dame in einer Weise an, die verräth, daß Sie Ihre geheimen Gedanken haben. Mein lieber Freund, täuschen Sie sich nicht willkürlich. An eine Heimlichkeit ist dabei nicht zu denken. Der Ausgang meines dereinstigen Verhältnisses zu Sidonien hat mich gegen ihr Geschlecht nachhaltiger verstimmt, als ich bisher Gelegenheit gefunden habe, zu ermessen. Ich habe mein Gefühl erstickt, es schläft für dieses Leben und erwacht in dem Sinne, als Sie meinen, niemals wieder. Lassen wir es ruhen!

Meine Bekanntschaft mit Lisetten ist eine Blüthe: ich pflücke sie und sie welkt an ihrer Brust. Die schöne Täuschung ist im Leben das Höchste: Alles beruht in ihr. Ich habe noch in meinem Leben nicht die Liebe eines Paars gesehen, deren Erfüllung und Glück mir auf die Dauer beneidenswerth geschienen hätte.

Auf der Engelhäuser Ruine überkam mich vor einigen Tagen das Gelüste, eine Harfe zu hören. Ich fragte einen Jungen, der mir in Hoffnung auf Verdienst oder Bettel gefolgt war, ob Niemand im Dorfe sey, der spiele, und er nannte mir einen Mann, nach dem ich ihn ausschickte; ich erhielt die Antwort, er sey in Karlsbad und nur seine Mutter zu Hause, die ihn gelehrt; die werde kommen und spielen, sobald sie ihre Harfe in Stand gesetzt habe. Ich ließ ihr zurücksagen, sie solle sich nicht bemühen, ich könne

mich nicht aufhalten, vergaß die Sache, als der Bote fort war, und ruhte eine Weile, in das Weite schauend, aus. Ich wollte meinen Rückweg schon wieder unter die Füße nehmen, als ich in dem letzten Felsenthore einer fast noch unersehenen Häßlichkeit begegne, die, mit einem Schwarme zerlumpter Kinder, die größeren kleinere führend oder tragend, ihre Harfe unter dem Arme, die Stiege herauf keuchte und sich als Harfnerin zu erkennen gab. Ihr Erscheinen war mir um so unangenehmer, da es bereits später, als ich vermuthet hatte, geworden war und ich ernstlich an den Heimweg denken mußte. Jedoch glaubte ich es ihrer Bemühung schuldig zu seyn, sie anzuhören. Ich hielt Stand und es bildete sich eine groteske Gruppe um uns, derweil das Weib einige Wiener Tänze leidlich spielte. Auf einmal gedachte sie einen rechten Trumpf auszuspielen, erhob ihre Stimme und sang einen schmutzigen Gassenhauer zu der Harfe, womit sie versichert schien, große Ehre einzulegen. Ich sah es ihr an, wie sie sich über meine Ueberraschung freute. Sie sah mir aber meine Entrüstung nicht an, und ich bezwang sie in dem Gedanken an die Unbilligkeit, die ich beginge, wenn ich sie entgelten ließe, meinen Sinn nicht getroffen zu haben.

Ich blieb schweigsam bis zu Ende, und blieb zwar nun auf einmal mit Behagen, da ich mich zu der beruhigenden Vorstellung erheben konnte, daß es überhaupt mit Allem in der Welt so gehe. So mancher

Mensch meint es auf seine Weise gut mit dem andern, und glaubt ihn zu belustigen und zu verbinden, wenn er ihn zu sich hinabzieht. Ich war zu stolz und mild, der Frau ihren Irrthum zu benehmen. Wozu das? Sie war sich selbst bewußt, sie habe die paar Groschen verdient, die ich ihr gab, und ihre Pflicht erfüllt: sie mochte es bleiben; ich verlangte nicht mehr als sie leistete. Ich trage den Gewinn von mehr Lehren und Gedanken davon, wenn ich so unbefriedigt von der Befriedigten gehe, als hätte sie mich noch so hoch ergötzt. Ich denke: alle Erkenntniß im Leben ist nichts als Selbsterkenntniß. Wir erkennen nichts außer uns, als aus uns selbst heraus in uns, und dürfen darum z. B. auch Niemand unbedingt hassen oder verachten, weil wir ein Hassenswerthes, das uns unverständlich seyn würde, wenn wir es nicht in uns erlebten, meist nur an uns selbst erkennen und eben deßhalb und um der Verwandtschaft willen hassen. Sowie es Menschen gibt, die unter unserem Hasse, gibt es auch welche, die unter unserer Verachtung sind, wenn nämlich das Gefühl ihrer Nichtigkeit bis zu dem Grade in uns angewachsen ist, daß ihre Persönlichkeit dinglich wird.

Nehmen wir uns indessen in Acht mit unsern Verachtungen! Was wir die Kraft haben zu verachten, müssen wir in seinen etwaigen Lebenserfolgen auch überflügeln, sonst sind wir verächtlich. — Ich trug die obige Geschichte Lisetten vor. Warum? — o! es ist um rasend zu werden, schwach und klein, — doch

nur aus verdammlicher Eitelkeit. — Sie hatte eine Thräne im Auge und sah mich lange vielsagend an. — Und dennoch wollten wir am Ende nur Eines das Andere täuschen! Ist es nicht so, unbekannter Kenner der Menschen?

12.

Gräfin Lisette an Sidonie.

Karlsbad, 30. Juni.

Mein letzter Brief, liebste Freundin, war, fürchte ich, zu heiter. Ich erschrecke vor mir selbst, wenn ich an die Stimmung denke, in der ich damals war und schrieb. Mein Vater starb doch erst vor so kurzer Zeit, meine Mutter ist so niedergebeugt, unsere Verhältnisse sind so verwickelt, trostloser als je: hinzugekommene Umstände machen unsern Prozeß unrettbar. O, wie lieb sollte mir unter andern Umständen die Armuth seyn, wenn sie mich von so manchen conventionellen Lasten befreite! allein das sind eitle Träume: ich bin erwacht.

Wir verlassen Karlsbad in einigen Tagen und reisen, vielleicht zum letzten Male! auf unsere Güter hinter Prag. Wissen Sie wohl, daß wieder sehr davon die Rede ist, ich solle in ein Kloster gehen? Meine gute schwache Mutter hat sich von den Ueberredungs-

künften meines selbstsüchtigen Schwagers endlich doch bestechen lassen und ist seiner Meinung geworden. Wir waren vorige Woche auf seiner Herrschaft an der bayerischen Grenze zum Besuch bei ihm; da sollt' ich wahrscheinlich sondirt werden. Allein ich versäumte nicht den Augenblick, mir einigermaßen Ruhe zu verschaffen, und sprach mich so entschieden gegen das, was man mit mir vor hat, aus, daß man vor der Hand keine Schritte weiter in der Sache thut. War es tadelnswerth, daß ich so handelte? Ich mußte es. Das laue, verwitterte Klosterwesen dieser Zeit hatte mich allzusehr gegen sich verstimmt, und die nächste Veranlassung dazu ein englisches Fräulein aus Prag gegeben, das hier Brunnen trinkt und deren Orden zwischen dem Geistlichen und Weltlichen in der Mitte steht. Ungebildet, kindisch, roh, wie sie ist, lockte sie, da sie alle drei Jahre austreten und sich vermählen kann, eine Veranlassung dazu so gern herbei, und schwankt auf unpoetische Weise zwischen den beiden Lebenswegen mitten inne, indem sie immer auf dem Sprunge in die Welt hinein steht, und für den Fall, daß ihr Niemand die Hand reichen wolle, den schwachen Anschein äußerer Abgeschiedenheit nothgedrungen rettet.

Ueberdies hatte mir Graf Otto * * die Verlobten von Manzoni geliehen und war ich eben dabei, das herrliche Werk zu lesen, in dem, bei der Beschaffenheit meiner gegenwärtigen Lage, die Geschichte der Domina mich wohl empören mußte. Ein ganz

Anderes freilich, wenn das Kloſterleben wieder werden könnte, was es bei ſeinem Entſtehen war; allein die Zeiten ſind vorbei. Ich zöge wohl gern den Schleier über mein Geſicht, um die Welt nicht mehr zu ſehen; aber eine moderne Nonne werde ich deßwegen nicht, da man nicht mit den Füßen, ſondern mit dem Gemüthe aus der Welt läuft. Eremitin, Anachoretin in der Wüſte möchte ich werden.

Auf unſerer kleinen Reiſe zu dem Vicomte war uns derſelbe bis nach * * entgegen geritten, wo er uns mit einem Frühſtück erwartete. Derweil wir es einnahmen und an dem Wagen Einiges zu ſchaffen war, fiel die Rede auf die Sehenswürdigkeiten des Orts und deſſen ſchönes altes Kloſter. Mein Schwager ſagte, wir dürften es bei der Gelegenheit nicht unbeſucht laſſen, und führte uns dahin. Die Aebtiſſin, eine Verwandte des Vicomte, war nichts weniger als unvorbereitet, uns zu ſehen, und führte uns Damen in allen Winkeln des Gebäudes herum, aus einer möglichſt elegant aufgeputzten Zelle in die andere. Ich verhielt mich von Anfang bis zu Ende leidend, meinte aber in meiner Mutter Weſen eine ungewöhnliche Haſt und Dringlichkeit wahrzunehmen.

In der Kloſterkirche trafen wir mit unſerm männlichen Begleiter wieder zuſammen, und es ſollte eben noch am Hochaltare ein Bild eines der warmfühlenden, gemüthlichen Ferrareſen in Augenſchein genommen werden, als es ſich zutrug, daß die Andern bereits

davor standen, und nur ich von zufälligen Betrachtungen in einem Kreuzgange zurückgehalten wurde. Man vermißte mich und ich eilte nach. Wie ich durch die dumpfigen, vermodernden Schwibbögen schritt, fühlte ich mich von einer eisigen Zugluft angeweht. Ich war erhitzt und faßte meinen Shawl fester um die Brust, doch erkältete es mich bis in das Innerste. Es war eine sonderbare, ich will nicht sagen unangenehme Empfindung, die ich noch nie gehabt habe. Ich trat, mich entschuldigend, zu den Andern, und in dem Augenblicke erlosch, wahrscheinlich unter einem Luftzuge, neben uns die ewige Lampe. Die Aebtissin erblaßte und blickte mich bedenklich an, ohne etwas zu sagen; eine Laienschwester war aber indiscret genug, die Ursache ihres Schreckens in einem Aberglauben auszusprechen, demzufolge der in Kurzem sterbe, bei dessen Ankunft vor einer solchen Kirchenlampe dieselbe erlösche. Die Mutter war über den dummen Zufall sehr betreten, und es fruchtete nichts, daß ich gleichgültig blieb; sie ließ für den übrigen Tag kaum noch ein Wort von sich hören, und vertheidigte mich nur gegen eine abermalige Anfechtung des Vicomte. Ich gebe auf dergleichen Gerede oder Geglaube ein für allemal nichts, und stutzte nicht einmal davor, so daß ich selbst die Spannung milderte, die diese Episode in unserer bald auseinandergehenden kleinen Kirchenversammlung hervorgerufen hatte. Ich glaube wirklich nicht an einen frühen Tod, und es wäre

darum ein großes Glück für mich, wenn er mich so ahnungslos beträfe, da — —

Ja, was soll, wie kann ich es Ihnen länger verhehlen, da ich ihn einzig und für das Leben liebe, obwohl in seinem Charakter, in seinen Gesinnungen, oder, wie soll ich das vorurtheilige Wesen, das ihn verblendet, nennen, ein unübersteigliches Hinderniß dem entgegensteht, daß ich jemals mit ihm glücklich werden könnte. Wie unglücklich muß der arme Graf in seiner Jugend gewesen seyn und etwa geliebt haben! Sie kennen ihn, wie Sie mir neulich schrieben, nachdem sie erst spät seinen Namen erfahren hatten, und werden es vielleicht wissen. Es ist ein Glück, daß bittere Erfahrungen nicht auf Alle den ertödtenden Eindruck machen; er hat sich das innere Leben genommen, ohne daß es abgestorben wäre. Der Reichthum seines Geistes an Kenntniß und Lebensweisheit, an Poesie und Menschenliebe liegt ausgebreitet, aber freilich wie ein todtes Kapital vor ihm, und er zieht, unendlich verletzbar und empfindlich, vor jeder Berührung seine Persönlichkeit zurück, als ob sein Herz an einer noch frischen Wunde blute. Vielleicht träumte und sehnte er sich in seiner Jugend, so wie ich, täuschte sich, gab sich selbst auf und erkennt nun nicht, wie er zu mir in dem umgekehrten Verhältnisse steht. Das Leben wartet ein für allemal nicht auf uns, sondern pocht auf sein eigenes Recht, sobald wir uns unser Recht ihm gegenüber vergeben haben. Er ist mit einem Wort

zu klug, oder dünkt sich, es zu seyn. Ich fühle, im Grunde seines Herzens muß er mich lieben; allein er erdrückt das Gefühl in seiner wie anscheinend ruhigen, doch verzweifelten Ergebung, die somit an ihm selbst wie der Welt zum Verbrechen wird. Er wähnt, mir nichts schuldig zu seyn als Wohlwollen, wähnt mich recht fein zu durchschauen, wie ich bin, und es ist doch nichts als Vorurtheil in ihm, er hat sich in seine irrthümlichen Verurtheilungen meines Wesens verliebt. Ich habe umsonst versucht, ihm die Binde von den Augen zu ziehen: ich kann und darf nicht zu viel thun und muß mich in das Unabänderliche fügen. Er hält sich für berechtigt, geringer von mir zu denken, weil ich in den Vorurtheilen meines Standes versunken sey, spricht so bestimmt und frei wie ein Heros, und vermag so wenig wie irgend wer, der noch dem Leben angehört, sich seines Standpunktes zu überheben, oder von seinen Verhältnissen loszureißen.

Ich sage in diesen letzten Tagen meines Hierseyns meinen Lieblingsplätzen Lebewohl, und war gestern auch allein zur Freundschaftsanhöhe gewandelt, wo in den Morgenstunden eine so heitere Einsamkeit ist. Da kam ein armer alter Mann in meine Nähe und schien auf dem Waldboden etwas zu suchen. Er trieb sich lange um mich und neben mir herum, und ich wollte mich bereits aus seiner unheimlichen Nähe entfernen, da ich aus seinem verwilderten Aeußern auf Wahnsinn schloß, als er sich ein Herz faßte, mich anzureden und

mir ein Maiblümchen freundlich reichte, von dem er mir sagte, es sey Einblatt, und wenn ich es auf eine Wunde lege, stille es die Blutung und heile sie schnell und leicht. Es war nichts weniger als Wahnsinn, der gute Alte bot mir seine bescheidene Gabe aus dem unentäußerlichen Drange an, seinem Nebenmenschen nützlich zu seyn. Daß man ihm die Erfüllung dieser Christenpflicht oft schwer genug gemacht, bewies die Freude, ja Glückseligkeit in seinen Zügen, als er seine Worte angebracht hatte. Es galt ihm für ein Labsal, daß ich mit ihm sprach, und er mißbrauchte mein Entgegenkommen nicht, sondern zog sich bald bescheiden zurück. Ich besann mich, daß ich ihn schon öfter in dem Gebüsche und Walde herumschleichen und klettern gesehen hatte.

Sobald ich wieder einsam war, hielt ich sein Heilkraut in der Hand und betrachtete es seufzend. O, könnte ich ein solches Blatt auf die Wunde meines Herzens legen und sein Bluten stillen! dachte ich. Jedoch, wo wüchse das? — Ich beneidete den Glücklichen, der keine Wunden für möglich hält, als die man von außen heilen, wo nicht mit dem Blatte belegen kann.

Ich habe jetzt Abends immer Fieber, und der hochweise Brunnenarzt verlangt, ich solle mich schonen. Die Leute beschreien mich von allen Seiten, wie gut mir die Kur bekomme, weil mir das Fieber rothe Backen macht. Die Blätter werden im Herbste auch

so roth, wenn sie abfallen. Brunnen darf ich des Fiebers wegen nicht mehr trinken, und ich habe mit den Abschiedsbesuchen so viel zu thun, daß ich ihn, da ich den Salon der Fürstin wegen der feuchten Abendluft nicht besuchen darf, er aber in den Visitenstunden mich nicht zu Hause trifft, nicht wiedersehen werde. Ich hätte ihm gern ein letztes Lebewohl gesagt; es ist aber auch einerlei, daß es nicht geschieht. Ich bin so krankhaft aufgeregt, daß ich im Freien vor jedem Baum und Fels erschrecke und zusammenfahre, indem ich meine, ihn zu sehen. Sein Bild verläßt mich keinen Augenblick. Neulich, Morgens, als vor meinen Augen die Sonne aufging, warf sie über die von schwarzen Wolken überzogene Gegend einen einzigen schrägen flüchtigen Blick. Es war ein Lächeln, ja, aber wie schmerzlich! und welcher Abstand zwischen der grellen Vergoldung des beschienenen Landstrichs und dem übrigen traurigen Dunkel! Unsere Bekanntschaft wird am Ende nichts anderes als ein solches Lächeln der Lebenssonne gewesen seyn.

Nachschrift, den 2. Juli.

Mein Schwager ist wüthend über das Gerücht, das sich in der Stadt verbreitet hat, ich sey die Braut des protestantischen Grafen Otto, und hat seinen Zorn zum Theil auch meiner Mutter mitgetheilt, mit der er übereingekommen ist, diese Klatscherei durch unsere beschleunigte Entfernung zu widerlegen. Wir reisen

heute Abend ab, wiewohl es das gräßlichſte Wetter iſt und winterkalt ſtürmt. Man macht der Mutter von allen Seiten Vorſtellungen, wegen der Straßen, die bodenlos und kaum befahrbar ſeyn ſollen. Allein ſie beſteht darauf, ſie müſſe dringender Geſchäfte halb morgen Nachmittag zu Hauſe anlangen. Wir werden alſo wahrſcheinlich eine üble Nacht zu überſtehen haben.

13.

Graf Otto an den Autor.

Teplitz, 6. Juli.

Sie ſehen, ich habe meine lange Kur beendet und bin auf dem Wege nach der Reſidenz, wohin ich zum Zuſammentreffen mit meinem Chef beſchieden worden. Der Brunnen hat mich diesmal nicht ſo wunderbar wie ſonſt geſtärkt, und ich fühlte mich in der letzten Woche ziemlich verſtimmt, was indeſſen mehr ſeine gemüthlichen Gründe haben mochte. In gewiſſer Weiſe hat mich das Waſſer allerdings neu belebt; durch dies geſteigerte Wohlſeyn aber hindurch glaube ich den Urſitz meines Leidens wahrzunehmen, das durchaus nicht gehoben iſt. Es iſt ein wunderbares, jedoch nicht unbehagliches Gefühl, dem Tod auf dieſe Art in das Auge zu ſehen, und es liegt in dieſem Vorbewußtſeyn eine Bürgſchaft, daß der Herr uns nicht hintan-

ſetze, indem wir den Genuß der Gegenwart deſto ſicherer erfaſſen. Ich denke jedenfalls, ich habe Urſache, meine Zeit zuſammen zu nehmen: der Eine lebt ja doch ſchneller als der Andere.

Die Diplomaten, die ſich noch hier aufhalten und mit denen ich in den letztern Wochen zumeiſt verkehrte, ſind die unbedeutendſten, zugeknöpfteſten Menſchen von der Welt. Sie ſprechen ſo gern Alles nach, was ein Geſcheiterer als ſie ſagt, ſobald die heilige Gegenwart es rechtfertigt, eignen es ſich mit einer Dreiſtigkeit an, über die der Neuling ſtaunt, und huldigen trotz dem mit unerſchütterlicher Conſequenz dem Grundſatze, daß ſie keine Sylbe davon gegen den gelten laſſen, der ſie zuerſt ausſprach. In ſcheinbarer Zerſtreutheit hören ſie ſeinen Worten zu, ſtecken ſie ſtillſchweigend ein und geben ſie ſofort wieder mit dem ungeſcheuten Verlangen aus, daß man ſie für ihre eigene klingende Münze an Zahlungsſtatt annehme und nach dieſem Belege obenein ihren Reichthum bewundere.

Ich werde immer mehr mit mir darüber einig, daß die Diplomatie eine Kunſt zu nennen iſt und entwerthet wird, ſobald man ihr den bloßen Rang einer Staatswiſſenſchaft einräumt. Daß ſie jetzt in Deutſchland ſo ſehr heruntergekommen, hat ſeinen Grund mit in dem Hauptübelſtande, daß man die zu nichts anderem tauglichen Söhne reicher Edelleute faſt ausſchließlich in dieſem Dienſte anſtellt, weil ſie den großen Vorzug für ſich haben, Geld genug zu dem zu beſitzen, was

man vulgo repräsentiren nennt. Einige juridische Prüfungen sind der einzig erforderliche Beweis ihrer Befähigung, und so sieht man Schulkenntnisse, die nur in den untergeordnetsten Verhältnissen zur Anwendung kommen, für das Wesentlichste an und gestattet keine andere Ausnahme von dieser Regel als etwa zu Gunsten eines wohlgebildeten Offiziers. Vor wirklich bedeutenden Männern, Gelehrten, Dichtern, Künstlern, die man in alter Zeit, so wie noch jetzt in Frankreich, zum Nutzen und Frommen des Staats, auch wenn sie nicht von der Pike an gedient haben, für die praktische Politik in Anspruch nimmt, trägt man bei uns eine heilige Scheu, und so kommt es, daß unter hunderten kaum Ein Diplomat mit Begeisterung seinem Berufe nachlebt.

Mit solchem Aufenthalt in einem Bade- oder Brunnenorte verhält es sich wie mit dem Daseyn überhaupt. Er ist das Leben im Kleinen: man lebt einige Generationen wohl oder übel mit durch und vergnügt oder langweilt sich, so gut man kann; am Ende überlebt man sich selbst und nimmt keinen weiteren Antheil an den nachkommenden, wie viel auch verheißenden Generationen.

Gräfin Lisette ist vorige Woche abgereist und ich habe seitdem nichts von ihr gehört. Ich sah sie in der letzten Zeit fast nicht mehr und konnte nicht einmal Abschied von ihr nehmen. Um der leidigen Frau Basen willen sah ich mich zu meinem Aerger sogar

gezwungen, sie zu meiden; denn können Sie es glauben, daß die kleinen unschuldigen Aufmerksamkeiten, die ich für sie gehabt, und daß ich am Brunnen vorzugsweise mit ihr gesprochen, hinreichend gewesen waren, das Gerücht in Umlauf zu bringen, ich hätte mich mit ihr verlobt? Vielleicht auch, weil von Manzonis Verlobten unter uns so viel die Rede war? Je nun, wer weiß! — —

Der Verlust der geliebten Abgeschiedenen, wie ich sie für mich nennen muß, geht mir näher zu Herzen, als ich gedacht hätte, und ich vermisse sie von Tag zu Tage schmerzlicher. Ich erinnere mich in der That nicht, an einem Mädchen jemals solchen Antheil genommen zu haben.

Ich eilte denn auch, von Karlsbad fortzukommen, und schlug bei dem schönsten Wetter meinen Rückweg diesmal über Teplitz ein. Ich verließ Karlsbad früh um vier Uhr, und als ich die Prager Chaussee empor fuhr, lag der Thalkessel der Stadt hinter mir in bläulich grünem Dunkel. Ich stieg aus, ließ den Wagen langsam empor klimmen und weidete mich, wiederholt stehen bleibend, an dem schönen Bilde. Hinter der Stadt breitete sich die Egerthalfläche lichtgrün aus und wurden die einzeln hervorragenden Bäume oder Häuser von der mir noch unsichtbaren Sonne rosenfarb erleuchtet. Das fernere Erzgebirg zeigte sich dem Blicke nebelgrau, und links gen Hammer hatte sich der Duft des dunkeln Nadelholzes wie ein sammtener

Schimmer den Bergen angelegt. Ich hatte die Gegend noch nie so schön als in dieser Scheidestunde gesehen.

Der Reisetag bis Teplitz ward mir, obwohl ich allein war, nicht lang, da ich unabläßig beschäftigt blieb, die interessanten Uebergänge im Charakter der Landschaften an ihren eigensten Merkmalen zu erkennen. Die erste Umwandlung beginnt bei Engelhaus, wo nur wenige Tannen auf den kahlen Trifthügeln stehen. Die Berge werden fortan flacher und entkleiden sich ihres rauheren Ansehens, bis sie bei Liebkowitz abnehmen und breiter zurückweichen. Gegen Podhersam zu senkt sich die Landstraße ruckweise und bei Saaz eröffnet sich eine weite Ebene mit ansehnlichem Hopfenbau. Die Bergketten entfernen sich nach allen Seiten und ziehen sich erst hinter Brir wieder zusammen. Noch weiterhin ändert sich der Charakter des Landes mit einem Male und spricht sich der der wohl nicht so leicht ihres Gleichen findenden Teplitzer Ebene auf das Bestimmteste aus. Von Karlsbad aus waren die Chausseen mit nördlichen Pappelweiden und Ebereschen bepflanzt, hier säumen sie üppige Obstbäume. Berge und Felsen unterscheiden sich in Form und Färbung und die aus weiter Ferne ersichtlichen Bieliner Kegel stehen als Grenzwächter dieses neuen Naturbereiches da. Die andern kahlen Felsen vereinzeln sich hinter ihnen; die Berge ketten sich je einer an den andern und sind bis zu den Gipfeln belaubt.

Das ganze Land gleicht einem großen Garten. Jun-

ges Eichengebüsch und anderes Laubholz durchschneidet die fruchtbaren Aecker, und einerseits bekleidete violetter, anderseits weißlicher Sonnenduft die Ferne, von der die frischen, grünenden Saaten anmuthig abstachen. In die Fenster meines schnell dahinrollenden Wagens schien die Sonne und ihr Wiederglanz glitzerte beiher über die Felder. Der Knäuel einer von ihr befeuerten Wolke stand wie ein fernes Schneegebirge am Himmel; der Knauf eines Gewittersäulenschafts, eine schwärzliche, geradlinige Wolkenwand zog sich halb darüber.

Das freundliche Teplitz erheiterte mich von Grund der Seele aus, und ich hatte bei meiner Ankunft nichts Eiligeres zu thun, als den Schloßgarten mit seinen schönen Weiden zu besuchen. Der Abend war warm und still; die Dunkelheit brach ein, Tausende von Glühwürmern schwebten zwischen den Bäumen und suchten oder haschten sich, goldgrün leuchtend. Die lauschenden Schwäne zogen leise Furchen in die Fläche des Teiches und die hohen Bäume spiegelten darin ihre überhängenden Aeste ab. Alles duftete in die abwechselnd kühlen und warmen Luftschichten.

Gestern fuhr ich wegen des Schlachtfeldes und der stets entzückenden Aussicht von der Höhe nach Rollendorf, belächelte auf's Neue die fremde Anmaßung und erquickte mich mit vaterländischem Gefühl an dem bescheidenen, frommen Denkmal der preußischen Todten: „Die gefallenen Helden ehrt dankbar König und Vater-

land. Sie ruhen im Frieden! 30ſten Auguſt 1813," lautet die einfache Inſchrift. Wie ſchön, wie erhebend, wie edel, wie preußiſch, wie deutſch! —

14.

Graf Otto an den Autor.

Berlin, 30. Juli.

Mein theurer Freund, ich habe Ihre Zuſchrift vom 25ſten dieſes zu meiner tiefſten Erſchütterung erhalten und geleſen. O Gott, welcher Schlag ſtört mich nun plötzlich aus meiner genügſamen Ruhe auf: Liſette todt! —

Ein unſeliger Zufall muß dieſes friſche, reiche Leben brechen: ein Umſturz mit dem Wagen, Armbruch, Erkältung in derſelben ſtürmiſchen Regennacht, in der ſie vor vier Wochen von Karlsbad abreiste! Wenn das ſo geſchieht, wenn der Himmel mit dem Schönſten, was er erſchaffen hat, ſo umgeht, wie armſelig, nichtig, ſchaal muß dann alles Uebrige erſcheinen, was vor unſern Augen beſteht, wie ſo gar gering müſſen wir uns ſelbſt anſchlagen! Und welches Gemüth, welches Verhältniß der ſchönen Seele zu mir, das ich, Verblendeter, nicht ahndete!

Was ſoll ich ſagen? was ſoll ich thun? Soll ich es mehr ſegnen oder mehr bejammern, daß ſie die

vertrauteſten Eröffnungen ihres Herzens gerade in ihre Briefe an Sidonie niederlegte, die mir unbewußt ihre Freundin war? Und Sidonie muß in der erſten Aufregung ihres Schmerzes über den Todesfall, im Bedürfniß der Mittheilung dieſe Briefe meiner Schweſter ſenden, die ſie Ihnen gibt! — Ich danke Ihnen für Ihr Zutrauen, Freund! Ja, Sie thaten Recht, daß Sie meiner Schweſter die Zuſtimmung abnöthigten, mich in das Geheimniß einzuweihen. Es thut mir wohl, zu wiſſen, was ich verloren habe. So macht es das Leben immerdar; ich wußte es ja von vordem. Die allergrößten Güter, die es hat, zeigt es uns erſt, wenn ſie unwiederbringlich dahin ſind. Zuerſt hofft man in der Jugend, und täuſcht ſich wohl, und dann verzweifelt man im Mannesalter, und täuſcht ſich hoffentlich wieder.

Nun verſtehe ich es, warum der menſchenfreundliche Graf X., der ſcharfſinnige Kenner der Natur, mich Liſetten vorſtellte und, nachdem er uns ſo lange beobachtet hatte, den Kopf über uns ſchüttelte. Hatte ſeine Anſicht des Lebens alſo Recht? Das Schickſal zeigte mir, wie ich ihn hätte Lügen ſtrafen können. Er behielt dennoch Recht. Und war und iſt es damit immer ſo? wird es immer ſo bleiben? O nein! der unglückliche alte Mann iſt doch ein Menſchenfeind, und es muß eine ſubjektive Poeſie des Lebens geben, die am Genuſſe nicht erſtirbt. Sie iſt das alleinige Thor, das Vergangenheit und Gegenwart uns in die

Zukunft offen laſſen. — Ich muß mich in das allgemeine Schickſal finden, ich habe vor Andern nichts voraus. Das Leben iſt unabläſſiges Wiederkäuen des ſchon Genoſſenen, die Wiederholung ins Unendliche des ſchon vor Jahrhunderten und Jahrtauſenden Dageweſenen.

Sie können ſich nicht vorſtellen, welcher moraliſchen Verwirrung ich unterliege. Ich Thor war ſo feſt und ſicher, oder wähnte es zu ſeyn und mit dem Leben abgeſchloſſen zu haben. Und da ſo unvorbereitet dieſe Mahnung, daß meine Schwäche nur den nämlichen unwandelbaren Geſetzen des Daſeyns unterthänig iſt wie Andere! Und gerade in dieſem Augenblicke muß ich von allen Seiten mit Geſchäften überhäuft und von meinem Berufe mit allen geiſtigen Kräften in Anſpruch genommen werden! O mit welcher furchtbaren Selbſtverläugnung kommt man zuweilen in den Fall, die nothwendige Leichtigkeit mit der großen Welt und Geſellſchaft umzugehen, zu erkaufen! Ich mache in der Hinſicht die herbſten Erfahrungen, wo Niemand, der mich täglich ſieht, die Empörung meines Innerſten ahnen darf und wird.

Die neuſte Meluſine.

Ich erwartete in einer kleinen Seestadt die Ankunft des Postwagens, der mich nach der Residenz bringen sollte. Der Ort lag auf einer der größeren Inseln an der Mündung des Stroms und das Posthaus ihm gegenüber an dem erhöhten Ufer des Festlandes.

Ich befand mich in dem wüsten Passagierstübchen ganz allein und lehnte, den unersättlichen Blick auf das Meer gerichtet, in dem Fenster.

Es war Abend. Die See ging nach dem Sturme, den ich darauf erlebt hatte, hoch. Weiße Segel tauchten an dem dunkelgrünen Horizonte auf und rückten langsam vorwärts, in den ferneren blauen Strich, in die grauen, röthlichen, weißen Uebergänge der Wasserfläche hinein.

Dunkle Punkte, Heringsfischerboote mit schwarzen Segeln, bewegten sich hin und wieder und kehrten vom Fange heim.

Wie majestätisch erhaben rollten die grünen leuchtenden, busenhaften Wogen heran! Je drei oder vier große oder kleine, weiße Spitzen in den dunklen Massen, gehoben, rund, geschwellt, krochen mit der Schaumbrust langhin, brachen sich, stürzten, indem der weiße Gischt über die andern grünen Wellen zurückwich, und

schritten über die Schwelle des Strandes, um sich zuerst darüber wie ein Flortuch auszubreiten, und darauf ebenfalls wieder in das Unermeßliche zu verschwimmen.

Ich verlor mich in poetische Phantasien über die Sagenwelt des Meeres, und die Zeit verstrich mir in vergeblichen Bemühungen, mir irgend eine Nymphen- oder Sirenengestalt gleichsam bis zum Erlebniß zu vergegenwärtigen. Die Sonne war inzwischen unmerklich untergegangen und es dunkelte.

Jetzt belebte sich die mit dünnem Gras bewachsene Düne. Es waren einzelne Fischer zurückgekehrt und hatten ihre Boote an den Strand emporgezogen, wo neben Weidengebüsch die für den andern Morgen trocknenden Netze an Pfähle ausgespannt waren und die an die Enden zu knüpfenden, beschwerenden Steine haufenweis dazwischen lagen.

Die Weiber und Töchter der Fischer saßen in voller Arbeit auf dem gewellten, festen, feuchten Muschelsande und schlachteten die gefangenen Heringe und Flunder, die Eingeweide zu dem aufgehäuften schwarzen Tange oder Seeschlamm neben sich werfend.

Die Ankunft des Postwagens verzögerte sich diesmal ungewöhnlich lange und ich streckte mich, als es Nacht ward, nothgedrungen auf dem unbequemen Canapee zur Ruhe aus.

Der schmetternde Ton des Posthorns weckte mich wieder aus dem Taumel und ich hörte den Wagenkoloß draußen stillhalten.

Der Postknecht trat mit der Stalllaterne herein, um meine Sachen abzuholen und aufzupacken, und ich schwankte ihm schlaftrunken in den Wagen nach, wo es so dunkel und still um mich war, daß ich weder sah noch hörte, ob ich durch den tiefen Triebsand in Gesellschaft weiter schwamm.

Es mochte etwa um Tagesanbruch seyn, als mich das hohle Donnern, Branden und Brausen des Meeres, neben dem wir wieder dicht hinfuhren, zum andern Male erweckte. Ich erkannte, daß wir uns in einem Föhrenwalde befanden, und, wenn gleich in steter Gefahr umzuwerfen, auf einem ungebahnten Wege über Baumwurzeln und abgefallene Aeste schnell vorwärts kamen. Der Postillon hatte die noch schlimmere Landstraße verlassen und sich längs der grauen Düne einen Richtweg auserwählt.

Es war noch ziemlich dunkel in der Luft, in der man nur durch lichtere Waldstellen die untergehende Mondsichel gewahrte; und ich konnte jetzt eben so wenig als vorher meine nächste Umgebung unterscheiden.

Ich vernahm nur bisweilen zwischen den lauten, schauerlichen Athemzügen des Meeres innen einen leisen, weichen Hauch unmittelbar vor mir und erkannte, als wir aus dem Walde herauskamen, in der Dämmerung mehrere mir benachbarte menschliche Gestalten, welche schliefen.

Am entferntesten von mir, auf dem Rücksitze, saßen einige in Mäntel gehüllte Männer, auf dem Mittel-

ſitze dicht vor mir ein weibliches Weſen, ohne Mantel, mit einem Tuche über dem Kopfe, von dem ich nichts mehr als dies ſehen konnte.

Der Herbſtmorgen war, zumal bei Sonnenaufgang, ſchneidend kalt, und ich begriff nicht, wie die unbekannte Dame es ohne wärmere Kleidungsſtücke aushalten konnte.

Es war eine zarte, feine Geſtalt, in einen rothen, wie ich mit Erſtaunen wahrnahm, ächten Shawl vom Kopf bis zu den Füßen gehüllt. Ein leichter Sommerhut von weißer Seide lag auf ihrem Schooße und der Shawl wand ſich um den bloßen Kopf, von dem er nur etwa das mir unſichtbare Geſicht freilaſſen mochte. Es war kein Zweifel, daß ſie ſchlummerte, doch verrieth jede ihrer zufälligen Wendungen neue Schönheiten des Faltenwurfs, der Geſtalt und Bewegungen.

Ihr Körper war in ſteter leiſer Wallung und wenn ſie zuweilen ſtärker in ſich zuſammenzuckte, ſchien es, als ob nur der äußere Froſt ihre innere Wärme oberflächlich aufgeregt hätte. Ich weiß nicht, wie es kam, allein ich mußte alſobald an Balzac's Frauen, an jene leidenſchaftlichen, nervöſen, ſüdlichen Naturen denken, die er uns ſo oft bezaubernd ſchildert.

Ich war vom erſten Augenblicke an überzeugt, meine Reiſegefährtin könne keine Deutſche ſeyn, und ſah mich nach Jemand um, der die Fremde begleitete: die beiden Männer konnten ſie unmöglich etwas angehen, da ſie offenbar Studenten waren, die nach beendigten

Herbstferien aus ihrer elterlichen Heimath wieder zur Universität gingen.

Sobald die Sonne in dem dichten Nebel aufgegangen seyn mochte, richtete sich die Fremde, deren Kopf vorher nach mir zurückgesunken war, mit einem Male langsam und still in sich zusammen und ließ die seitherige Hülle von der zierlichen Gestalt gleiten. Sie zog den Shawl wieder zu den Schultern in die Höhe, zupfte die weiße Halskrause darunter hervor, hauchte in die flachen Hände und strich sich das glänzende, rabenschwarze Haupthaar glatt, auf das sie mit der elegantesten Nachlässigkeit das modische Hütchen stülpte.

So wie sie mit dieser kurzen Toilette zu Stande gekommen war, blickte sie, mit vollkommenster Seelenruhe sich auf sich selbst beschränkend, nach unserer Seite zum Wagenfenster hinaus.

Ein gewaltiger Stoß, den unser Wagen empfing, theilte auch den beiden Musensöhnen neues Leben mit und veranlaßte sie, sobald sie sich vollkommen ermuntert hatten, mit der Reisenden in dem seltsamsten Studenten-Französisch ihre Morgengrüße zu wechseln.

Ich nahm im Laufe der weitern Unterhaltung, die sich zwischen den Dreien entspann, anfänglich mit Verwunderung wahr, daß sie mit den jungen Leuten auf beinahe burschikose Art umging; konnte aber bald darauf ihrer Menschenkenntniß meine Bewunderung nicht versagen, als ich sah, wie sie damit ersichtlich ihre

unſchuldigen Herzen gewann, die ihr unterweges, gut geſtimmt, erſprießliche Gefälligkeiten leiſten konnten. Sie ſelbſt führte das Geſpräch mit einem guten, ſcharfen Accente, wiewohl gebrochenem Franzöſiſch, deſſen Eigenthümlichkeit verrieth, daß ſie einem ſüdlicheren Volke angehöre.

Zu dem größten Leidweſen der Studenten mußten dieſelben bereits auf der nächſten Station den Poſtwagen verlaſſen, indem durch neuhinzukommende Reiſende darin Alles eine andere Geſtalt gewann, und ich zu meiner Freude den beſſern Platz, der fremden Dame gegenüber, erhielt, der ich alſo zum erſten Male in das Geſicht ſehen konnte.

Ich fand, daß es die reinſte ſüdliche Schönheit enthielt; feine, ſchmale, rothe Lippen, ſchwarze, wenig gewölbte Augenbrauen, lange, ſchwarze Wimpern, beinahe gerad hervorſpringende Naſe und dazu, wunderbarer Weiſe! blaue Augen. Von der allgemeinern Form des Kopfes und Halſes konnte ich unter dem Hute nicht viel ſehen, allein die Geſichtszüge waren ſo plaſtiſch ausgebildet, daß man das unmittelbare Verſtändniß jedes einzelnen zu errathen meinte.

Ich wünſchte mir Glück zu einer ſo ungewöhnlichen Reiſegefährtin und ſuchte, ſobald der Poſtwagen wieder im Gange war, durch gelegentliche Anreden unſere Bekanntſchaft zu vermitteln, die ſie mir, ungeachtet ihrer vorigen Lebhaftigkeit, durch erneute Zurückhaltung und ablehnende Antworten ungemein erſchwerte.

Nach einer Weile durchbrach jedoch die Sonne den Nebel, der sie bisher verhüllt hatte, und bog sich die Schöne plötzlich freudestrahlend mit den Worten zu mir: Ah, wie schön!

Sie forderte mich mit Auge und Hand auf, zum Wagen hinauszusehen, und indem ich ihr mit meinen Blicken in der angegebenen Richtung folgte, nahm ich seitwärts die in der Sonne erglänzende, gewaltige See, von der wir uns abwendeten, so wie in geringer Entfernung über uns in den Lüften einen großen, kreisenden Steinadler wahr, durch dessen ausgespannte Schwingen die Sonne schien.

Wir genossen so lange wie möglich des seltnen schönen Anblicks, und als durch eine Wendung der Straße die See und der Adler uns unsichtbar geworden waren, sagte ich zu ihr: „Das ist ein gutes Omen! Wir werden unsere Reise glücklich beendigen. Sie sind ohne Zweifel schon längere Zeit als ich unterweges?"

„Ich komme aus England," gab sie mir zur Antwort.

„Unmittelbar aus England?" fragte ich nicht ohne Verwunderung, und wollte hinzufügen, wie sie sich dabei so weit vom rechten Wege habe verirren können? Sie unterbrach mich aber, meine Gedanken errathend, mit den Worten: sie habe einen Abstecher zu einer ihr befreundeten Familie in der Nachbarschaft der Seestadt, wo ich sie zuerst gesehen, gemacht, und erzählte mir unaufgefordert so viel von sich und ihren Verhältnissen,

als ich in den hier nachstehenden Worten zusammenfasse.

Sie hieß Donna Imagina, war aus Sevilla gebürtig und gehörte einer edeln andalusischen Familie an, deren carlistische Gesinnungen sie schon seit langer Zeit ins Unglück gestürzt hatten. Von erster Jugend genöthigt, für sich selbst zu sorgen, hatte sie als Tänzerin ihren Unterhalt zu gewinnen gesucht und war, noch nicht zwanzig Jahre alt, bei der italienischen Oper in London als erste spanische Tänzerin engagirt worden. Als solche machte sie zur Zeit eine Kunstreise nach St. Petersburg und gedachte unterweges auch auf deutschen Bühnen ihre Talente zu zeigen. Zu Bekräftigung dessen, was sie mir von ihrer Künstler-Laufbahn Vortheilhaftes sagte, suchte sie mir auch aus ihrer Reisemappe allerlei aus englischen Zeitungen geschnittene Blätter mit Beurtheilungen ihres Tanzes hervor, die ihres höchsten Lobes einstimmig voll waren.

Wir waren im Laufe dieser Mittheilungen bald mit einander bekannt geworden, und ihr anfängliches Mißtrauen hatte sich in eine liebenswürdige Vertraulichkeit umgewandelt. Ich war mir dessen wahrhaftig bewußt, was man im allgemeinen von dem Charakter einer Tänzerin bei der italienischen Oper in Paris und London zu erwarten hat, und legte ihr bei jedem Schritte unserer Unterhaltung eine Schlinge, um mir die Wahrheit einzufangen. Nichts desto weniger verrieth ihr Betragen nur feines Anstandsgefühl und

südländische Unbefangenheit, ohne jede Spur von Ziererei.

Sobald wir uns der Hauptstadt näherten, in der sie keine Menschenseele kannte, bat ich sie, meine Dienste in allen Angelegenheiten anzunehmen, wo sie ihrer Unbekanntschaft mit Stadt und Land ersprießlich seyn könnten, und deutete ihr auch bei der Gelegenheit meine Verwunderung an, sie in ihren Verhältnissen eine Reise in fremde Länder, wie vornehmlich die ihr bevorstehende nach Rußland, ohne alle Begleitung unternehmen zu sehen.

Sie gab mir zur Antwort, sie habe wohl eine Begleiterin oder Tante aus Spanien mit nach England gebracht; dieselbe sey aber seitdem erkrankt und habe ihre jetzige Reise nicht mit unternehmen können.

»D'ailleurs, Monsieur,« fuhr sie mit ihrer allerliebsten spanisch-französischen Aussprache fort: »je n'aime pas du tout les mères de coulisses, je n'en sais que faire. Elles ne sont, voyez vous, qu'une espèce de parasol moral, dont je n'ai pas besoin.«

Ich war gleich sehr von der scharfen Genialität, wie von der gesellschaftlichen Freiheit dieser Antwort überrascht und wußte ihr nichts darauf zu sagen, als daß ich ihr ins Gesicht lachte.

„Ich gebe Ihnen vollkommen Recht," fügte ich hinzu, nachdem sie unbefangen mit in mein Lachen eingestimmt hatte; „denn da zuverlässig keine männliche Sonne heiß genug ist, um Ihnen beschwerlich zu fallen, thut Ihnen auch kein Schutz dagegen noth."

Um mir übrigens zu beweiſen, wie ſie in der That keines Schutzes nöthig habe, erzählte ſie mir, wie ſie vor mehreren Jahren, als ihre Mutter noch gelebt, mit dieſer und ihrer jüngeren Schweſter politiſcher Unruhen halb aus ihrer Vaterſtadt geflüchtet und einer Bande Guerillas in die Hände gefallen ſey, die ihnen erſt Alles geraubt haben und ſich am Ende auch perſönlich an ihnen vergehen wollen. In dieſer äußerſten Gefahr habe ſie ſo kaltblütig und entſchloſſen einem Räuber, der ſie gepackt, die Spitze ihres vergifteten Dolches mit der Drohung, augenblicklich zuzuſtoßen, auf das Auge geſetzt, daß er ſie, auf den Tod erblaſſend, von ſich geſchleudert und ſie mit einem blauen Fleck am Arme, den ſie vier Wochen ſchmerzlichſt gefühlt, davon gekommen ſey.

Wir erreichten gegen Mittag die Reſidenz, wo ich ſie in ein mir wohlbekanntes, ſicheres Hotel brachte, und, nachdem ich meine eigenen Angelegenheiten ſo ſchnell wie möglich beſorgt hatte, ſchon am Abend wieder bei ihr vorſprechen konnte.

Ich fand ſie zu meiner Ueberraſchung bereits eingewohnt, und hörte von ihr, daß auf einen Empfehlungsbrief, den ſie an den Unterdirektor des Theaters mitgebracht hatte, derſelbe, ſehr galant gegen Damen, auf der Stelle zu ihr geeilt war, und ſie ſofort unter guten Bedingungen auf eine Reihe von Darſtellungen engagirt hatte.

Sie erſchien den dritten Tag nachher zum erſten

Male auf der Bühne, und gefiel dem exclusiven Theile des Publikums außerordentlich, während sie die bei weitem größere Menge gleichgültig ließ.

Sie tanzte im Zwischenakte des Schauspiels nach einer eintönigen Melodie höchstens zehn Minuten lang den maurischen Volkstanz el Olano, dessen Bedeutung ist, daß ein junges Mädchen, von einer giftigen Spinne verfolgt, sich bald so, bald so vor ihr flüchtet und sie endlich tödtet, und trug eine Art von Papagenakleid, von blau-, roth- und weißgewürfeltem Atlas, einen schwarzen Sammetspencer, ein schwarzes Hütchen auf dem Hinterkopfe und vorn in dem gescheitelten Haar eine rothe und eine weiße Kamelie.

Von ihrer künstlerischen Erscheinung konnte man sagen, sie tanzte fast mehr mit dem Auge, dem Halse, den Armen und der Gestalt, als mit den Füßen, und an ihrem Körper, wie an ihren Geberden, konnte Alles für die höchste Anmuth und Majestät der Schönheit gelten, deren Wirkung überdies durch das vollendetste Spiel der Castagnetten erhöht ward.

Der ganze Eindruck ihrer Erscheinung war die reinste Freude und Heiterkeit, und man sah es ihr an, wie ihre Seele ganz mit ihrem Tanze aufging.

Auch waren andrerseits die einzelnen Schönheiten ihrer Person, die Bildung des Kopfes und Halses, welcher letztere die so seltene orientalische Schönheit der zartesten Querlinien hatte, unvergleichlich, wie in Marmor gehauen, Alles plastisch, Leben, Bewegung, Wechsel.

Bei jedem Worte, das sie sprach oder das man an sie richtete, erröthete oder erblaßte sie abwechselnd, ohne Bezug auf den Gegenstand der Unterhaltung.

Nachdem sie getanzt hatte, besuchte ich sie in ihrer Garderobe, die einige Damen vom Theater mit frischen Rosen und andern Blumen geschmückt hatten; traf sie jedoch, zu meiner Verwunderung, in einer nichts weniger als rosigen Laune an. Die laue Aufnahme des Publikums, und daß dasselbe zumal nicht, wie in England, auf die allerliebste Kußhand, die sie ihm zum Abschied zugeworfen, mit einem Sturme von Beifall antworten wollen, hatten sie dermaßen in Harnisch gejagt, daß sie dem Direktor und mir versicherte, wofern die Achtung vor uns Beiden sie nicht davon abgehalten, würde sie die Scene augenblicklich verlassen haben. Sie wollte auch um keinen Preis zum zweiten Male wieder auftreten, sondern drohte, wessen sie sich allerdings des andern Morgens nicht mehr zu erinnern schien, Knall und Fall von diesem Orte abzureisen. Sie sagte, es sey das Fürchterlichste, was es gebe, wenn sie in Wuth gerathe und hatte selbst so großen Respekt davor, daß sie ganz die spöttische Gegenfrage überhörte: ob sie in London nie eine Vorstellung von Shakspeare's Taming of a shrew auf der Bühne gesehen habe?

Sie sagte in ihrem Zorne Alles, was sie dachte, heraus, und nahm dabei so wenig Rücksichten, daß sie sich willkürlich eine Menge Feinde machte.

Besonders mit den Nicht-Patriziern in der edlen Theaterrepublik hatte sie es bald so unwiederbringlich verdorben, daß man eine Menge verleumderischer Geschichten von ihr in Umlauf brachte und ihr aus Neid über ihr Glück in höheren Sphären, das sie nur darum machen sollte, weil sie selbst von Adel sey, auf alle Art zu schaden suchte. War es doch auch, wenn man billig seyn wollte, eine ganz natürliche Erscheinung, daß die mittelmäßigen Talente, ohne Sinn für ein Kunstverdienst so seiner Art, ein Talent, das so wenig der Menge in die Augen stach, für ihres Gleichen ansahen, und die demselben gereichte höhere Belohnung für eine an ihnen selbst begangene Ungerechtigkeit erachteten!

Ich habe freilich auch erlebt, wie sie bei der Gewalt ihrer reizenden Persönlichkeit manche Leute wahrhaft mißhandeln konnte, ohne daß sie es ihr übel nahmen, und daß sie sich mit der unerschütterlichsten Geduld ihren Launen preisgaben. Ihr kleiner, bucklichter Schneider brachte ihr einmal in meiner Gegenwart ein Kleid, das sie ihm vor die Füße warf, weil er es fehlerhaft gefertigt hatte, und um dessenwillen sie ihm einmal über das andere auf die Hände schlug und ihn bête nannte, wenn er die erforderlichen Aenderungen mißverstand, ohne daß er ihr gegenüber die freundlichste Miene abgelegt und seine Kaltblütigkeit verläugnet hätte. Ja, ich weiß, daß er unmittelbar nach diesem Auftritte beim Fortgehen zu dem Thürsteher gesagt hat:

„Sie kann, wenn ſie will, ein kleiner Teufel ſeyn; iſt aber darum doch ein Engel!“

Sie trug nach einander verſchiedene volksthümliche Tänze, wie la Sevillana, la Gitana, el bolero de Cadiz und andere vor, die ſich ziemlich ähnlich ſahen, war aber, bei aller Pracht der Verſchiedenheit des Koſtüms, am reizendſten in dem zuletzt genannten, wo ſie durchaus in weißen Silberſtoff gekleidet erſchien. Der Gegenſatz deſſelben zu dem rabenſchwarzen Haar, und den dunkelblauen Augen, dem Zeichen ihrer eigenen mauriſchen Abſtammung, durfte mit zu den höchſten Wirkungen weiblicher Schönheit gezählt werden, und ich habe an dieſem Abende beim Herausgehen aus dem Theater von mehr als einer unbefangenen Seite die Aeußerung gehört: „Das Mädchen iſt ein Wunder, ein Kunſtwerk der Natur!“

Die Wirthstafel ihres Gaſthauſes, an der ſie täglich ſpeiſte, wurde fortan eine Art von Wallfahrtsort für die elegante und äſthetiſche Männerwelt, und die „ſchöne Spanierin“, die daſelbſt obenan ſaß, war nach rechts und links von einer Reihe von Anbetern umgeben. Sie ſelbſt pflegte dabei ſoviel wie nichts zu eſſen, da ſie gleichſam nur von der Luft zu leben ſchien, und nahm nur zuweilen ihre Gabel, um zur Beſeligung dieſes oder jenes ihrer Nachbarn von ſeinem Teller einen Biſſen aufzuſtippen.

Allmorgentlich nach zehn Uhr erſchien ſie ebenfalls im Speiſeſaale, um ihr Frühſtück einzunehmen, ſowie

gewissermaßen ihr Lever zu halten, und es versammelte sich dann wieder eine Schaar von Verehrern aller Völker um sie, die sie, nach eilf Uhr, in ihr Zimmer geleitete und ihr bis Mittag Gesellschaft leistete.

Sie hatte an der Wirthstafel Polen, Franzosen, Ungarn und Spanier kennen gelernt; ich führte ihr Deutsche von Süd und Nord, Russen, Engländer, sogar Griechen und Muhamedaner zu, und es nahten ihr Künstler, Gelehrte, Edelleute und Fürsten mit Bewunderung; sie wußte mit ebenso viel Menschenkenntniß als Takt den Einen wie den Andern, Alt wie Jung, an ihren Triumphwagen zu ketten.

Des Abends begleitete ich sie mit einigen ihrer vornehmlichsten Adjutanten entweder in Gesellschaft oder ins Theater, oder saßen wir bis in die Nacht bei ihr und rauchten gleichwie Morgens Pajitas, bei welcher Beschäftigung sie, auf ihrem Divan ausgestreckt, ihren Gästen mit einem guten Beispiele voranging und den Rauch mit unnachahmlicher Grazie zumeist durch Ohren oder Nase, seltener durch den Mund, von sich stieß. Jedem Neuankommenden bot sie auch gleich die Cigarre an, indem sie dieselbe, je nach dem Grade ihrer Gunst, entweder nur hinreichte, oder anzündete, und für die Auserwählten anrauchte.

Bei allen diesen mannichfachen Gelegenheiten fiel nicht die mindeste Unanständigkeit vor, und wußte sie Jedermann mit großer Strenge in den gehörigen Schranken zu halten, ohne darum minder frei von ihren

Verhältniſſen, minder harmlos von ihrer Schönheit und ihrer Freude daran zu ſprechen.

„Weßhalb macht man keine Verſe auf mich? Hat man mich ſchon beſungen? Glauben Sie, daß keine Verſe auf mich zu machen ſind? Ich will Ihnen genug zeigen," ſagte ſie eines Morgens, ihre Mappe zur Hand nehmend, zu einigen Autoren. — Ein anderes Mal beſchrieb ſie ihre eigene Schönheit, jeden einzelnen Beweis mit dem ſpaniſchen Sprichwort führend: ojos arabi, tez divina, pelez negri, talle suelta, parla graciosa, es una andalusa. — Einmal lag ſie lange mit geſchloſſenen Augen neben uns auf dem Sopha und dachte, wie ſie hernach beſchrieb, Gemälde; ein anderes Mal ſchlief ſie ſingend ein wie ein Kind. — Auf Beleidigungen und Albernheiten, die ihr natürlich auch von jungen oder alten Fads geſagt wurden, erwiderte ſie in der Regel nichts, und ſtellte ſich lieber geſchickt an, ſie überhört zu haben. Das eine Mal jedoch, als ein junger Franzoſe gegen ſie behauptete, ſie trage ihren Dolch im Strumpfbande bei ſich, erwiderte ſie ihm nur: Hony soit qui mal y pense. Monsieur! —

Als ich ſie eines Abends ſpät verließ, fragte ſie mich, wie es komme, daß ich ihr nicht wie ihre anderen Freunde die Hand küſſe? Ich verſetzte lachend, indem ich es öfter that, „ich habe es mir aufgeſpart, um es mit einem Male nachzuholen." Sie ſtreifte mir deßwegen den Backen mit der Hand. Ich beſchwerte mich über ihre Ungerechtigkeit und fragte ſie, womit

ich das verdient habe? — Sie erwiderte, indem ſie mich zur Thüre hinausſchob, „weil Sie ein Deutſcher ſind und nicht mit Frauen umzugehen verſtehen. Ich habe Sie geſchlagen, damit Sie mich noch mehr küſſen.“ Ich wollte natürlich wieder in das Zimmer dringen; allein der Riegel war ſchon innen vorgeſchoben. —

Zu einem jungen Gecken, der immer wie ihr Schatten hinter ihr ſaß oder ſtand, ſagte ſie einſtmals, als er ſie eben recht herzbrechend angeſeufzt hatte: »Faint heart never did win fair Lady, Sir!« Er verſtand es nicht und ſah ſie, zu dem boshaften Gelächter von uns Anderen, wieder ſchmachtend an. —

Einer ihrer Verehrer, aus dem Lande der Grafen und Sklaven, ein ſlaviſcher Graf Ladislaus, verglich ihren Charakter mit Victor Hugo's „Esmeralda“; ein franzöſiſcher Abbé mit Bernardins de St. Pierre prüder Virginie. Sie ſah Beide ſpöttiſch an und ſagte: „Ich gleiche weder der Einen noch der Anderen, ich bin ein Charakter für mich ſelbſt, den Keiner von Euch errathen wird. Ich ſcheine alle Tage eine Andere.“ — Ein witziger Muhamedaner hielt ſich einſt gegen mich über die jungen Männer auf, die ſich von ihr den Kopf verdrehen ließen, und meinte, ſie habe dabei nicht viel Kunſt anzuwenden gehabt, um ſolche ohnedies verdrehte Köpfe vollends zu verrücken. Damit jedoch, daß eine Frau einen Kopf, wie den ſeinen, verdrehe, lege ſie ganz andere Ehre ein: er laſſe ſich ihn gutwillig nur unter der Bedingung verdrehen, daß er

wieder verdrehe. Ich theilte ihr dieſe Aeußerung in einer Gegenwart auf Spaniſch mit, das er nicht verſtand, und da hätte man das Erſtaunen, den Hohn, die Schalkhaftigkeit ſehen ſollen, die in ihren Zügen mit einander abwechſelten, während ſie das Mohrengeſicht vor ſich muſterte. »Ah, Monsieur, c'est bien ça!« hub ſie gedehnt an und fuhr, je mehr der Spott über den Aerger in ihr ſiegte, den ganzen Morgen fort, mit ihm zu coquettiren, ihn zu liebkoſen, zu loben, ihm Blumen zu ſchenken, Selams zu binden und wer weiß was alles zu thun, um ihn in ſich verliebt zu machen. — Von einem ſüßlichen alten Kaufmanne, einem getauften Juden, der ſich gern um jeden Preis bei ihr geltend gemacht hätte, und den ſie nicht anders als el cristiano temeroso nannte, erzählte ſie uns eines Morgens, nachdem ſie Abends vorher getanzt hatte, wie ſie geſtern zu Hauſe eben ihr Koſtüm abgelegt und nur in Tricot, mit aufgelöſten Haaren dageſtanden habe, als hinter dem heruntergelaſſenen Fenſtervorhange hervor der cristiano temeroso, der, Gott weiß wie, vorher in ihr Zimmer gelangt, auf den Knieen zu ihr gerutſcht gekommen und außer Athem ſo lange gekeucht: ange du ciel! ange du ciel! ange du ciel! bis ſie vor ihrem eigenen unbezwinglichen Gelächter dazu kommen können, ihn zur Thüre hinauszuwerfen. Sie ruhte auch nicht eher, als bis Einer von uns, der ein geſchickter Randzeichner war, die Scene für ſie umriß, und wiewohl das Alles gewiß an die äußerſte Grenze des

Schicklichen ſtreifte, hatte doch Niemand vor ihr das Herz, dieſelbe zu überſchreiten. — Sie ſang zuweilen ein kleines, reizendes Lied vom Stierkampfe, in dem wiederholt der Schlußvers vorkam: — — — — — caballeros, viente fresco a los toros. Der cristiano temeroso hörte dereinſt vor jenem Ereigniſſe auch mit zu und ſagte, da er kaum ein Wort Spaniſch verſtand, ſchmunzelnd zu dem Grafen Ladislaus: »Caballeros, das ſind wir?" „O, nein!" meinte dieſer: »Caballero, das bin ich, toro, das ſind Sie." — „Sie ſind zu gütig!" verſetzte Jener mit einer Verbeugung, da er es, nach der perfiden Miene des Grafen, für eine Schmeichelei nahm. —

Als ſie ſich mit demſelben Grafen Ladislaus veruneinigt hatte, ſagte ſie entrüſtet zu mir: »Oh, il m'a vraiment traité en Sultan, je ne peux plus le voir.« Ich erwiderte ihr zwar lachend: ſie habe neulich ſelbſt gegen mich erklärt, ſie könne nur Männer achten und lieben, die ihr imponirten. Sie gab mir aber jetzt zur Antwort: »Eh mais! il m'a bien imposé trop,« wiewohl ſie ſich eines ironiſchen Lächelns nicht erwehren konnte. — Graf Ladislaus machte mir einſt Vorwürfe, daß ich ihren Charakter ſtudire und ſagte, das könne man wohl in einem Buche thun, dürfe es ſich aber nicht perſönlich mit Jemand, den man hochſchätze oder liebe, erlauben. »Mais, oui, Monsieur le comte,« verſetzte ſie in meinem Namen, »Monsieur a pour tant raison, et je conçois bien, que l'artiste n'étudie pas

seulement avec l'esprit, mais aussi avec le coeur. L'impression c'est l'étude.« — Sie war mir jederzeit ſehr freundlich geſinnt und dankbar wegen deſſen, was ich für ſie gethan hatte; bei alledem ward ſie eines Tages ſo erzürnt gegen mich, daß ihre Augen gleichſam Funken ſprühten, und zwar auf keine andere Veranlaſſung, als weil ich vor einem ſchönen Bergkryſtall, der ſo rein wie ein Waſſertropfen glänzte und über deſſen langes Anſchauen ſie mich verſpottete, in Entzücken ausrief: In deſſen todte Reinheit ſchaue ich ebenſo gern, wie in die lebendige Schönheit ihrer Augen; beide ſeyen für mich gleich poetiſch. — Ich beſuchte mit ihr alle Sehenswürdigkeiten des Orts, Gemäldegallerie, Antikenſammlung, Kunſtausſtellung, die ſchönſten Punkte der Umgegend u. ſ. w. Auf nichts achtete ſie, Alles was wir ſahen, ließ ſie gleichgültig, und als ich ihr darüber Vorwürfe machte, antwortete ſie: „Was wollen Sie von mir, mein Freund? Sie ſind unbillig. Wie kann ich anders werden als ich bin! Wie kann ich von Ihrer deutſchen Kunſt und Wiſſenſchaft, von Ihrer Naturſchönheit etwas verſtehen? Sie wiſſen, ich habe für Nichts auf der Welt Sinn, als für meinen Tanz. Ich denke, athme, lebe nur darin und fühle nicht einmal was Anderes.“ — Mehrere Künſtler trugen Verlangen, ihr Bild zu zeichnen oder zu malen, ihre Stellungen zu entwerfen, in denen ſie oft die antike Schönheit derer wiederfanden, die man auf griechiſchen Vaſen abgebildet ſieht. Mit Erſterem war

jedoch Keiner, der es versuchte, auch nur einigermaßen glücklich, und alle Portraits arteten zu Karikaturen aus.

Ein genialer Bildhauer wollte ihre Büste modelliren, wozu ihm nur die Zeit allzuspärlich zugemessen war, und begnügte sich mit ihrem Medaillon und Fuß. Ich besuchte ihn deßhalb mit ihr in seiner Werkstatt und als sie den reizendsten der so weltberühmten Sevillaner Füße vor ihm entkleiden sollte, rief sie, ihn vor dem schweren langen, schwarzseidenen Gewande nicht gleich wahrnehmend, wirklich selbstvergessen aus: »Ah mon Dieu, j'ai oublié mon pied.« — Die Scene des Modellirens selbst war äußerst komisch, da der junge Künstler immerwährend auf Deutsch sein Entzücken über ihre Schönheit äußerte, das wir ihr übersetzen mußten, und er hinwieder nicht ohne unsere Hülfe ihre spanisch-französischen Reden verstand. „Das ist ein prächtiger Kerl, Kinder!" rief er einmal über das andere, oder brach sie ebenso vor Ungeduld, nicht gleich zu wissen, was er sagte, in ihren graziösen Fluch: »Caramba!« aus. — »Touchez moi!« sagte sie, als er von ferne wiederholt um ihre Stirn tastete. »Je n'ose pas, Madame,« erwiederte er; »j'ai trop de respect, pour vous toucher.«

»Pourquoi?« rief sie, mit unnachahmlicher Naivetät. — Nach drei Stunden verlor aber der Bildhauer zu ihrer großen Freude die Geduld, da sie während der ununterbrochenen Sitzung fast schläfrig geworden war, und zerbrach verzweifelnd die ganz unähnlich bleibende

Arbeit, vor der sie nicht einen Augenblick ruhig gesessen hatte. —

Sie hatte neben dem Tanze noch ein anderes, kaum secundär zu nennendes Talent für den Gesang, das sie aber nicht öffentlich ausübte, und entfaltete darin nach einer ganz verschiedenen Seite einen ebenso wirksamen Reiz.

Man konnte in der That nichts Verführerischeres als ein Ständchen hören, das sie uns oftmals Abends oder selbst nach Mitternacht, mit der Guitarre auf dem Divan ruhend, vorsang. Die Hingebung, die leidenschaftliche Ruhe, die nächtliche Sicherheit in den Worten des Anfangs: Vamonos acostar, vamonos a dormir; die süß-heiteren Klänge: ahi que belleza, ahi que hermosa, ahi que divina es! das schalkhaft Schmachtende: tu no quieres a mi, io quiero a ti, und der tonlose, rasche Uebergang ahi Mariquita! ahi Mariquita! zu dem anscheinend gleichgültigen, sehnsuchtsatten Endverse: vamonos acostar, vamonos a dormir und dem gewöhnlichen Schlusse spanischer Ständchen, den fingirten Küssen, werden mir unvergeßlich bleiben.

Sie hatte eigentlich eine nichts weniger als schwache Stimme, die sie blos gewissermaßen niedertanzte, und ruhte sie einmal acht oder vierzehn Tage vom Tanzen aus, so kam alsbald wieder ihre Stimme zu Kräften. Sie konnte nur seltsamer Weise nicht anders als zu halbverstimmter Guitarre singen und ruhte, wenn

Jemand sie in Ordnung gebracht hatte, nicht eher, als bis es damit wieder auf dem alten Flecke war.

Sie fand auch bei Hofe, wo sie ihre beiden Talente ausüben mußte, die gnädigste Aufnahme und verdankte dieselbe gewiß mit dem natürlichen Takte und Anstande ihres Betragens, das vollkommen frei von theatralischer Ziererei und Manier war, und nur die nothwendige Koketterie der Jugend, Schönheit und Natur zu erkennen gab. Ja, sie war in ihrem Wesen so wenig Tänzerin, daß sie die sittenstrengsten Damen mit ihrer Erscheinung versöhnte. Ich möchte sagen, sie war von Geburt exclusiv, und ihre künstlerische, sowie sociale Erscheinung befriedigte in so hohem Grade den auserlesensten Geschmack, daß sie in keiner Weise je populär werden konnte.

Ich kam im Grunde nur selten wieder aus dem Zauber ihrer fast ausschließlichen Gesellschaft zu mir, als daß ich ihretwegen hätte mit Besonnenheit über mich nachdenken können. Die wenigen lichten Augenblicke überzeugten mich allerdings, daß mir zunächst kein höherer irdischer Reiz als Imagina denkbar war, und ich denjenigen für einen beneidenswerthen Menschen halten werde, dem es beschieden sey, diesen Schönheitskörper mit Gefühl zu beseelen. Bis zu diesem Punkte erschien sie mir indessen noch unbedingt amazonenhaft und unerwärmbar, sowie sie auch am liebsten spröde zu singen pflegte: no quiero, no quiero casarme. Wer sie umschwärmte, den duldete sie nicht allein um

ſich, ſondern den hielt ſie auch mit Bewußtſeyn feſt, ohne ihm freilich eine beſondere Gunſt zu geſtatten, die nicht andere Anbeter ſeines Ranges mit ihm getheilt hätten. Ihre Schönheit, die Vollendung, ſo zu ſagen, ihres Reizes überflügelte ſo bei weitem alles hier Einheimiſche, daß ich nicht begriff, wie man, nachdem man ſie ein Mal geſehen hatte, ihr Angedenken wieder zu verwiſchen im Stande ſey. Wie iſt es aber möglich, dachte ich, daß ein ſolches Weſen ſich nicht geiſtig ſelbſt genügen, daß ſie Liebe oder Leidenſchaft empfinden könne?

Jedes Gefühl der Art verkündet bei dem, der es empfindet, das Bedürfniß, ſich durch ein anderes zu ergänzen, in ſich zu vollenden. Was wäre an ihr zu ergänzen? Iſt ſie nicht ſchon in ſich ſelbſt als ein Kunſtwerk der Natur vollendet? Und wie wunderbar, daß ihr nicht nur aller Geiſt, alle Bildung, ſondern auch vielleicht ſelbſt alle Bildungsfähigkeit abgeht, ohne ihr innerſtes Weſen zu beeinträchtigen! Sie iſt die edelſte Natur, der höchſte Adel des Vergänglichen. Eine Unvergänglichkeit der Seele iſt nicht in ihr. Womit vermöchte ſie alſo Liebe zu erwiedern? —

Und da hatte ich im Laufe dieſes unbewußten Vernünftelns auch den Punkt getroffen, auf dem ich, wenn es dazu kam, wirklich frei war, die Erwägung des Verhältniſſes, in dem der irdiſche Reiz oder Kunſtſtoff auf den Geiſt oder das Herz deſſen einwirkt, der entweder als Künſtler oder Dichter im Gebiete der Kunſt

schafft. Daß in dieser Hinsicht ein bedeutender Unterschied zwischen Künstler und Nichtkünstler stattfindet, dürfte ganz ernsthafter Weise anzunehmen und auch die bis zu einem gewissen Grad gehende Unzurechnungsfähigkeit des Künstlers zu vertheidigen seyn. Ja, die diesfallsige Emancipation des Künstlers versteht sich von selbst, wenn das Gebiet des Schönen in der That sein eigentlicher Wirkungskreis ist, und er steht hinsichtlich des bloßen Gebrauchs oder Mißbrauchs seines Stoffes gerechtfertigt da, wenn die Ergebnisse der von ihm empfangenen Eindrücke wirklich schöne Kunstgebilde sind. Er ist nur schuldig, wenn er diese Eindrücke im andern Falle nicht zu überwinden versteht. Wer möchte läugnen, daß das Individuellste in aller Kunst meist auch für das höchste Schöne anzusehen sey, und wie sollte dasselbe ohne mächtige individuelle Eindrücke auf Geist und Herz des Künstlers entstehen können! Der Künstler ist nichts weniger als schwach, wenn er gegen das Schöne leicht empfänglich ist, und würde, ohne solche Empfänglichkeit, kein Künstler genannt werden können. Er müßte immerdar bankerott seyn, wenn er angehalten werden dürfte, ideelle Schönheitseindrücke des Lebens moralisch — materiell zu bezahlen, und man muß Vertrauen genug zu ihm haben, daß man die Sonderung solcher Eindrücke, welche das Leben dem Menschen und nicht dem Künstler in ihm bietet, von den besprochenen seinem eigenen Gewissen überläßt.

Trotz allem dem fühlte ich mich immer unzertrenn-

licher von Imagina, und verfolgte sie auch ferner um so mehr wie ihr Schatten, als sie mich wenigstens vorzugsweise als solchen gelten ließ.

Wenn ich gegen mich ehrlich mit der Wahrheit herausgehen wollte, konnte ich nicht wohl für möglich halten, daß sie einen Mann jemals wahrhaft lieben werde, und nichtsdestoweniger dachte ich nicht daran zurückzubleiben, als sie es zur Zeit ihrer Abreise für ausgemacht annahm, daß ich sie noch weiter begleite.

Sie begab sich von ihrem jetzigen Aufenthaltsorte über Prag nach Wien, wo sie wieder öffentlich aufzutreten gedachte, und reiste nach ersterer Stadt ab. In ihrer Begleitung befand sich diesmal auch außer mir der schon erwähnte Graf Ladislaus nebst einem seiner Landsleute und ein junger ehemaliger Lieutenant Eisenach, der sich mit zu ihren eifrigsten Verehrern zählte.

Graf Ladislaus war ein älterer, verschlossener, vielgereister und erfahrener Mann, den ich für zu edel, um die schöne Tänzerin verderben, für zu klug, um sie heirathen zu wollen, hielt, und schien mir, bei all' seiner enthusiastischen Vorliebe für die Frauen, noch allzuverworren und excentrisch in seinen Ansichten zu seyn, um sich bereits irgendwie im Leben feststellen zu können.

Der Lieutenant durfte für den allerliebsten, blonden Windbeutel angesehen werden, der in der Gegend weit und breit herum seine Tage stahl, und konnte, an Schlank-

heit, Schlauheit und Schönheit ein Merkur, sein gutes Glück bei den Frauen mit so leichter Mühe betreiben, daß ich sogar als den einzigen Grund, warum es nicht immer so weit ging, als es hätte gehen können, nur seine Faulheit angeben mag.

Er galt an dem Orte, wo er Imagina hatte kennen lernen, für reich, weil er verschwendete; war es aber in der That so wenig, daß er eigentlich gar nichts besaß, und hat das Wunder, wie er zu seiner gegenwärtigen Baarschaft gekommen, niemals vor mir aufgeklärt.

In seiner Vaterstadt, wo er den Leuten seiner Verhältnisse halb keinen Sand mehr in die Augen streute, hatte er die Gewohnheit, von sich auszusagen, daß er der Inhaber einer Rente von zweihundert Thalern sey, und erklärte er, näher befragt, achtzig Thaler von einem Gütchen zu beziehen, das er mit vier Lehnsvettern gemeinsam besaß, die übrigen hundert und zwanzig Thaler sich aber zusammenzuborgen, wo es thunlich sey.

Er hatte früher im griechischen Kriegsdienste sein Brod gehabt, den er schon lange, bevor die russische Politik die Deutschen aus dem Lande trieb, aus Liebe zum Nichtsthun verlassen, und hätte, wenn er nur den Anschein einer Beschäftigung um sich dulden wollen, noch alle Tage aufs Neue Lieutenant bei dem Militär eines kleinen Fürsten, oder Kammerjunker, Stallmeister und dergleichen mehr werden können, da sich jeder kleine

Hof zu der Erwerbung eines ſolchen Figuranten Glück gewünſcht. Allein die Errettung ſeiner Faulheit war ihm mehr als Alles werth, und machte es ihm unmöglich, der Welt ein ſolches Opfer zu bringen.

Das ſo vielgerühmte Prag machte mir in meiner Stimmung nur einen peinlichen Eindruck und ſelbſt die Freude an dem Alterthume, von dem darin noch ſo zahlreiche Spuren vorhanden ſind, ward mir durch den fatalen Jeſuitengeſchmack, der allenthalben dicht daneben ſteht, zum Theil vergällt.

St. Veit, das ſchöne Bruchſtück einer Nachbildung unſeres hohen Kölner Doms, entzückte mich; wenn ich nur nicht die Thorheit begangen hätte, auch das Innere zu beſichtigen und mich von deſſen geſchmackloſer Pracht wieder ernüchtern zu laſſen! Ich erkannte auch vollkommen die impoſante Lage des kaiſerlichen Hratſchin an, hinter dem die Sonne, als ich ihn zum erſten Male ſah, blutroth unterging, konnte aber den bewunderten Adelspaläſten der Kleinſeite keine ideale Seite abgewinnen. Ueberhaupt erregte mir der Geſammtüberblick dieſer gewaltigen Häuſermaſſe nur das traurige Gefühl der Oede und Einſamkeit, da darin auch nicht ein heller, geiſtiger Lebenspunkt, nicht eine einzige Notabilität höherer Kunſt oder Wiſſenſchaft für die Einbildungskraft auftauchte und nur der unheimliche Geiſt des knuten-ſehnſüchtigen Czechenthums umging, der dereinſt nicht ohne einen Kampf auf Leben und Tod mit Deutſchland, es müßte denn vorher

durch Befreiung des deutschen, liberalen Elements geschehen, zu bannen seyn dürfte.

Am Tage nach unserer Ankunft fand in der Frühe eine große Sonnenfinsterniß statt, die ich von der Terrasse unseres Hotels zum schwarzen Rosse aus beobachtete, und während welcher ich eine unheimliche Bangigkeit nicht los werden konnte, die mich in dem seltsamen Halblichte, das doch so wenig Mondschein war und so fahle, erdbebenhafte, gespenstische Schatten warf, überschlich.

Ich konnte nicht begreifen, warum in der ganzen Zeit der Verfinsterung keiner meiner Reisegesellschafter auf dem Dache bei mir erschien. Ich schickte den Kellner wiederholt zu Imagina und ließ sie, gesetzt, daß sie noch etwas sehen wolle, zur Eile antreiben: sie wollte, wie sie dem Boten durch die Thüre zugerufen hatte, augenblicklich kommen; kam aber dennoch nicht. Ich schickte zu dem Lieutenant, der ausgegangen war. Ich schickte sogar, da mir das Nichtbeachten unserer Abrede von jeder anderen Seite so sonderbar vorkam, zu den beiden Polen. Sie bedauerten ungemein, meiner Aufforderung nicht Folge leisten zu können, da sie eben im Begriffe ständen, abzureisen.

Das sind ja auffallende Umstände! dachte ich, was hat das zu bedeuten? Da muß was vorgefallen seyn, und eilte spornstreichs zu Imagina hinab.

Als ich an ihr Zimmer klopfte, fand ich, daß sie sich eingeriegelt hatte, und ließ sie mich erst, nachdem

ſie meine Stimme erkannt, eintreten. Sie war noch in Morgenkleidung und ihre Geſichtszüge blaß und verſtört. Sie befand ſich auch offenbar in zorniger Aufregung und verhehlte mir nicht, daß ihr etwas ſehr Unangenehmes begegnet ſey; wiewohl ſie ſich nur erſt auf meine dringenden Bitten entſchloß, der Nothwendigkeit, deßhalb offen mit mir zu reden, nachzugeben.

Die Sache war, daß in der vergangenen Nacht ein Mann an ihr Zimmer gekommen, der zuerſt leiſe, dann lauter und ſtürmiſcher an die Thür geklopft, ohne ſein Verlangen kund zu geben, und ſich nicht eher wieder hatte entfernen wollen, bis ihre Stubennachbarn von mehreren Seiten aus dem Schlafe geweckt worden waren und Anſtalten getroffen hatten, auf den fremden Ruheſtörer einzudringen. Imagina hatte ſich dabei, zuerſt aus Schrecken, dann aus Beſonnenheit ſchlafend geſtellt, und in der Viertelſtunde, ſo lange der Lärm gewährt, keinen Laut von ſich gegeben.

Ich konnte, nachdem ſie mir den Vorfall erzählt hatte, zwar nicht ſogleich begreifen, weßhalb ſie ihn ſo wichtig nahm, und ſuchte ihn ihr mit der Vorſtellung zu erklären, daß ein fremder Mitbewohner des Gaſthauſes ſich etwa in trunkenem Zuſtande vor ſeinem eigenen Zimmer zu befinden geglaubt habe. Allein ſie wußte dieſe Anſicht ebenſowohl mit den allerdings nahe liegenden Gründen, daß er weder geſprochen, noch

den Schlüssel versucht und dergleichen, zu widerlegen, als sie auch die bestimmte Ueberzeugung aussprach, daß der nächtliche Besucher Niemand als Graf Ladislaus gewesen sey, dessen Art zu gehen sie erkannt und der sie durch seine Frechheit habe in seiner und anderer Meinung zwiefach beleidigen wollen.

Sie fügte hinzu, wie Graf Ladislaus bereits diesen Morgen, anscheinend unbefangen, zu ihr gekommen sey, um sie auszuhorchen, welche Wirkung seine Perfidie auf sie gehabt, und sie ihm ihre Verachtung seiner That, die er natürlich nicht eingestehen wollen, unverhohlen ausgesprochen habe. Ich hörte auch von ihr, daß sie ihm den Bescheid ertheilt, ihn weder mehr sehen noch sprechen zu können, und ihn durch die Drohung, sie werde sofort Prag verlassen, wenn er nicht selbst abreise, sobald er ihren unbeugsamen Willen erkannt, dazu bewogen habe, nachzugeben.

Ich konnte mir zwar die Beweggründe zu seiner Handlungsweise noch nicht klar veranschaulichen; allein ich hielt allmählig dafür, daß der Scharfblick der Kleinen in ihrer eigenen Angelegenheit untrüglich und der Graf wirklich das bekannte »aut Caesar aut nihil« parodirt, seinem guten Glück in der Liebe cavaliermäßig an den Puls gefühlt haben könne. Was mir in der Intrigue zweideutig oder dunkel blieb, mochten wohl die ebenso beschaffenen Stellen seines Charakters seyn.

Während wir noch mit einander über die Sache

ſtritten, ſahen wir am Fenſter die beiden Grafen eilig das Hotel verlaſſen und im eifrigen Geſpräche mit dem Lieutenant ein paar Augenblicke vor dem Thore verweilen. Sie ſchüttelten ſich zuletzt wechſelſeits die Hände und es kehrte der Letztere mit einem luſtigen Sprunge in das Haus zurück, während ſich jene mit einem Seitenblicke ſpöttiſch anlächelten und dem Hausknechte rüſtig folgten, der ihnen ihre Reiſeſäcke nach dem Poſthauſe voraustrug.

„Nun, Gott ſey Dank, daß ſie fort ſind," ſprach Imagina aufathmend, „jetzt kann ich wieder ruhig werden. Bringen Sie mich auf andere Gedanken, Freund, und führen Sie mich ſchnell ſpazieren, ehe der junge Fant zu uns kommt und uns ſtört. Für die nächſten fünf Minuten weiß ich gewiß, daß er noch vor dem Spiegel ſtehen bleibt und Stellungen oder Mienen verſucht, mit denen er mir imponiren will."

Bei dieſen Worten lächelte ſie mich zärtlich an, ſetzte ſich den Hut auf, ließ ſich von mir den Shawl umgeben, und hing ſich an meinen Arm, um mit mir das Gaſthaus zu verlaſſen.

Wir verloren uns in die finſteren Krümmungen der Judenſtadt und beſuchten, nach einem Abſtecher in die wunderbare vorbyzantiniſche Synagoge, den Judengottesacker, der jedenfalls die bedeutendſte Merkwürdigkeit Prags zu nennen iſt.

Ich konnte der Ehrfurcht nicht widerſtehen, die

mich auf unserer Wanderung durch den ungeheuren Todtenraum ergriff. Es standen hier Tausende von verwitterten und bemoosten Grabsteinen so dicht neben und über einander aufgeschichtet, daß man davor oft keinen Fuß breit Boden sah, und es waren dazwischen wohl ein halbes Jahrtausend alte Fliederbäume so wunderbar schlangenhaft durch einander gewachsen, daß man in Staunen versinken mußte, wie die Natur eine so unerhörte Verwirrung zu Stande gebracht habe. Da nach jüdischem Gebrauche die Gräber zehn- und mehrfach über einander gethürmt waren, so hatten sich abwechselnd kleine Thäler und Hügel gebildet, die das abenteuerliche Bild mit seinem Rahmen von schmutzigen, halbverfallenen Wohnhäusern, die den Friedhof umgrenzten, desto weiter überblicken ließen.

Die Gegensätze unserer Charaktere wurden durch unsere beiderseitigen Stimmungen in dieser Stunde in das grellste Licht gestellt, und so wehmüthig ernst, ja melancholisch ich geworden war, so ausgelassen lustig tanzte Imagina von einem Grabe zu dem andern. Ihre Wildheit verlachte und verspottete sogar meine Pedanterie, die sich von den Todten imponiren lasse, und drang also meinem Aerger nach und nach die gewaltsame Ueberzeugung auf, daß es dem reizenden Geschöpfe schwerlich jemals Ernst mit Etwas werden könne.

So gelangten wir wieder zu der Judenstadt hinaus und in die Platnergasse, wo ich das mit den

zwei in Stein gehauenen Löwen bezeichnete Eckhaus, in dem Mozart gewohnt hat, nach kurzem Suchen fand. Ich freute mich an den Erinnerungen des hohen Genius, der freilich an dieser geräuschvollen Stätte nicht leicht von außen poetisch-gemüthlich gestimmt werden konnte, und mußte auch die Erfahrung machen, daß er wenigstens hier nicht unsterblich zu seyn schien. Ich fragte nämlich in dem auffallend modernisirten Hause nach, ob es gewiß dasselbe sey, in dem Mozart dereinst gewohnt, und wurde nach verdrießlichem Hin- und Herreden von einem Ladendiener mit dem Bescheide abgewiesen, in dem Hause wisse man von einem Mozart nichts und es habe seit vielen Jahren Niemand Anderes als der Kaufmann und der Hauswirth darin gewohnt.

Es kam mir beim Weitergehen selbst so vor, als ob auch Imagina mit von dem Verdrusse über meine unnöthige Begeisterung angesteckt sey und es sollte ihr dieselbe sogar noch lästiger fallen, als ich sie von hier an einen Ort führte, wo neben einigen andern Kunstdenkmalen abermals nichts als Mozart zu sehen und zu hören war. Ja, sie wurde hier unartig genug, nach einer Marmorbüste Mozarts, in deren Anschauen ich lange versunken gewesen war, mit ihrem Sonnenschirme zu schlagen. Ich fühlte, daß ich bei der Gelegenheit viel weniger aus Zorn als aus Scham erröthete und entfernte mich mit ihr auf der Stelle, ohne ein Wort zu sagen.

Ueber Mittag und Nachmittags war sie, weil sie fühlte, daß sie in ihrer Keckheit zu weit gegangen sey und sich in meiner Meinung geschadet habe, die Liebenswürdigkeit selbst und ließ es sich dermaßen angelegen seyn, das gute Verhältniß zwischen uns wieder herzustellen, daß es ihr unmöglich mißlingen konnte. Nichtsdestoweniger blieb in meiner Stimmung gegen sie ein geheimer Stachel zurück, von dem ich im Voraus ahnete, daß sich seine Spitze niemals brechen werde.

Um der Erinnerungen an Libussa und ihre sagenreiche Zeit willen hatte ich mir vorgenommen, gegen Abend nach dem Wissehrad zu fahren. Ich fragte Imagina, ob ich sie dahin geleiten dürfe; sie lehnte es aber aus übergroßer Ermüdung ab und schien es überhaupt nicht gerne zu sehen, daß ich mich von ihr trennte.

Ich war einen Augenblick unschlüssig, was zu thun; da ich aber bedachte, daß wir den andern Morgen Prag verlassen würden, beharrte ich auf meinem Entschlusse. Hatte ich ja doch selbst das unabweisliche Bedürfniß, zu meiner Gemüthssammlung eine Stunde allein zu seyn, da ich die Thorheit begangen hatte, ihr meine abermalige Begleitung bis Wien zuzusagen.

Sie wollte mir mit einem scharfen Blicke verbieten auszufahren, und stellte mir vor, wie ich ihr sonst mein Versprechen, sie in die Oper zu führen, nicht halten und sie mit dem Lieutenant allein nicht dahin

gehen könne. Ich ließ mich aber dieses Mal nicht irre machen und sagte ihr, die Besichtigung der alten Veste halte mich nicht über eine Viertelstunde auf, und ich werde noch eine halbe Stunde vor dem Anfange der Oper zu ihr zurückgekehrt seyn.

Mit einem Worte, ich machte mich auf den Weg und hatte wirklich nicht zu viel behauptet, da ich den alten czechischen Geschichten selbst an ihrer Quelle keinen Antheil abgewinnen konnte, sondern mich, noch ehe ich es selbst gedacht hatte, auf dem Rückwege nach dem Hotel befand.

Da es mich nun ebensowohl langweilte, in dem schläfrigen Fiakertrabe durch den langen, unschönen Stadttheil bis zum Graben heimzufahren, als ärgerte, den sonnigen Herbstabend an die musikalischen Rodomontaden Bellini's wegzuwerfen, dessen Norma, wie ich glaube, im Theater gegeben wurde, so nahm ich zu meiner Zerstreuung meinen Wegweiser durch Prag aus der Tasche und blätterte unterweges in dem Buche.

Siehe! da trifft mein Blick auf die Bemerkung, daß in der Umgegend von Prag, vor dem Augeßter Thore, in einer Bergschlucht ein Ort, der Hof Bertramka genannt, gelegen sey, an dem Mozart einen Sommer zugebracht und den Don Juan geschrieben habe.

Der unmittelbare Ort, an dem der Don Juan entstanden ist! Also ein Heiligthum, das ich jeden Augenblick betreten kann? Wie blieb mir da die Wahl?

Ich war schon morgen früh nicht mehr in Prag. Ich mußte es also heute sehen. Was war es an der Zeit? Ein Viertel auf sechs Uhr. — Ich maß die Entfernung bis zum Thore auf dem Grundrisse der Stadt nach dem angegebenen Maßstabe ab. In fünfzig Minuten, also eine kleine Spanne Zeit zu spät, konnte ich wieder in dem Gasthofe seyn. Deßwegen mußte mich Imagina entschuldigen. Ich konnte der Versuchung, an ihrem Willen zu sündigen, nicht widerstehen.

Ich gab meinem Kutscher den Befehl, in die neue Allee, an der wir eben waren, links einzubiegen, um mich über die Kettenbrücke nach der Kleinseite und vor das Augeßter Thor zu fahren.

Es geschah, wie ich es gewollt hatte. Ich fuhr draußen ein paar hundert Schritte auf der Chaussee geradeaus und fragte, wie ich schon im Thore selbst gethan, wiederholt nach dem Hofe Bertramka. Es konnte mir kein Mensch deßwegen Rede stehen.

Ich sah einen schmalen Seitenweg links nach den Bergen abgehen, ließ halten, stieg aus, indem ich dem Kutscher auftrug, mich an der Stelle zu erwarten, und trat die Wanderung nach meinem Ziele zu Fuße an.

So viele Leute mir begegneten, fragte ich auch nach dem Hofe Bertramka aus. Die meisten sahen mich an und gingen, die Köpfe schüttelnd, weiter, da sie, als Czechen, kein Deutsch verstanden oder

verſtehen wollten; nur ein paar Kinder wieſen mich über Gemüſeäcker nach einer Kapelle, bei der der Hof Bertramka ſey. Ich erreichte die kleine Kirche, nahm aber in ihrer Nähe keine zugängliche Wohnung wahr, und traf erſt nach längerem Wandern beinahe querfeldein eine abermalige Spur.

Mittlerweile war die ſechste Stunde herangerückt und mußte ich, als ich nach der Uhr ſah, ebenſo ſehr an Imagina als an Mozart denken. Die Sache war mir unangenehm genug; indeſſen kam ich doch zu ſpät, wäre ich jetzt, woran ich nicht dachte, umgekehrt. Ich drückte alſo mit männlicher Entſchloſſenheit die Augen meines Gewiſſens zu und ſchritt auf meinem Wege weiter. Derſelbe hatte mich zwiſchen hohe Gartenmauern geführt und lief neben Hügelrücken ſo lange bergan, bis er eine Art von Schlucht ward. Er konnte ſonach allerdings der rechte ſeyn. Ich gelangte an ein ſchwarzes Gatterthor, das zuletzt quer vor dem Wege lag, und fand, daß es nur angelehnt, nicht verſchloſſen war. Ein alter Nußbaum bog ſich innerhalb über den Eingang, und rechts, ihm gegenüber, befand ſich eine Scheuer. Im Hintergrunde erblickte ich ein Haus mit einem Uhrthürmchen, inmitten des Hofes einen Taubenſchlag.

Ich trat ein und dachte: Hier könnte es wohl ſeyn. Ein dichteriſcher Hauch wehte mich an, der vielleicht eine Art von Angedenken der Luft an den großen Genius war. War dieſes nicht der rechte Ort,

so stand wenigstens mein Vorsatz fest, das fernere Suchen danach aufzugeben. Ich schritt an Kastanienbäumen und Gesträuchen, die links im Hofe standen, an einigen Bänken und Tischen vorüber und nahm dahinter ein hübsches einstöckiges Landhaus mit einer Freitreppe und einem Freigange wahr, der sich oben davor hinzog.

Auf dem Hofe war Alles still und Niemand zu erspähen, so daß ich einen Augenblick unschlüssig war, ob ich die Freitreppe nicht geradezu emporsteigen sollte.

Indem ging oben eine Thür auf und schritt ein feiner junger Mann die Freitreppe herunter, mir entgegen. Wir begrüßten uns, standen einander gegenüber und sprachen unisono den Namen Mozart aus.

Der junge Mann war der Sohn des jetzigen Besitzers der Villa, eines Prager Kaufmanns, der mit seiner Familie zu Mozarts wärmsten Anhängern gehörte und alle Dinge in dem Hause, die Beziehung auf ihn hatten, gewissenhaft in dem alten, ihm damit überlieferten Zustande ließ. Er dachte auch menschenfreundlich genug gegen Fremde, um das Heiligthum, das er alle Sommer bewohnte, nachdem es vorher lange Jahre leer gestanden, vor ihren Blicken zu verschließen.

Sein Sohn gab meinen Führer ab und sagte mir, daß diese Villa dereinst von dem Grafen Clam für die Sängerin Dussek erbaut worden sey, die mit ihrem Manne, dem Kapellmeister, zur schönen Jahreszeit hier

gelebt habe und deren Gast einen Sommer hindurch Mozart gewesen sey. Wir traten von dem Freigange aus unmittelbar in das kleine Wohnzimmer und daranstoßende noch kleinere Schlafzimmer des unsterblichen Componisten ein, und ich hörte, daß die innere Einrichtung noch unversehrt so wie zu seiner Zeit geblieben sey: an der Decke noch der alte geschnörkelte Stuck, an der Wand die alte blumige Tapete, darunter die alte kunstvolle Täfelung des Fußbodens. Ich prägte meinem Gemüthe alle Gegenstände mit inniger Pietät ein und schwelgte mit meiner Phantasie in den Erinnerungen, die mir ihn hier häuslich lebend vorstellten. Jedoch erst als ich dicht an das Fenster trat, stellte sich mir der freudigste und überraschendste Anblick dar, eine Aussicht, wie man sie sich nicht schöner, poetischer, gemüthlicher ersinnen kann: in der Ferne die Königsstadt mit ihren zahlreichen Thürmen, Kirchen und Palästen, sowie der Wissehrad mit seiner fabelhaften Vergangenheit, noch ferner, jenseit, der Ziskaberg mit der ganzen neuern tragischen Landesgeschichte. Vorn, in unmittelbarer Nähe, die alten Bäume und die Lehne eines Berges, der sich so traulich, gleichwie Wange an Wange, an die Wohnung legt und alle lärmende Zerstreuungen, ein Schild der süßesten Einsamkeit, von ihr abhält, hinter dem man der Welt nicht mehr bedarf und sich begnügen mag, nur aus beschaulicher Ferne mit ihr zu verkehren.

Das ist eine wahre Dichterwohnung! rief ich aus:

Hier oder nirgend in Prag mußte Mozart wohl seyn. Unter Hunderten von Landhäusern seiner Umgebung konnte unmöglich eines würdiger als dieses seyn, ihn zu beherbergen.

Demnächst sah ich die Zimmer nach dem Hofe und hintern Garten, die die Sängerin mit ihrem Gatten bewohnt hatte, und trat aus dem letztern Zimmer zu ebener Erde in den Obstgarten mit seinem frischen, grünen Rasenteppich und seinen Nuß- und Aepfelbäumen. Wir gingen unter denselben eine Strecke den die kleine Schlucht begrenzenden Berg empor, und kamen fast auf der Höhe zu einem tiefen, klaren, beschatteten Brunnen, der vordem mit einer als Tisch dienenden Steinplatte bedeckt gewesen war und den man gegenwärtig leider! davon befreit hat, um dieselbe weiter nach vorn zu als einen wirklichen Steintisch anzubringen.

So viel ich weiß, ist dies die einzige Impietät, die man hier an Mozart begangen hat, doch darum keine minder beklagenswerthe, da Mozart eben auf dieser Platte an jenem letzten Morgen vor der Aufführung die Ouverture zum Don Juan geschrieben hat. Wie schön, wie tiefsinnig ist es gerade, daß er dieses Meisterwerk über dem reinen Quell dichtete, und wie konnten Verehrer von ihm, diesen Umstand unbeachtet lassend, das Denkmal halb zerstören!

Hier konnte ich mich vollends nicht von dem heiligen Angedenken losreißen und der freundliche Jüngling hatte Geduld mit meiner Rührung, indem er mir,

ſelbſt mit davon angeſteckt, zur Seite blieb, um mich vollends auf den Gipfel des Berges, wo man die günſtigſte Ausſicht haben ſollte, zu geleiten. Wir betrachteten unter dem Obdache eines Tempelchens den Sonnenuntergang mit ſeinen verklärenden Beleuchtungen und ſprachen nur allein von Don Juan, von dem wunderbaren Lapidarſtyl, in dem das Werk geſchrieben iſt, von den unerklärlichen Beziehungen zwiſchen Donna Anna, Don Ottavio und Don Juan, von dem offenbarten Verhältniſſe zwiſchen Geſang und Orcheſter, das in dieſer Oper klarer als irgend ſonſtwo belehrt, und in dem der Geſang immer das Leben, die Leidenſchaft, die Welt; die Begleitung den Dichter ſelbſt vorſtellt, der ſich, wie ein reflektirender griechiſcher Chor in der Tragödie von den Begebenheiten niemals mit fortreißen läßt, ſondern in reinſter Höhe darüber ſtehen bleibt — — — — — — — — — — — — —

Ueber alle dieſe Dinge war es dunkel geworden und hatte ich nicht eher wieder an mich gedacht, als bis ich zu meinem Schrecken den rothen Mond aufgehen ſah. Dann fiel mir der Gedanke an meine Spanierin ſo ſchwer auf das Herz, daß wir einen eiligen Abſchied von einander nehmen mußten.

Ich ſprach meinem Cicerone meinen herzlichen Dank für ſeine Gefälligkeit aus, übergab ihm meine Karte, in der Hoffnung, ihn vermittelſt derſelben einmal in meiner Heimath zu begrüßen, und ſchritt, ſo raſch mich meine Füße tragen wollten, zu meinem Wagen zurück.

Unterweges, gestehe ich, bis zu ihm und von dannen bis zu meinem Gasthause war ich anfangs in eine qualvolle Befangenheit wegen meiner Vernachläßigung Imagina's versetzt. Doch nahm ich mich, je näher ich meinem Ziele kam, in eben dem Grade wieder zusammen, als ich mich nur erst beschämt oder zerknirscht hatte, und tröstete mich damit, daß mich der außerordentliche Fall selbst in ihren Augen rechtfertigen müsse.

Der Wagen hielt vor dem Hotel und der Kellner öffnete mir den Schlag. Bevor ich ausstieg, erkundigte ich mich bei ihm, ob die Oper aus und Donna Imagina zu Hause sey? Er bejahte die eine wie die andere Frage.

Ich eilte nach ihrem Zimmer empor, wo sie seyn sollte. Es war verschlossen. Sie schlief also schon? Ich klopfte wiederholt an die Thür. Kein Mensch antwortete und ich mußte mich am Ende entfernen. Mich an die Abendtafel zu setzen, dazu hatte ich ebenso wenig Lust als in meinem Zimmer zu verweilen oder schlafen zu gehen. Ich verließ also das Gasthaus abermals, und schlenderte, in Gedanken bei Mozart, noch eine Stunde im Mondschein auf den Straßen herum.

Als ich zurückkehrte, war es beinahe eilf Uhr Nachts, und glaubte ich schon aus der Ferne aus einem Fenster in Imagina's Zimmer zwei Köpfe schauen zu sehen. Sowie ich in die Nähe kam, zogen sie sich zurück. Unmittelbar vor dem Hause war es mir, als hörte ich oben lachen. Da ich zugleich noch Licht in ihrem Zimmer wahrgenommen hatte, klinkte

ich von Neuem an die Thür: ſie war und blieb verſchloſſen. Ich rief ſie wiederholt bei Namen, ſie antwortete mit keinem Laut und ich mußte meines Weges gehen.

Am andern Morgen ſtand ich früher als gewöhnlich auf und kleidete mich ebenſo raſch an, um meine Sachen bei Zeiten einzupacken und noch vor der zu unſerer Abreiſe anberaumten eilften Stunde die rechte Zeit und Muße zu finden, mit Imagina, vermittelſt einer wohleinſtudirten Rede Frieden zu ſchließen. Ich klingelte nach dem Frühſtück, das mir der Kellner brachte, fragte nach Imagina, um mich bei ihr anmelden zu laſſen, und vernahm, daß ſie mit dem Lieutenant bereits um fünf Uhr Morgens nach Linz anſtatt nach Brünn abgereist ſey.

Ich ſtarrte den Mann vor Erſtaunen mit offenem Munde an, und war unfähig, ihm eine Sylbe zu erwidern. Er beſtätigte meinem erſichtlichen Unglauben ſeine Nachrichten und theilte mir mit, daß die Donna geſtern recht böſe auf mich geweſen ſey, weil ich ſie nicht in die Oper abgeholt, und nur erſt wieder bei guter Laune zu ſeyn geſchienen, als ſie mit dem Lieutenant und zwei Prager Herren nach dem Theater zu Abend gegeſſen und Champagner getrunken habe. Er hätte mir auch wohl in dieſem Tone noch allerlei mir Unverſtändliches von ihr erzählt, wenn nicht mein würdiger, immer geiſtesfriſcher Freund B. zu mir in das Zimmer getreten wäre, der mir bei unſerem gegenwärtigen Aufenthalte in ſeiner Vaterſtadt Prag die

mannigfachsten Gefälligkeiten erwiesen hatte. Der Kellner entfernte sich in dem Augenblicke seiner Ankunft, weil er von außen gerufen ward, und durch B's Mittheilungen über Imagina sollte meine Verwunderung erst recht zum Kulminiren gebracht werden.

Der Inhalt derselben war kurz und gut, daß gestern am späten Abend der Lieutenant zu ihm gekommen war und ihn in Imagina's und seinem Namen eingeladen hatte, mit einem seiner Geschäftsleute Zeugen ihrer Verlobung zu seyn. B. hatte keinen Anstand genommen, dies zu thun und sich nur ebensowohl gewundert, mich nicht dabei zu sehen, als den Lieutenant so außerordentlich wohlhabend zu finden, daß er Imagina ein Witthum oder Abstandsgeld von dreitausend Thalern Renten auf seine unveräußerlichen Güter verschreiben können. Das Verlobungsfest war, wie gesagt, in einem besonderen Zimmer mit Champagner gefeiert worden; mein Freund hatte sich jedoch bald entfernt, weil er aus der Art, wie man von mir zu sprechen vermieden, errathen hatte, daß etwas Besonderes zwischen uns vorgefallen sey. Er brachte mir auch aus derselben Rücksicht seine Nachrichten von dem Paare schon zu so früher Tageszeit, und wußte von der plötzlichen Abreise desselben kein Wort.

Soll ich gestehen, welchen Gesammteindruck mir diese also zu Ende gespielte abenteuerliche Komödie hinterließ? Ich konnte mir nicht helfen, ich brach, sobald ich von meinem billigen Erstaunen wieder zu

mir gekommen war, in ein unermeßliches Gelächter aus, da es meinem Geiſte klar zu Tage lag, wie das tolle Mädchen den jungen Abenteurer ebenſo gewaltig mit ihrer Liebe, als er ſie mit ſeinen Renten an der Naſe herumgeführt habe.

Ich reiste noch an demſelben Tage nach meiner Heimath zurück, und ſobald mein ebenſo wenig ausbleibender Aerger und Verdruß, meine gekränkte Eitelkeit und ſo weiter ſich allmählig in mir ausgeglichen hatten, blieb mir nur ein reines Gefühl der Freude an der poetiſchen Erſcheinung meiner verſchwundenen Freundin in der Seele zurück. Ja, auf die etwaige Frage: ob und wie ich ſie geliebt, wüßte ich keine andere als die mittelbare Antwort zu ertheilen, daß der Künſtler nichts Anderes ſchildern könne und ſolle, als was er geliebt habe oder liebe.

Ueber gewiſſe Punkte des moraliſchen Daſeyns Imagina's konnte ich eine geraume Weile und nicht eher mit mir ſelbſt in's Reine kommen, als bis ich mit meinem Namensvetter, dem Grafen Z., einige Monate ſpäter in Berlin zuſammentraf.

In unſerem geſelligen Verkehr mit einander kam ſehr bald gelegentlich die Rede auf die ſchöne Spanierin, von der damals in den Zeitungen viel geſchrieben ward, und erwies es ſich, daß Graf Z. deßgleichen ihr eifriger Verehrer war. Er hatte ſie auf einer Inſel unweit der Seeſtadt, in der ich ihr zuerſt begegnete, bei ſeinem Schwager, einem unverheiratheten Freunde des

Weltlebens, kennen gelernt, in dessen Gesellschaft sie einige Zeit vorher aus England gekommen war und ebenso lange auf seinem fürstlichen Schlosse, dem Mittelpunkt jener Insel, gelebt hatte.

Eines Weiteren bedurfte es zu meiner Aufklärung nicht, wie und warum Imagina zu der Zeit von dem rechten Wege abgewichen und zu dem Seitensprunge gekommen war. Jedoch milderte, was Graf Z. mir von der ebenso liebenswürdigen als excentrischen Persönlichkeit des Fürsten und der Leidenschaft eröffnete, mit der er die schöne Tänzerin schon Monate lang vorher in London verfolgt hatte, den allerhärtesten Anstoß ihres Verhältnisses zu ihm und ließ dasselbe wenigstens die verschiedensten Vermuthungen über sein Entstehen zu. Es war bei ihrer heftigen Natur nicht unwahrscheinlich, daß sie ihn selbst mit Leidenschaft geliebt und bei ihrer Unkenntniß der deutschen Verhältnisse seine politische oder sociale Stellung im Leben außermaßen überschätzt hatte.

Imagina ist übrigens zur Zeit in jener Hauptstadt des hohen Nordens, wo sie ebenso wie allenthalben die Männerwelt in leidenschaftliche Bewegung bringt. Sie führt wohl auch dies Leben so lange bald in diesem, bald in jenem Lande fort, bis sie irgendwo und wie tragisch untergeht. Das Gefühl, daß dieses früher oder später der Fall mit ihr seyn werde, ist mir von ihrer Erscheinung unzertrennlich, ich mag immerhin unfähig seyn, es mit Gründen zu rechtfertigen. Ein

tragiſches Ende iſt ihr ſogar an dem dereinſtigen Ausgange ihrer Jugend zu wünſchen, und ſie iſt in der That ſo poetiſch, daß ſie es verdient. Es zieht ſich ein hervorſchimmernder ſchwarzer Faden durch das zarte Parzengewebe ihres Daſeyns.

Von unſerem Lieutenant hatte ſie ſich, wie ſich von ſelbſt verſtand, ebenſo bald wieder losgemacht, als er ſie bei der zunehmenden Liebenswürdigkeit ihrer Wiener Anbeter über die Maßen gelangweilt. Es war ihm von ihr eines Tages mit der Reitgerte der Abſchied gegeben worden und hatte ihm, als er ſich dagegen aufgelehnt, ein junger Ungar, der die kühne Reiterin oft mit Anderen zu Pferd begleitet, mit Piſtolen bewieſen, es ſey ihm Recht geſchehen.

Soll ich am Schluſſe dieſer Zeilen der Verpflichtung zu genügen haben, in Berückſichtigung meiner guten und ſchlimmen Erfahrungen mit dieſem außerordentlichen Mädchen ein beſtimmtes Urtheil über ſie zuſammenzufaſſen, ſo wiederhole ich das ſchon hier und da geſagte Einzelne: daß ſie meiner Phantaſie als ein Gebilde der edelſten Natur eingeprägt iſt, deſſen ſublimirter Reiz, mit Unſchuld gepaart, freilich undenkbar ſeyn und das ebenſowohl aller Seele und alles Geiſtes, wie ſelbſt aller Bildungsfähigkeit ermangeln dürfte. In dieſem Sinne habe ich ſie in meiner kleinen Charakter-Novelle die neueſte Meluſine als eine Art von Sirene oder Fee genannt, von der es heißen kann: Desinit in piscem mulier formosa superne.

Ein Wiederſehen.

In der ödesten und höchsten Gegend des Gebirges stand am Saum einer kleinen Waldwiese eine Hütte und in dem Walde umher die Bäume so dicht bei einander, daß nur einzelne Sonnenstreiflichter die grüne Nacht durchschnitten. Nur einzelne Fliegen und Käfer summten über das dicke Moos, das Baumstämme, Felsblöcke und Erdboden bedeckte, hie und da knarrte ein morscher Ast oder fiel ein Tannzapfen zu Boden und sonst hörte man oft Tage und Wochen lang kein anderes Geräusch als das nahe und ferne Rauschen der Gipfel.

Die Hütte war in den Vorsprung eines niedrigen Felsens gebaut und mit Schindeln gedeckt. Die Wände waren von Lehm und mit Brettern verschlagen und auf dem Dache lagen, um es vor den wilden Herbst- und Frühjahrsstürmen zu schützen, kleine Felsstücke. Ein Bild der Vergänglichkeit und bittersten Armuth, bot die Hütte doch trotzdem ein Wahrzeichen der Allmacht und Gnade Gottes dar und machte den Eindruck der Sicherheit und Behaglichkeit im Elende, da zwischen den kleinen Felsstücken, die das Dach beschwerten, eine junge Birke durchgewachsen war, die

ihren ſchwanken Stamm luſtig in den Himmel empor-ſtreckte. Der Keim zu ihr mochte mit der Erde, in der ſie gedieh, von dem überhangenden Felſen herab-geſpült worden ſeyn und mit dem Bäumchen ſelbſt gab die Natur der Hütte alſo ſchon vor vielen Jahren ein Pfand des Vertrauens, das ſie in ihre Dauerbarkeit ſetzte, indem die ſich durchſchlingelnden Wurzeln der Birke dem Dache gegenſeitigen Halt verliehen.

In der Hütte wohnte ein junger blutarmer Berg-mann, deſſen Eltern früh geſtorben waren. Er war ſchon verwaist und ſich ſelbſt überlaſſen, als er noch ein halberwachſener Knabe in dem Stollen den Hund gefahren hatte. Kein Menſch hatte ſeit der Zeit mehr für ihn geſorgt, da er keinen Verwandten auf Erden beſaß und er war alſo darauf angewieſen, ſich ſein kümmerliches Leben ſelbſt zu friſten. Er brachte ſeine Tage in dem nahen Bergwerke zu und die wenigen Stunden, die er in ſeiner Hütte weilen konnte, ver-wendete er theils dazu, die paar Feldfrüchte zu be-ſtellen, die rings umher wuchſen, theils las er eifrig und fleißig in der Bibel, die ihm ſeine Eltern, als ein zwar nicht an irdiſchem Segen reiches Erbe hinter-laſſen hatten, aus dem er aber die Frucht der Selig-keit ſchmecken lernte, die dem Menſchen in der Armuth zureift.

Von der Zeit an, daß ihm die einfachen Worte des Evangeliums dieſe Offenbarung gewirkt hatten, ward ihm ſein Mangel und ſeine Dürftigkeit Genuß

und fühlte er in jedem Stücke schwarzen Brodes, das er aß, in jedem Schlucke Quellwassers, den er trank, eine Wonne, die er vorher nicht geahndet hatte.

Er sah die Natur und das Menschenleben von der Zeit an mit ganz anderen Augen an und selbst in den unzähligen Mühseligkeiten und Gefahren seines harten Looses fand er eine Erhöhung seines Seelenglücks. Gerade in der tiefen Einsamkeit des Schachtes, wenn die Stille und Finsterniß um ihn her nur von dem eintönigen Rauschen des Getriebes und den Schlägen seines eigenen Hammers, oder von dem matten Schimmer des Grubenlämpchens unterbrochen und erhellt ward, vereinte sich seine Seele am allerinnigsten mit Gott.

In der Kirche des unfernen Bergstädtchens, die die Bergleute vor der Einfahrt in die Grube zu ihrer Erbauung besuchten, hing ein Muttergottesbild, das ehedem in dem Rufe der Wunderthätigkeit gestanden hatte. Dieses alte Bild schien gewissermaßen so unmittelbar nach der Natur gemalt, daß es in seiner Schönheit den Geist dieser Gegend, den Hauch dieser Luft, die Blüthe dieses Volksstammes enthielt und der junge Gottfried hatte es so inbrünstig lieb, daß er davor oft stundenlang in Gebet versunken kniete. Alle seine Armuthseligkeit erklärte sich ihm aus diesem Bilde und er sog aus dessen Anblick seinen Muth und seine Ausdauer für das Leben ein. Es schwebte, auch wenn er nicht in seiner Nähe war, plötzlich seinen

Augen vor, gleich als ob es, ein Werkzeug Gottes, seinem Haupt entspränge, er schlug es sich zuweilen aus dem Gestein, das er bearbeitete und wenn er etwa vor Erschöpfung augenblicklich inne hielt und seine Haue sinken ließ, gewahrte er das liebliche Bild neben sich, ja, mehr als einmal, wenn sein Grubenlicht zufällig erloschen war, und er in den nächsten Stollen es wieder anzustecken ging, leuchtete es seinen Schritten vor und erhellte ihm die unterirdische Finsterniß.

Eine kleine halbe Stunde von Gottfrieds Hütte ab lag ein Dörfchen, das nur von Bergleuten und den wenigen Feldbauern bewohnt wurde, die die Unfruchtbarkeit der Hochebene ernährte. Einer der ärmsten dieser Bauern hatte eine sechzehnjährige Tochter Namens Else, die, als sie noch ein Kind war, die Kühe und Ziegen ihrer Eltern und der Nachbarn auf die Weide trieb. Sie sprang dann auf die Wetterscheide des Gebirges mit Lust und Freude hinter dem Viehe drein, hörte und empfand nichts als den durch Mark und Bein dringenden Zug des Sturms, durch dessen Heulen hie und da das verwehte Getön einer einzelnen Kuhglocke scholl, und setzte sich auf die Schwelle der kleinen Kapelle nieder, indem sich ihr Blick in die vor ihr ausgebreitete Ebene verlor, die erst in Nebelferne wieder unbekannte Gebirge begrenzten. Neben ihr plauderte der Föhrenwald leise von den tausenden von Menschen, die in dem weiten Lande lebten, und

erweckte ihre Neugier, selbst einmal in das Gewühl der großen Stadt zu dringen, deren Jahrmärkte und hohe Feste ihre Nachbarinnen auf das lockendste beschrieben hatten. Es schlummerte in der kleinen Else eine kräftige, empfängliche Natur, der der enge Gesichtskreis ihres Elternhauses von früh an nicht genügen wollte.

An den Tagen, wann Else nicht das Vieh austrieb, wurde sie in den Forst geschickt, um dürres Holz zusammen zu lesen. Hier hatte der Zufall sie schon öfter zu den Stunden nach der Hütte des jungen Bergmanns geführt, wann dieser von der Arbeit feierte. Er hatte das junge Mädchen wahrgenommen, wie sie die bemoosten Zweige knickte und zu Haufen hinter seiner Hütte sammelte und ihr wohl freundlich beigestanden, eine ihr den Kopf überragende Hucke daraus zu machen, die sie nach Hause trug. Auch schwatzte er, da die Kleine ihr Wohlgefallen an ihm hatte, halbe Stunden lang über den Zaun mit ihr, oder erzählte ihr, vor seiner Hütte bei einer Handarbeit sitzend, was für schöne Dinge von Christus und der Armuth in der Bibel ständen. Sie lauschte ihm mit ersichtlichem Vergnügen zu und wenn sie ihn ansah, in dessen stillem freundlichem Wesen sich ihr Christus selbst vorstellte, kam ihr der Glaube an alles so natürlich vor.

Sie wuchs auf diese Weise mit der Zeit zur blühenden Jungfrau heran und hatte es bei sich kein

Hehl mehr, daß sie Gottfried mit herzlicher Leidenschaft zugethan sey und nichts mehr als seine Frau zu werden wünsche. Das Einzige weßhalb sie sich in diesem Sinne ängstigte, war Gottfrieds Gefühl für sie. Daß in seinem Herzen eine Stimme für sie spreche, wußte sie allerdings; es irrte sie aber stets sein stilles, ernstes Wesen, wenn sie ganz andere Gedanken, als er aussprach, in ihrem Sinne hatte und viel mehr als sie sich merken ließ, zu Scherz und Kosen aufgelegt war.

Es hatte diese heimliche Liebe nach und nach ihr Wesen von Grund aus umgewandelt. Wild und widerspenstig, wie sie vorher zumal gegen ihre Mutter gewesen war, die ihrem leidenschaftlichen Eigensinne selten widerstehen konnte, war sie allmählig so sanft und fügsam, nicht selten so still und ernst geworden, daß ihre Eltern manchmal vor Verwunderung über sie die Köpfe schüttelten.

Es war aber auch Gottfrieds Daseyn fortan wunderbar erregt. Seine vorher so inbrünstige Andacht zu der heiligen Jungfrau schien nicht mehr die nämliche zu seyn. Wenn er in der Kirche wiederum vor ihrem Bilde betete, füllte dieses nicht allein seine Seele aus. Das Bild der schönen Else stand daneben oder schimmerte hindurch und er sah das Eine nicht mehr ohne das Andere, sein Wohlwollen für das zutrauliche Kind ward eine innige Freundschaft und diese Freundschaft bald so frisch und zärtlich, daß man sie

schon lange vorher, ehe Gottfried es erfuhr, Liebe nennen konnte. Bei Elsens Anblick sah er von jetzt an auch das Muttergottesbild, und seine geistige Andacht zu diesem hatte sich in der Liebe zu dem Mädchen verkörpert. Was ihm früher ein Traum geschienen hatte, stand jetzt als Wirklichkeit vor ihm und er begriff nicht, wie es jemals habe anders seyn können. Die übersinnliche Liebe hatte in ihm die sinnliche vermittelt, er liebte in Elsen das Höchste, Göttliche, derweil sie in diesem vielleicht nur ihn zu lieben wußte.

Eines Tages unter anderen waren Gottfried und Else vor der Hütte des Ersteren tief genug in ein trauliches Gespräch versunken, um ein furchtbares Gewitter nicht wahrzunehmen, das sich über ihren Häuptern zusammen gezogen hatte. Sie hörten mit einemmale den Donner rollen und sahen den Himmel in feurigen Blitzen offen, die großen klingenden Regentropfen fielen herab und der wilde Sturm that, als wollte er die Bäume brechen, indem er die Thür des kleinen Hauses auf- und zuwarf. Es war für Elsen zu spät geworden, nach Hause zu eilen, und sie folgte Gottfried, der ihr in seiner Hütte ein Obdach gegen das Unwetter anbot. Er las ihr im Anfange aus der Bibel vor und hörte nur erst bei der überhandnehmenden Finsterniß des Gewitters nothgedrungen auf. Sie saßen alsdann schweigend bei einander und sahen durch das kleine Fenster der Hütte dem Toben zu. Zum erstenmale zitterte und bebte Else ob des

Wetters und barg bei jedem Blitzstrahl, der vom Himmel zuckte, jedesmal, wenn der Donner in einen Baum einschlug, ihr Gesicht an Gottfrieds Brust, in dessen Händen ihre ruhten. Gottfried war in dieser Stunde so selig und so weh wie noch nie zu Muthe und er fühlte zum erstenmal, wie zärtlich er von Elsen geliebt werde, wie zärtlich er sie wieder liebe. Er mußte unwillkürlich an seine gestorbenen Eltern denken und die entsetzlichen Augenblicke, da er sie, eines nach dem andern, kalt und bleich auf dem Todtenbette liegen sah, standen neubelebt vor seiner Seele. Er dachte an seine Armuth; aber anstatt daß ihn diese Vorstellung hätte niederschlagen sollen, flog ein verklärtes Lächeln darüber durch sein Gemüth. Er wollte an seine Zukunft denken; aber aus jedem Winkel der Finsterniß, die ihn umgab, lachte ihm ein holder Engelskopf entgegen und schob sich gleichsam seiner geschäftigen Einbildungskraft in den Weg.

Das Wetter dauerte bis in die Nacht und Else schmiegte sich immer inniger an Gottfried an. Er hielt sie in seinen Armen, bis sich der Himmel aufklärte und hinter der letzten Wolke hervor der volle Mond zum Fenster herein schien.

Gottfried richtete seinen Blick auf Elsens Angesicht, das der zitternde Glanz erhellte und worüber der Schatten einer sich draußen bewegenden Fichte leise hinstrich, indem er meinte, sie werde entschlafen seyn. Ihr schwarzes Auge, das in ihrem Antlitz wie der

Mond im nächtlichen Himmel schwamm, lächelte ihn aber zärtlich an und sie bog sich, mit einem heißen Kusse, den sie auf seine Lippen drückte, zu ihm empor.

Da konnte er dem Zauber, der sein einsames Daseyn umschlang, nicht widerstehen und fragte Elsen mit gerührter Stimme, ob sie sein Weib seyn wolle? Ihre Lippen besiegelten mit Worten und Küssen den Bund und erst als der Rausch der Liebenden verflüchtigt und eines nothgedrungen von dem andern geschieden war, fand sich Gottfried wieder bei seiner Arbeit in der Grube zu sich selbst zurück. Er würde vorher nimmermehr geglaubt haben, Elsen auf die Art zu lieben, daß er ihr Gatte werden möge, ihre leidenschaftliche Wärme hatte ihn mit fortgerissen und er konnte sich des Gefühls nicht erwehren, daß er aus der ihm gemäßen Lebensbahn gewichen sey. Es war ihm, als habe er eine Untreue an sich selbst begangen, daß er seine himmlische Liebe zu der Mutter Gottes auf ein irdisches Wesen übertragen und wiewohl ihm eine innere Stimme sagte, daß diese irdische Liebe in ihrem Wesen eben so heilig als die himmlische seyn könne, vermochte er doch das Bewußtseyn nicht zu verläugnen, daß er zu einer Freude am Leben, wie er sie Elsen angelobt habe, nicht geboren sey. Er gedachte mit Wehmuth und Trauer seiner seitherigen Freude an der Armuth, die ihm jetzt das Schicksal ferner rückte, und es war ihm wie einem Kinde zu Muthe, dem man ein geliebtes Spielwerk aus den

Händen nahm. So überschwänglich ihm auch das Glück erschien, eine andere Seele in Liebe völlig sein zu nennen, hatte er doch nicht Geisteskraft genug, sich den freudigen Glauben daran zuzueignen und wußte er seiner Rathlosigkeit nur durch das Vertrauen abzuhelfen, daß Alles, was geschehen solle, in Gottes Hand stehe.

Er brachte bald nach jenem Tage seinen Antrag bei Elsens Eltern an, und wenn sich die alten Leute auch, von der Noth gebeugt, im Anfange darüber kreuzten und segneten, nöthigte ihnen die Leidenschaftlichkeit ihrer Tochter am Ende dennoch ihre Zustimmung zu der Heirath ab.

Die Liebenden brachten in ihrem Brautstande Herbst und Winter hin. Gottfried arbeitete noch eifriger als sonst, um für seinen zukünftigen Ehestand einige Ersparnisse zurückzulegen, und ließ sich zu dem Ende sogar in einem halbverfallenen Schachte anstellen, dessen gefahrvollere Bearbeitung höheren Lohn abwarf. Er rieb durch diese übermäßige Thätigkeit zusehends seine Gesundheit auf und wurde immer schwächer, frömmer und heiterer.

Elsens vergebliche Vorstellungen gegen seine Thätigkeit hatten sie nachdenklich, das offenbare Hinschwinden seiner Kräfte mißmuthig und unzufrieden mit Gott und der Welt gemacht; nur ihre Liebe zu Gottfried erfüllte sie noch mit Muth und Lebenslust, seine Gegenwart richtete ihre Seele selbst wieder zu Frömmigkeit und Gottvertrauen empor.

Da kam mit dem Frühlinge der vorbestimmte Tag ihrer Hochzeit heran, die an einem Sonntage, dem ersten Tage des Märzmonats gefeiert werden sollte. An dem Freitagabende vorher besuchte Else noch einmal ihren Bräutigam. Ein lauer Westwind hatte den tiefen Winterschnee geschmolzen, der nur noch stellenweise auf den gelbgrünen Triften lag. Die Sonne war untergegangen und hatte den Abendhimmel röthlichgelb gefärbt. Ein trocknender Wind brauste durch den Wald und pritschte halbzerflossene Regenwolken drüber hin. Es war einer jener Tage, die sich, sowie am dunklen Wolkenhimmel einzelne Sterne auftauchen und wieder in Nacht versinken, im Frühjahre zuweilen wie Augen aus der langen Winternacht aufschlagen.

Es gibt Novembertage so mild wie sie, in denen die Natur ihre letzten Kräfte sammelt, um den winterlichen Todeskampf zu bestehen. Diese frühen, so süße Erwartungen erregenden Tage des Jahres sind aber gleichsam die ersten Muttergefühle der Natur, vor der Geburt des Frühlings, der Vorabend des großen alljährigen Festes der Natur, und lassen ihre feierliche Stimmung auch in die menschliche Seele übergehen.

Gottfried und Else fühlten sich von ihr mit ergriffen und malten sich in ihren Gesprächen ihr zukünftiges eheliches Leben auf das Liebevollste aus. Als sie in der Dämmerung zum letzten Scheiden Hand in Hand aus der Hütte traten, legte sich die Nacht zu ihrem

Schlummer allmählig auf die Erde nieder. Sie schauten sich treuherzig in die Augen, die das brennende Abendroth blendete, und in der tiefen Stille kam eine wunderbare Wehmuth über sie.

Gottfried führte die Geliebte eine Strecke weit nach Hause und als sie die Lichter des Dörfchens vor sich schimmern sahen, standen sie um sich zu trennen still.

Die Betglocke der Pfarrkirche schlug die Vesper an und Gottfried sprach zu Else: Was für eine schöne Sache ist es doch um den Segen Gottes, Else! Die Ehen werden zwar alle im Himmel geschlossen; aber es muß deßhalb nicht auf allen Gottes Segen ruhen. Die Ehe ist gewiß die größte Versuchung, die der Herr Gott uns hienieden bereitet, und der eine besteht sie, der andere geht daran zu Grunde. Ich hatte Gott schon so oft gebeten, er wolle unserer Ehe seinen Segen leihen, oder sie lieber nicht zulassen, und mußte dies auch heute früh mit rechter Inbrunst vor dem Bilde der heiligen Jungfrau thun, die ich um ihre Vermittlung anrief. Da kam eine wunderbare Gewißheit der Erhörung über mich und konnte ich wieder so getrost und frei aufathmen, wie seit langer Zeit nicht mehr.

Ein solcher Stein muß einem guten Menschen durch den Tod vom Herzen genommen werden. Als ich endlich von meinen Knieen aufstehen und mein Tagewerk beginnen wollte, merkte ich, daß mir unterdeß die Augen zugefallen waren. Ich befand mich mir selbst gegenüber und sah, wie ich langsam rücklings

umsank. Es verging eine Stunde nach der andern und ich meinte, unser Hochzeitmorgen rücke heran und ich schlafe in der Nacht zuvor, voller Unruhe, nicht zu spät zu erwachen und doch matt und müde, nach recht langem, langem Schlummer durstig. Da tratst du zu mir in die Hütte und riefst mich wiederholt bei Namen, weil du mich vor der Nacht nicht sahst. Ich hatte dich dagegen, eben weil mir die Augen geschlossen waren, wohl erkannt, und erschrack über dich, daß du keinen Brautkranz auf, sondern dein weißes Regentuch über den Kopf genommen hattest und so alt und krumm wie meine Mutter aussahst, ehe sie zu sterben kam. Du wolltest schon im Zorne über mich zu deinen Eltern heimgehen und ich wäre fast verzweifelt, so vergebens strengte ich mich an, dich zu rufen und mich aufzurichten. Da trat in dem Augenblicke, als du die Klinke in die Hand nahmst, die Mutter Gottes von dem Bilde in die Hütte, lächelte dir zu, ergriff deine Hand und führte dich zu meinem Lager. Sie berührte mit der andern Hand mein Haupt, zog mich zu sich empor und sowie ich meine Augen aufschlug, zerfloß vor mir ein Nebel, den ich für das Regentuch gehalten hatte. Du standst so jung und frisch du bist, den Brautkranz in dem Haar, dahinter am Altare und wolltest dich in meine Arme stürzen, ich hörte mich bei Namen rufen.....

In dem Momente, der zuerst nur ein Traum gewesen war, erwachte ich und sah, daß mich der alte

Obersteiger in die Höhe richtete. Es war eine Schwäche über mich gekommen, in der ich so lange vor dem Marienbild gelegen hatte, und ich fühlte mich auf der Stelle wieder rüstig genug, an meine Arbeit zu gehen.

Else ward von dieser Erzählung im Innersten ergriffen und sagte mit erstickten Thränen: Ich weiß nicht, Gottfried, was uns das zu bedeuten hat; gewiß trennt aber selbst der Tod nicht unsere Herzen. Der Himmel verhänge über uns, was er wolle, er ist uns Armen für alle irdische Noth dort oben Freuden und Glückseligkeit schuldig.

Gottfried erschrack über ihre Worte; konnte ihr aber bei ihrer ersichtlichen Aufregung keinen Vorwurf daraus machen.

Sie trennten sich und brachten die Nacht von einander sehr verschieden zu, indem Gottfried eines ruhigen Schlummers genoß und die schlaflose Else an sich, ihrer Zukunft und ihrem Geliebten verzweifelte, auf dessen alleiniges Daseyn ihre Seele ihr frevelhaftes Heil begründet hatte.

Am nächstkommenden Tage trug sich das große Unglück zu, daß die Grube, in deren unterster Tiefe Gottfried arbeitete, zusammenstürzte und mit ihm zwanzig Bergleute rettungslos in sich begrub. Es verbreitete sich Schreien, Wehklagen und Entsetzen in der ganzen Gegend, wohin die Trauerbotschaft drang und es wurden dadurch viele Menschen brodlos und elend. Des armen Gottfrieds Braut stürzte dabei mit einem

lauten Schrei zu Boden und blieb lange für todt liegen, bis sie am Ende dennoch wieder zu sich kam und ihr zerstörtes Daseyn weiter schleppte.

Auf der mittleren Höhe desselben Gebirges, wo sich dereinst diese traurige Begebenheit ereignet hatte, lag ein von schroffen Sandsteinfelsen eingeschlossener Thalkessel, in dem einzelne Felsblöcke wie Brocken zwischen jungen Birken und Tannen verstreut waren und ein munterer Gießbach über Kies weg durch den Wiesengrund plauderte. Gelbgrünes Schilfgras, hohes Farrnkraut und blaue Vergißmeinnicht standen am Bachesrande neben Heideblüthe und Kronsbeergesträuch und im Hintergrunde ragten über die Thalwände dunkle Fichtenwaldgebirge empor.

Inmitten dieses Thales ging eines Nachts, es mochten etwa fünfzig Jahre nach dem Tode des armen Gottfrieds seyn, in dem Dorfe das darinnen lag, die Thür des größten und stattlichsten Bauerhauses leise auf und trat ein junges Mädchen daraus hervor, das, nachdem es sich überallhin umgesehen hatte, wie ein geschenchtes Reh über die Wiese den Felswänden zulief.

Der weiße Mond hing an dem klaren Nachthimmel und schien silbern in die Fenster der Häuser, an denen das schöne Röschen vorbeieilte. Sie überschritt auf dem schmalen Stege den Bach und der Mond schwamm unter ihr im Wasser, indem er einen glänzenden

Streifen hinter ſich drein wob, der ſich in den kleinen Wellen wie ein Strauß unabläſſig erzitternder, funkelnder, goldener und ſilberner Blumen ausfaltete. Die Dorfuhr ſchlug die zwölfte Stunde und die Glockenſchläge ſchwollen durch die Luft dem Monde entgegen, an dem ſie gleichſam wiederhallten. Die Grillen zirpten ſchaarenweiſe und in die ſtille Luft ſtieg von den ausgehenden Herdfluren ein dünner blauer Rauch auf. Röschen kam durch eine eiſige Kluft, deren überhangende Felſenmaſſen den blauen Himmel nur mit Einem Auge hineinblicken ließen und trat auf der Höhe in einen wärmeren freien Raum, der von Felſenkegeln umzäumt war.

Sie ſtand in dem ſogenannten Felſengarten, der das Eigenthum ihrer alten Pflegemutter, der Beſitzerin des großen ſtattlichen Bauergehöftes war und in dem Röschen die ſchönſten Blumen und Gewächſe aufzog, die daſelbſt, vor den rauhen Winden geborgen, in der hineingeſchafften Gartenerde wie in einem Treibhauſe wucherten.

Sie ſchritt die kleinen Blumenbeete hindurch zu einem Raſenſitze, den die grellen Schlagſchatten der Felſen in Dunkel hüllten und lauſchte ſo lange ungeduldig bis ſie den Wiederhall eiliger Schritte vernahm. Jetzt löste ſich die Spannung ihrer Geſichtszüge und ſtieg eine männliche Geſtalt aus einer zweiten Felſenſchlucht.

Röschen! rief es leiſe nach ihr hin und ſie flog

mit dem Ausrufe: Heinrich! bist du es? einem jungen Bergmann in die Arme, der sie herzlich an sich drückte.

Derselbe war der Sohn armer Bergleute aus dem nächsten Dorfe und, wie kümmerlich er auch sein Leben fristete, so lebenskräftigen und heiteren Sinnes, daß er ein besseres Geschick verdiente. Seine Liebe zu Röschen hatte sich schon in der Schule, die sie zusammen besuchten, entsponnen und war bald soweit gegangen, daß Röschen ihren Freund fast jedesmal eine Strecke weit und zwar meist bis zu dem Felsengärtchen heim begleitete, durch das sein Weg aus der Schule ging. Sie haschten und versteckten sich dann, ehe sie sich trennten, in den Felsenklüften, oder suchten Beeren und Blumen und wanden Kränze aus Heidekraut, mit denen Röschen sich von ihrem Gespielen schmücken ließ. Sobald sie älter wurden und Heinrich das Gestein zu bearbeiten anfing, sahen sie sich zwar seltener, gewannen sich aber darum doch immer zärtlicher lieb und mußten nur das Leid erfahren, daß die alte geizige Muhme Röschen, die sie erzogen hatte und deren Erbin sie einst werden sollte, nichts von dieser Liebe wissen wollte. Die Liebenden konnten sich von der Zeit an nur noch verstohlenerweise sehen und wählten gemeiniglich das Felsengärtchen zu ihren nächtlichen Zusammenkünften.

Sie hatten einander heute kaum begrüßt, so sagte das betrübte Röschen zu ihrem Geliebten: Ach, Hein-

rich! Es iſt nun wohl mit unſerem Glück und unſrer Liebe aus! Ich habe dieſen Nachmittag deßhalb ſo viel von meiner Muhme leiden müſſen, daß ich keine Kraft mehr hatte, ihr zu widerſtehen. Sie zürnte mir zu heftig, daß ich nicht von dir laſſen wollte und kündigte mir auf morgen den Beſuch des reichen Mannes aus der Stadt an, der mich zur Frau begehrt. Wenn ich den nicht heirathen wolle, ſagte ſie, jage ſie mich von Haus und Hof und vermache ihr Beſitzthum einer andern. Ich habe dich alſo heute hierher beſtellt, um dir zu ſagen, daß wir uns trennen müſſen und du glaubſt mir wohl, daß ich dies nicht aus Furcht von dir verlange, arm und hülflos in der Welt zu ſeyn. Meine Muhme hat aber ſchon ſo unendlich viel für mich gethan, daß ich es für Sünde halte, ihren mütterlichen Willen nicht zu ehren. —

Biſt du bei Sinnen, Röschen? rief Heinrich erſchrocken aus; Willſt du uns alleſammt unglücklich machen? Wie könnte ich mich jemals ohne dich zufrieden ſtellen? Was für ein Leben würdeſt du mit einem andern führen, wenn du mich wahrhaft liebſt? Und bedenkſt du nicht, daß du ſogar das Heil deiner Seele gefährdeteſt, die der tägliche Mißmuth einer unglücklichen Ehe mit der Zeit ebenſo böſe wie deine Muhme machen müßte? Auch an dem Manne, den du heirathete ſt und an deiner Muhme verſündigteſt du dich, da beide mit der Zeit ihren Irrthum einſehen und nicht zufriedner als du ſelbſt ſeyn würden.

Ja, was sollte erst aus euren Kindern werden, die einen Tag wie den andern das böse Beispiel des Unfriedens vor Augen sähen! . . . . . —

Was sprichst du für ungereimtes Zeug, Heinrich, fiel ihm Röschen erröthend in das Wort: Ihr Männer denkt stets an das äußerste und fahrt auf, als wäre es geschehen, wenn kaum die Möglichkeit dazu vorhanden ist. Habe ich denn etwa gesagt, daß es bis dahin kommen werde?

Es würde aber dahin kommen, Röschen, sowie du anfingst schwach zu werden. Das äußerste liegt uns immer nahe genug, wenn es auf dem Wege liegt, den wir einmal betreten haben. Ich verlange ja nicht von dir, daß du deiner Muhme gerade zu ungehorsam seyst. Aber leiste ihr nur etwas Widerstand und bitte sie, dich nicht zu zwingen. Sie verstößt dich gewiß nicht gleich ohne Weiteres und es kommt für uns bald eine bessere Zeit, da das Gute und Schlimme in der Welt mit einander wechselt. Sollte die böse Alte dennoch thun was sie dir angedroht hat, so fügst du dich wohl in das Unvermeidliche, das in der Nähe nie so schlimm ist als es von fern aussieht. Wir trösten uns als Mann und Frau in unserer unverschuldeten Armuth mit einander und sind beide gesund und kräftig genug, um uns durch unserer Hände Arbeit zu ernähren. So wenig ich auch mit Leib und Seele Bergmann bin und so gern ich den Aufenthalt unter Gottes freiem Himmel mit meinem finsteren

Schacht vertauschte, wollte ich um deinetwillen doch mein Leben lang mit Freuden das feuchte Gestein behauen.

Du bist so gut, mein Heinrich, sagte Röschen und ich liebe dich über alles in der Welt. So böse aber auch meine alte Muhme ist, muß sie doch meinem Herzen werth und theuer seyn. Es ist etwas wunderbares mit der Frau, die ich um keinen Preis kränken und betrüben könnte. Sie peinigt mich oft so sehr, daß ich mich weit weg von ihr wünsche und geht am schlimmsten mit mir um, seitdem sie weiß, daß wir uns beirathen wollen. Ich kann aber dessenungeachtet keinen Haß auf sie werfen und bemitleide sie von ganzem Herzen, da es mir vorkommt, als ob zwei Seelen eine gute und eine schlimme, in ihr lebten, die beide mit einander stritten und von denen jene nur die unterliegende wäre. Sie wird mitunter, wenn sie sich recht ausgetobt hat, plötzlich still, und scheint so wenig mehr bei sich zu seyn, daß sie mit sich wie mit einer andern spricht, die ihr Vorwürfe macht. Die Bosheit kommt wie ein Fieber über sie, für das sie nichts kann und es ist vielleicht in alten Zeiten mit den Leuten so gewesen, die der Teufel besessen hat. Wenn ich nicht wüßte, daß ihre Eltern in Frieden mit ihr gestorben wären, möchte ich glauben, es laste ein Fluch auf ihr. Nachdem sie mich arme kleine Waise zu sich genommen hatte, wurde es mir im Anfange gar schwer, mich mit Geduld in sie zu finden, da mich meine

Eltern immer sanft und liebevoll behandelten. Sowie ich aber zu Verstande kam und erkannte, daß sie mich im Grunde ihres Herzens liebt, habe ich öfter über sie als über mich geweint. Die Leute meinen, irgend ein Unglück, das sie jung erlebt, habe sie so uneins mit sich selbst gemacht. Sie war eben so wie wir es sind armer Leute Kind und ihr Vater ein Bergmann, der im höheren Gebirge wohnte. Ihr jetziger Reichthum, mit dem sie sich hier im Dorfe ankaufte, fiel ihr erst durch die Beerbung eines fernen Verwandten zu. Ihres Geldes wegen bewarben sich seitdem viele junge Burschen um ihre Hand; sie zog aber vor, ihr Leben im ledigen Stande zuzubringen und ist wohl zumeist dadurch so eigenwillig und hart geworden. Mag seyn, daß sie selbst in ihrer Jugend ein Liebesleid gehabt hat, das sie wie so viele arme Mädchen verbitterte, die in ihrem Alter allein in der Welt stehen.

Auf diese Worte ermahnte Heinrich das schöne Röschen von neuem standhaft und muthig für ihn zu bleiben, und sie versprach es ihm zuletzt so gewissenhaft, daß die Eintracht ihrer Gesinnungen ihnen trotz der Bedrängniß ihrer Liebe, das Herz erleichterte. Sie schieden so sorglos und heiter von einander, als ob des andern Tages ihre Hochzeit hätte seyn sollen.

Indem Heinrich am nächsten Morgen in seiner Grube arbeitete, hörte plötzlich die Ader, welche er verfolgte, auf und stieß er zu seiner Verwunderung auf

lockeres Gestein, das er bei weiterem Nachforschen mit Gewißheit für einen eingesunkenen Schacht erkannte. Auf seine Anzeige bei dem Steiger wurden mehrere Arbeiter dabei angestellt und man war noch nicht lange beschäftigt gewesen, das Gerölle aus dem Wege zu schaffen, als man in einer, durch an einander gestürzte Erdmassen gebildeten Höhlung den noch unverletzten Leichnam eines jungen Bergmanns fand, welcher, wie sich später auswies, durch die Menge Eisenvitriol in der ihn umhüllenden Erde so wohl erhalten worden war.

Das Erstaunen der Bergleute über diese Entdeckung war um so größer, als man seit Menschengedenken von keinem Einsturze eines Schachtes in der Gegend vernommen hatte.

Nach langen Verhandlungen kamen einige der ältesten Leute aus einem höher gelegenen Dorfe dazu und brachten auf die Spur. Man schlug in einer handschriftlichen Bergchronik nach und ermittelte, daß der verschüttete Stollen kein anderer seyn könne, als ein Theil der vor fünfzig Jahren weiter nach dem Gebirge zu eingesunkenen Grube, worin unter Anderen der arme Gottfried mit ums Leben gekommen war.

Man schaffte den unbekannten Leichnam in das Haus des Obersteigers, wo eine immer mehr anwachsende Menge Neugieriger zu dem Wunder strömte, und hoffte auf diese Weise am ehesten den Namen des Mannes zu entdecken.

Wiewohl aber auch mehrere alte Leute mit darunter waren, die bei der vor einem halben Jahrhunderte eingetretenen Katastrophe einen der Ihrigen verloren hatten, wollte doch keiner den Wiederaufgefundenen als solchen anerkennen und wußte Niemand seinen Namen unter den in der Chronik verzeichneten herauszufinden. Ein ferneres Nachgraben in dem Stollen brachte auch von keinem andern Leichnam eine Spur zu Tage.

Mittlerweile hatte das arme Röschen in der vergangenen Nacht thränen- und angstreiche Stunden in der Erwartung der Dinge zugebracht, die der verhängnißvolle Morgen für sie bringen werde. Doch faßte sie sich am Ende auf das äußerste und wollte schon zu der gewohnten Morgenstunde zu ihrer Muhme gehen, um ihr demuthvoll zu sagen, daß sie lieber die bitterste Armuth erdulden als das Weib des reichen Mannes werden könne; als sie auf dem Hofe Knechte und Mägde um einen Bauer aus dem nächsten Dorfe zusammen laufen sah, der ihnen eine große Neuigkeit mitzutheilen schien.

Sie eilte hinzu, um zu erfahren, was es gebe und zu gleicher Zeit trat ihre Muhme aus dem Hause und hörte mit ihr an, was der Mann im Hause des Obersteigers gehört und gesehen hatte.

Es entging Röschen der tiefe Eindruck nicht, den die Erzählung auf das Gemüth der alten Frau hervorbrachte. Sie ward bald blaß, bald roth, schien mehr als einmal außer Stande aufzunathmen und befand

sich zuletzt eine Minute lang in der größten inneren Aufregung. Doch nahm sie sich mit aller Kraft zusammen und erklärte, daß sie ebenfalls hinzusehen wolle, ob ihr der aufgefundene Leichnam vielleicht nicht unbekannt sey.

Sie kleidete sich in Eile zu dem Gange an, hieß Röschen sie begleiten, die der siebenzigjährigen Alten kaum folgen konnte und strengte sich so übermäßig an, daß ihr die dicken Schweißtropfen über das Gesicht rannen. Ohne einen Augenblick auszuruhen, redete sie unterweges kein lautes Wort und schien in einem steten Gespräche mit sich selbst zu seyn, aus dem sie sich mit wiederholten schweren Seufzern Luft machte.

An Ort und Stelle angelangt, traten die beiden Frauen in die Stube des Obersteigers zu dem Ruhebette. Die Anwesenden wichen vor dem ernsten Wesen der Greisin zurück und sie richtete ihren Blick auf den Leichnam, von dessen Antlitz ihre Seele eine Minute lang gleichsam Strahlen der Erinnerung einsaugte. Ihre Züge belebten sich zu dem Ausdrucke der höchsten Leidenschaft und sie stürzte mit dem Ausrufe: Gottfried! neben dem Leichnam zu Boden.

Es waren wirklich die ehemaligen Liebenden Gottfried und Else, die sich hier wunderbarerweise wieder zu einander gefunden hatten und Röschen hatte ihrem Geliebten den Zustand, in den Else nach Gottfrieds Tode vor fünfzig Jahren versunken war, richtig ausgelegt. Es war ihr, als sie nach jener entsetzlichen

Nachricht wieder zu sich gekommen, als ob mit ihm ihr besseres Selbst erstorben oder in einen verzauberten Schlummer gebannt sey. Ihre durch Gottfrieds Einfluß gemilderte Leidenschaftlichkeit erwachte wieder in aller Kraft und erlöschte auch die Frömmigkeit ihrer Seele, die Gottfried erst entzündet hatte. Sie hatte das Vertrauen auf Gott und auf sich selbst verloren und ihr Charakter schien fortan dem blinden Zufalle preisgegeben zu seyn. Einem räthselhaften Umstande gemäß war es ihr ihr ganzes übriges Leben lang, als sey Gottfried in der That nicht todt, sondern schlummere in tiefer Erde und so wie sein Bild frisch und lebendig vor ihrer Seele stehen blieb, schlug auch ihr entschlummerter edlerer Theil zuweilen sein Auge in ihr auf und unterhielt sich mit ihr von ihr selbst.

Als Röschen mit ihrer Muhme in das Zimmer des Obersteigers getreten, war auch Heinrich darin gegenwärtig, der über sein wunderbares Erlebniß augenblicklich vergessen hatte, wie folgenschwer der Morgen für ihn werden könne und jetzt nicht wenig über das erstaunte, was vor seinen Augen geschah. Er trug während der Ohnmacht der alten Frau Sorge, daß alle Anwesenden bis auf den Obersteiger sich entfernten und wendete mit diesem und Röschen lange vergebens alle Mittel an, sie ins Leben zurück zu rufen. Als Else endlich völlig wieder zu sich kam, schaute sie mit unverwandten Blicken Gottfrieds Leichnam an und fiel es ihr wie Schuppen von den Augen. Ihre ganze

Jugendzeit und Liebe ſtand wiederum vor ihrer neugebornen Seele, ihre alten Gefühle erwachten noch einmal in Freud und Leid und ſie erkannte tief beſchämt die Verirrungen ihres Herzens. Ein heißer Thränenſtrom entſtürzte ihren Augen und ſie ſank, ſich ausweinend in Röschens und Heinrichs Arme.

Sobald ihr Schmerz ſtiller und ſchwächer geworden war, ſchienen auch ihre Kräfte abzunehmen und redete ſie mit gefalteten Händen die Leiche alſo an:

O, Gottfried! wie muß ich dich wiederſehen! Ich Unglückliche! was iſt der Menſch! Was war ich und was bin ich! Was wirſt du dort zu mir Treuloſen ſagen, die ich mein ganzes Leben daran gegeben habe, mich von dir loszureißen! O, mein Gott! was erhoffte ich in meiner Jugend und was hat ſich in meiner Sündhaftigkeit erfüllt! Ich habe ſchwer geträumt und bin dadurch doch vielleicht geſtärkt worden, deſto länger wach zu ſeyn.

Darauf zu Röschen gewendet, fuhr ſie nach einer Pauſe fort: Vergib mir, liebes Kind, daß ich auch mit dir ſo hart und lieblos umgegangen bin. Es war eine lange Krankheit, der ich erlag. Ich blödſinniges Weib wollte dich, ohne an meine eigne Jugend zu denken, auf meine verkehrte und nicht auf deine Weiſe glücklich machen. Ich hatte in meinem Unglück gottlos verzweifelt und meine Seele darum eingebüßt. Aus dieſem Grunde wußte ich auch von deiner Seele nichts und wähnte, es ſey alles damit abgethan, daß ich dich

vor Noth und Armuth schütze. Als ob ich dessen nicht ein Beyspiel wäre, daß, wenn die Seele verarmt und in Noth geräth, alles andere Unglück nichts dagegen ist.

Sie sah Heinrich an, ergriff seine Hand, die sie in Röschens ihre legte und sagte: Seyd glücklich, Kinder und liebt euch so lange ihr lebt. Möge der Himmel euch mein Erbe segnen, und euch vor zeitlicher und ewiger Noth bewahren.

Die Liebenden wußten nicht, wie ihnen geschehen war und wie sie Gott und der guten Alten danken sollten. Die Gefühle ihrer Herzen waren unaussprechlich.

Elfe fühlte ihr Ende nahen und traf die Vorkehrungen, ihren letzten Willen ins Werk zu setzen. Sie ließ den Pfarrer des Dorfes holen, um das junge Paar auf der Stelle zu trauen und verschrieb diesem ihr ganzes Besitzthum, indem sie ihnen noch in der letzten Stunde die Geschichte ihrer Liebe zu dem armen Gottfried erzählte.

Sie schied, als die Sonne dieses Tages unterging, sanft und selig aus dem Leben und wurde, wie sie es gewünscht hatte, eine alte Braut, einen grünen Myrthenkranz im weißen Haar, mit ihrem jungen Bräutigam zusammen in Ein Grab gelegt.

Berichtigungen.

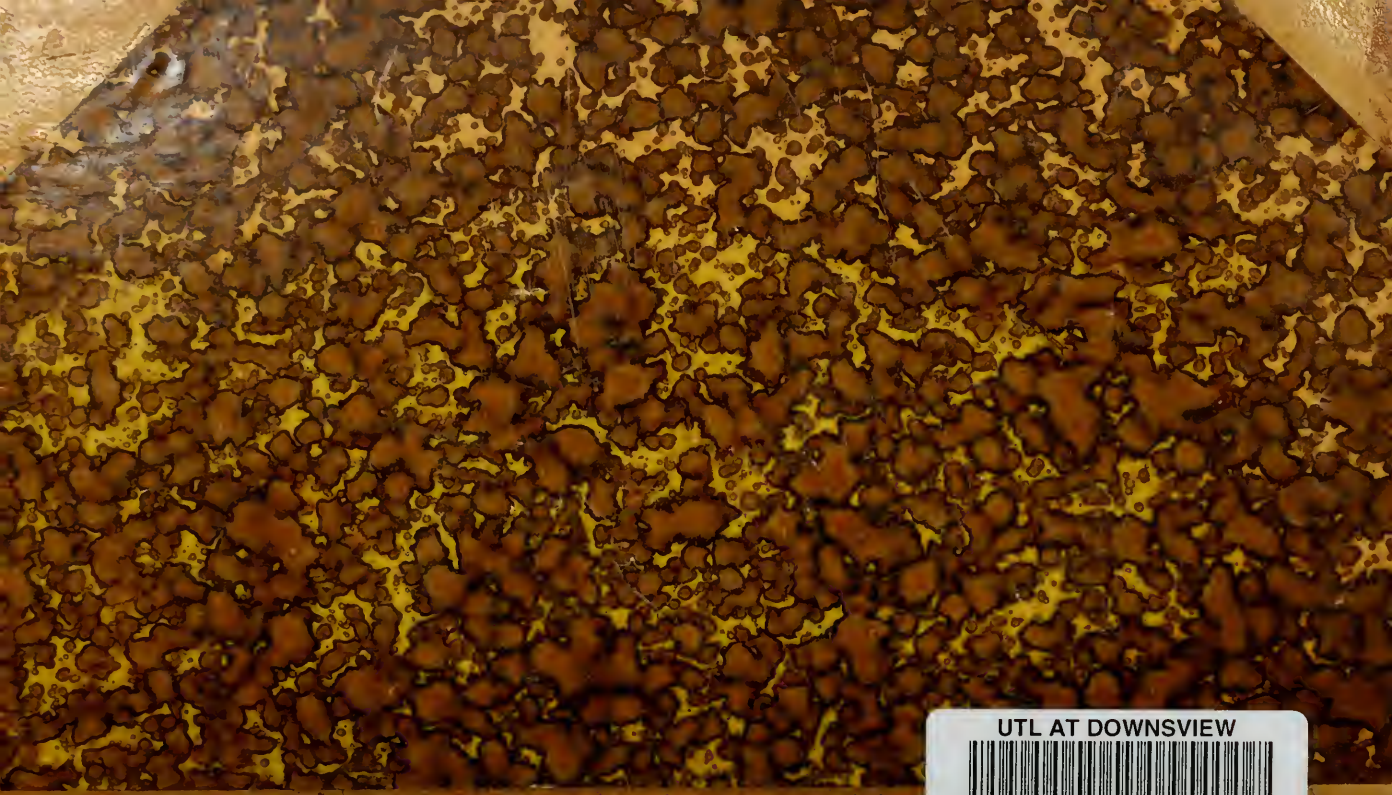
Seite	93	Zeile	7	von oben	lies er es statt er
„	93	„	10	„	„ aber eben statt eben.
„	93	„	24	„	„ düstrere statt düstere
„	97	„	8	„	„ ihm so statt ihm.
„	97	„	16	„	„ konnte statt könnte
„	119	„	5	„	„ wohin von allen Seiten statt wohin
„	177	„	15	„	„ abstehlen statt abstahlen.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
1828
B76A15
1846
Bd.1

Bulow, Karl Eduard von
Novellen



UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 04 04 12 013 3